Gesammelte Schriften

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Sechste Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Die

Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Von

Frederike Bremer.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Aus dem Schwedischen.

Sechste Auflage.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

An Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verehrtester Herr!

Ihr Brief hat Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit in mir erregt, die ich Ihnen durch Erfüllung des von Ihnen ausgesprochenen Wunsches: „daß ich Ihnen etwas über mein Leben und über den Gang meiner Bildung mittheilen möchte", bethätigen zu können wünsche. Allein dies hat seine Schwierigkeiten, da ich hier etwas Inneres blos äußerlich berühren kann, während gerade in diesem Innern das Hauptsächlichste meiner Geschichte liegt.

Einst, wann ich der Erde nicht mehr angehöre, möchte ich als Geist zurückkehren und den Menschen das Tiefste erzählen von dem, was ich gelitten und genossen, geliebt und gelebt habe. Und möge sich dann niemand vor mir fürchten! Denn wenn ich zur mitter-

nächtlichen Stunde zu einer strebenden, unruhigen Seele komme, so ist es nur, um ihr Gemüth ruhiger, ihre Nachtlampe heller und mich zu ihrer Freundin und Schwester zu machen.

Inzwischen mag man immerhin hier und da einen wohlwollenden Blick durch den Vorhang werfen, der ein in seinem äußern Geschick ziemlich gewöhnliches und unbedeutendes Leben verbirgt. Mag man sehen, daß ich an Auras*) Strand geboren bin und einen guten Theil der ehrwürdigen und gelehrten Herren Akademiker von Abo zu Pathen gehabt habe; und aus diesem Blick (wenn er Sehergabe hat) dürfte sich ein Rapport, ein Einwirken kundgeben, das — ich hier schwer näher erklären kann. In einem Alter von drei Jahren wurde ich aus meiner Heimat — Finland — fortgebracht und habe seitdem nur eine einzige Erinnerung bewahrt. Diese Erinnerung ist ein Wort, ein mächtiger Name; — in der Tiefe des Heidenthums sprach ihn das finnische Volk in Furcht und Liebe aus, und spricht ihn noch heutigentags mit denselben, jedoch vom Christenthum veredelten Gefühlen aus; und oft glaube ich dieses Wort in Thor's Donner zu hören, der über die zitternde Erde schreitet, oder in

*) Der Name des Flusses, welcher durch Abo fließt.

dem lieblichen Wind, der sie tröstet und erquickt; das Wort heißt — — Jumala.*)

Wenn Sie mir wohlwollend vom finnischen auf schwedischen Boden folgen (woselbst mein Vater Gutsbesitzer ward, nachdem er seine Besitzungen in Finnland verkauft hatte), so will ich Sie nicht damit belästigen, mich weiter zu begleiten in die Kindheit und Jugend, in die innere Ueberfülle chaotischer Elemente, in den äußern Anblick des wenig interessanten und sehr gewöhnlichen Gemäldes einer Familie, die jeden Herbst im Deckwagen von ihrer Besitzung auf dem Lande nach ihrer Wohnung in der Hauptstadt und jeden Frühling aus ihrer Wohnung in der Hauptstadt nach ihrer Besitzung auf dem Lande reist und im Hause junge Töchter hat, die Sonaten spielen und Romanzen singen, in schwarzer Kreide zeichnen und Romane lesen, sich auf alle erdenkliche Weise bilden und sehnsuchtsvoll der Zukunft entgegenblicken, um Wunderwerke zu sehen und zu thun. In Demuth muß ich bekennen, daß ich mich stets als — Kriegsheldin sah.

Und wollen Sie vielleicht einen Blick in den Familienkreis werfen, so werden Sie denselben in einem

*) Der finnische Name Gottes in heidnischer und christlicher Zeit.

der großen Säle ihrer ländlichen Wohnung zu gemeinschaftlicher Lektüre versammelt finden und — wenn es Ihnen beliebt — den Eindruck bemerken, den einige literarische Gestirne Deutschlands auf eine der Töchter hervorbringen. Wenn man vor heftiger Gemüthsbewegung sterben könnte, so würde sie unfehlbar bei der Lektüre von Schiller's „Don Carlos" steintodt vom Stuhle gefallen sein oder, richtiger, sich aufgelöst haben und in einer Flut von Gefühlen und Thränen plötzlich zerflossen sein.

Aber sie überlebte diese Gefahr. Sie lebte, um noch viel zu lesen und zu lernen von dem Land, welches man mit Recht „Europas Herz" nennen kann und aus dessen reichem Bildungsstrom sie noch heute reiche Nahrung schöpft.

Wollen Sie tiefer in ihre Seele blicken: — sehen Sie dann, wie eine schwere irdische Wirklichkeit allmählich ihre Wolkendecken über ihre glänzenden Jugendträume breitet; wie Dämmerung die Wanderin zeitig auf ihrem Wege überkommt; wie angstvoll, aber vergebens, sie derselben zu entkommen sucht. Die Luft ist verfinstert wie von dichtem Schneefall, das Dunkel nimmt zu, es wird Nacht! Und in der tiefen, unendlichen Winternacht hört sie klagende Stimmen von Ost und West, von Thier und Pflanze, von

einer sterbenden Natur, einer verzweifelnden Menschheit; und sie sieht das Leben mit all seiner Schönheit, seiner Liebe, mit seinem klopfenden Herzen lebendig begraben unter feuchtem Eislager. Der Himmel ist finster und leer — es findet sich kein Auge, und auch kein Herz. Alles ist todt, oder richtiger, alles ist sterbend, außer — dem Schmerz.

Vielleicht haben Sie dem bedeutungsreichen Bilde Aufmerksamkeit geschenkt, mit welchem alle tiefern Mythologien beginnen. Man sieht im Beginn ein lichtes und warmes, göttliches Princip sich zum Dunkel, zum Nebel neigen (Urstoff). Und aus dieser Umarmung von Licht und Dunkel, Feuer und Thränen erzeugt sich — ein Gott. Ich glaube, etwas Aehnliches geht in jedem Menschen vor, der zu einem tiefern Leben geboren ist; und etwas Aehnliches ging auch in Der vor, welche diese Zeilen schreibt.

Wenn Sie selbige etliche Jahre später sähen, so würden Sie finden, daß eine große Verwandlung mit ihr vorgegangen ist. Sie würden das seit langer Zeit thränennasse Auge von unsaglicher Freude strahlen sehen; sie ist wie aus dem Grabe zu neuem Leben erstanden. Was ist es, daß diese Veränderung hervorgebracht hat? — Sind ihre glänzenden Jugendträume in Erfüllung gegangen? Ist sie Kriegsheldin, ist sie sieg-

reich in Schönheit, Liebe oder Ruhm geworden? — Nein! Nichts von allem. Die Jugendtäuschungen sind erloschen, die Jugendzeit ist vorüber. Und gleichwol ist sie jetzt abermals jung; denn in der Tiefe ihrer Seele ist die Freiheit erstanden, über das dunkle Chaos ist ein „Es werde Licht!“ ausgesprochen worden. Und das Licht hat die Nacht durchdrungen und hat auch sie erhellt; den Blick fest darauf gerichtet, hat sie unter Freudenthränen gesprochen: „Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?“

Manches Grab hat sich seitdem geöffnet und manche von denen weggerafft, die sie zärtlich liebte; mancher Schmerz hat sie seinen Stachel fühlen lassen und läßt sie denselben noch fühlen; — aber das Herz schlägt noch frisch, die dunkle Nacht ist verschwunden. Ja, diese ist weg, aber nicht ihre Frucht; denn wie sich gewisse Blumen zuerst des Nachts öffnen, so geschieht es auch erst in den nächtlichen Stunden eines großen Leidens, daß sich die Menschenseele dem Licht der ewigen Sterne öffnet.

Vielleicht wünschen sie hier etwas von meiner Schriftstellerei zu hören. Diese nahm ihren Anfang, als ich im achten Jahre meines Alters den Mond also in französischen Versen apostrophirte:

O corps céleste de la nature.

Und während des größten Theils meiner Jugend fuhr ich fort, in demselben sublimen Geiste Dinge zu schreiben, mit deren Lektüre ich auch meine Feinde (falls ich deren habe) verschonen will. Ich schrieb im Drange jugendlicher, unruhiger Gefühle; ich schrieb, wie die vom Winde erregten kleinen Wellen in der Bucht absichtslose Zeichen in den Strand schreiben; ich schrieb, um zu schreiben. Später ergriff ich die Feder aus einem andern Beweggrunde und schrieb — was Sie gelesen haben.

Heute, wo ich an der Grenze meines Lebensherbstes stehe, sehe ich noch dieselben Gegenstände um mich, die mich in meinen ersten Frühlingstagen umgaben, und bin glücklich genug, von vielen Lieben noch eine geliebte Mutter und Schwester zu besitzen. Die Wiesen, welche unsere Wohnung umgeben und auf denen Gustav Adolf einst sein Heer musterte, bevor er als Befreier nach Deutschland zog, erscheinen meinen Augen jetzt nicht weniger schön, als sie in meiner Kinderzeit waren; sie haben an Interesse gewonnen, denn ich kenne jetzt ihre Gräser und Blumen besser.

Hinsichtlich meiner eigenen Zukunft hege ich blos den einzigen Wunsch, die Arbeiten vollenden zu können, die ich mir vorgenommen habe, und zu denen

meine bisherigen Schriften den Anfang bilden. Gelingt mir dies, so will ich mich einst der großen Güte, die man mir erwiesen hat, für weniger unwürdig halten als jetzt. Und wenn mir dies gelingt, so mögen die Guten und Redlichen, deren Beifall mich belebt, dafür sich selbst zum großen Theil danken. Ich danke ihnen herzlich!

Empfangen Sie, mein geehrter Herr, diesen Ausdruck meiner Gefühle für sich und zugleich für Ihre Landsleute und halten Sie sich wahrhafter Hochachtung und Dankbarkeit versichert von

Årsta, am 3. Mai 1841.

Frederike Bremer.

Die Einführung.

Erfahrung spricht, daß ein gelehrtes Weib
Nur dem Spotte Stoff verleihe;
Drum sei es nur zum Zeitvertreib,
Daß uns Gelehrsamkeit erfreue.
Madame Lenngren.

„Und, meine beste Demoiselle“, fügte der Präsident hinzu, indem er einredend und nachdrücklich seine Hand auf meinen Arm legte, „erinnern Sie sich wol, um Gottes willen keine Wunderwerke aus meinen Töchtern — keine Wunderwerke! Ich will aus ihnen keine glänzenden oder eiteln Frauenzimmer, keine gelehrten, stolzen oder pedantischen Damen; einfache, verständige Weiber, gute Hausfrauen und Mütter, dazu will ich sie bilden. Talente mögen sie haben, aber nur um sich selbst und andere angenehm unterhalten zu können; um Virtuosen zu hören, gehe ich am liebsten ins Concert und bezahle meinen Thaler. Lesen müssen sie vor allem nicht mehr, als was da nothwendig ist, um im Gesellschaftsleben leicht und gewandt über die gewöhnlich dort vorkommenden Gegenstände reden zu können. Jede größere Belesenheit, jede Virtuosität ist dem Weibe schädlich und entreißt es der Sphäre, innerhalb welcher es allein der bürgerlichen

Gesellschaft nützen kann. — Meine Friederike", fuhr der Präsident fort, „meine selige Frau, hatte das Princip bei der Erziehung ihrer Töchter, wol etwas der launenhaften Forderung der Zeit in der Bildung der Frauenzimmer nachzugeben, aber daneben nie etwas von der ursprünglichen Form zu verwischen, welche sie vom Schöpfer für des Weibes Wesen und Leben bestimmt glaubte; und diese besteht" — und der Präsident legte großes Gewicht auf jedes Wort — „in stiller Häuslichkeit, Milde, Ordnung, Nachgiebigkeit gegen andere, Strenge gegen sich selbst, Fleiß, und in der Fähigkeit, angenehm sowol in der Gesellschaft wie in der Alltäglichkeit des eigenen Hauses zu sein. Jede Art von Prunk und Prahlerei, alles dreiste und öffentliche Hervortreten, welcher Art es auch sei, welches jetzt leider unter unsern Frauenzimmern so gewöhnlich ist, verwarf sie und hielt dafür, daß das Weib blos in seinem häuslichen Kreise, als gute Tochter, zärtliche Gattin und Mutter glücklich, sowie ihrem Schöpfer angenehm und ihren Mitmenschen nützlich sein könne."

Ich hörte alles dieses mit einer Art Erbauung an. Ich hätte dabei wol etwas anzumerken gehabt, wußte aber nicht recht, wie ich es wenden sollte. „Gewiß —" fing ich an; der Präsident unterbrach mich.

„Wäre meine selige Frau länger am Leben geblieben, so hätten ihre Töchter in ihr das sichere Vorbild gehabt, wonach sie sich zur Vervollkommnung hätten bilden können. Gott hat es anders beschlossen. Meine beste Demoiselle!" fuhr er mit ebenso viel Wärme als Ernst und Güte fort, „ersetzen Sie ihnen diese Mutter, prägen Sie in ihre jungen Seelen die Lehren ein, welche sie ihnen gegeben haben würde; leiten Sie sie nach den vortrefflichen Principien, die die ihrigen waren, und über die ich mir das Vergnügen machen werde, Sie noch mehr aufzuklären; schenken Sie ihnen die Zärtlichkeit, die mütterliche Sorgfalt" — seine Rührung hinderte ihn weiter fortzufahren, und er schloß plötzlich — „und Sie

werden nichts fordern können, was der Dankbarkeit ihres Vaters zu viel wäre.

„Die Erziehung meiner beiden ältesten Töchter ist beinahe vollendet. Edla ist zwanzig Jahre, Adelaide siebenzehn Jahre alt. Sie bedürfen jetzt vor allem einer leitenden Freundin bei ihrem Eintritte in die Welt. Meine beiden kleinen Lieblinge dagegen, Mina und Nina, müssen alles vom A-b-c an lernen. Sie sind heute alle zu Mittag bei meiner Schwägerin und ich erwarte sie jeden Augenblick zu Hause. Ich sehne mich danach, sie Ihnen vorstellen zu können.“

In demselben Augenblicke hielt ein Wagen vor der Thüre, und wir sahen die Fräulein aussteigen. Der Präsident schellte heftig und ließ Licht hereinbringen, und mit einem Gefühle, worin Neugier, Interesse und Angst sich mischten, erwartete ich das Erscheinen meiner künftigen Eleven.

„Ist sie hier? Ist sie schon hier?“ hörte ich eine junge und liebliche Mädchenstimme im Saale ausrufen, und kurz darauf traten nacheinander die vier Fräulein herein. Die erste war eine lange und magere Figur mit einem häßlichen Gesichte, einem steifen und unanmuthigen Wesen. Sie verneigte sich kalt und in der Entfernung. Der Präsident stellte Edla vor; sodann Adelaide, und ein junges schönes Wesen näherte sich mir lächelnd und umarmte mich mit Erröthen. Etwas Reizenderes glaubte ich noch nie gesehen zu haben.

„Ah, meine kleinen süßen Engel, Nina und Mina“, sagte jetzt der Präsident, indem er zwei der lieblichsten kleinen Menschengeschöpfe auf seine Arme hob. Lichtlockig, blauäugig, rosenmündig, zartgebaut, waren sie einander so ähnlich, daß ich sie im Anfange nicht unterscheiden konnte. Ich war von den kleinen schönen Kindern entzückt und begehrte nichts mehr, als ihre Bekanntschaft machen zu dürfen. Der Präsident that alles das Seinige, um diese einzuleiten. Aber die Kleinen schmiegten sich

ernst und schüchtern an die Schwestern, bis ich auf den Einfall kam, gewisse langbeinige, aus Karten geschnittene Figuren als Mittler zwischen uns auftreten zu lassen. Bei deren Anblick fingen die Kleinen an, sich zu humorisiren, und in kurzem war ich von ihren Karren, Puppen und Häusern bedeckt und erhielt die vertrauliche Mittheilung, daß sie meine Nase ziemlich groß fänden. Unterdessen betrachtete ich den Präsidenten und seine beiden ältern Töchter, die im Gespräche begriffen waren. Adelaide erzählte ihrem Vater die Begebenheiten des Tags, die Mittagsgäste und die Gerichte, während Edla ihren Worten eine oder die andere Bemerkung hinzufügte. Ich konnte meine Augen nicht von Adelaide abwenden. Sie kam mir unbeschreiblich schön und anmuthig vor. Das Gesicht war mehr rund als oval, die Stirne hoch und schön gewölbt, zwei große dunkelblaue Augen strahlten von Freude und Herzensgüte, die Nase war klein und von der schönsten Form, der Gesundheit Rosen lagen auf Lippen und Wangen. Ihr Lächeln, ja ihr ganzes Gesicht war, wie wir uns das eines Cherubs denken. Der Wuchs war von mittelmäßiger Größe, die Formen zugleich üppig und edel, Hals, Arm und Hände blendend weiß und vom vollkommensten Ebenmaße. Den Kopf, von reichem kastanienbraunen Haare geziert, trug sie etwas zurückgeneigt, was ihr ein Ansehn von Stolz, sogar von einigem Uebermuthe gab, der auch ihrem ganzen Wesen nicht widersprach, obschon er durch den Ausdruck von Wohlwollen und Herzensgüte gemildert ward. Neben diesem lichten Bilde stand die Schwester wie ein Schatten, und ich ahnte, daß es dieses Gefühl sei, was sie so finster mache.

Der Präsident selbst hatte eine edle und ausgezeichnete Persönlichkeit. Er war groß, etwas zur Corpulenz geneigt und schien vielen Werth auf sein Aeußeres zu legen. Wie ich bald merkte, war er von seinen schönen Händen etwas eingenommen und legte sie den Leuten gern vor

die Augen. Beim Abschied am Abende nahm mich der Präsident beiseite und sagte: „Meine beiden ältesten Töchter haben Eigenheiten in ihren Charakteren; sie müssen vorsichtig geleitet werden. Edla hat einen eigensinnigen Charakter, sie machte meiner seligen Frau vielen Kummer, sie verursacht ihn auch mir. Aber wir wollen das Beste hoffen. Es bedarf bei ihr viel Ernst, viel Ernst, es bedarf vieler Umsicht, Demoiselle Rönnquist. Morgen", fügte er hinzu, „ist Souper, Tanz, Charadenspiel und Gott weiß was alles bei meinem Schwager, der Excellenz G. Meine Töchter sind dort. Ich hoffe, Demoiselle Rönnquist, Sie sind so gut, sie dahin zu begleiten. Meine beiden Kleinen sollen Engel in einem lebenden Bilde darstellen, und da sie zu jung sind, als daß ein solcher Auftritt schädliche Folgen für sie haben könnte, so habe ich den dringenden Bitten meiner Schwägerin nachgegeben. Und jetzt, gute Nacht, meine Beste! Gute Nacht, meine Mädchen!"

Adelaide hüpfte singend voran und zeigte mir den Weg zu meiner neuen Wohnung. Diese war bequem und geräumig. Die Kleinen und ich sollten uns zusammen einrichten; neben meiner freundlichen und hübschen Stube hatten Edla und Adelaide die ihrigen.

Noch ehe wir uns zu Bett legten, machte Adelaide mich mit einigen Verhältnissen der Familie bekannt. Sie erzählte mir von ihrer schönen Schwester, der Gräfin Augusta U., ihrem Onkel, der Excellenz G., vom morgenden Feste, und ihr Antlitz strahlte dabei vor Freude. Nachher sprach sie von ihrer Mutter, von deren Tode; wie dieselbe ihn lange vorher geahnt und daher vorher alles so still und fürsorgend in ihrem Hause für die Ihrigen geordnet hätte; wie gut und geduldig sie gewesen wäre. Adelaide schwamm hierbei in Thränen. Edla stand da mit niedergeschlagenen Augen, keine Bewegung war in ihrem Gesichte zu bemerken; ich hätte glauben können, sie wäre ganz gleichgültig, wenn ich nicht

das Licht in ihrer Hand hätte zittern sehen. Endlich umarmte Adelaide ihre kleinen Schwestern, die sich zärtlich und schlaftrunken an ihren Hals hingen, legte mein Kopfkissen zurecht und hieß mich wohl schlafen und dabei meine Träume im Sinne behalten. Adelaide's einnehmendes Bild lächelte mir im Schlafe entgegen; als ich aber wach war, dachte ich: Was kann wol in der armen Edla Seele liegen?

Galathea. Angelika.

Freud' ist heitrer Genuß für Geist und Unschuld und Wahrheit,
Nie hat der eitele Thor Sorgen durch Lachen verbannt.
v. Brinkman.

Ich weiß kaum ein angenehmeres Gefühl, als das ich beim Eintritt in ein behagliches und schön erhelltes Zimmer empfinde, welches angefüllt (doch nicht überfüllt) ist mit schönen und wohlgekleideten Menschen. Je mehr Eleganz, je mehr Pracht dort herrscht, desto besser; nur muß sie edel und geschmackvoll sein und nicht Mühe und Arbeit verrathen. Je mehr feengleich sich alles in dieser Salonwelt bewegt, desto leichter und froher hebt sich meine Brust. Dies fühlte ich in hohem Grade, als ich in der Excellenz G. prachtvollen Salon eintrat. Nachdem der Präsident mich dem Wirthe und der Wirthin vorgestellt hatte, führte er mich zu einer schönen Frau, welche gerade im Gespräche mit einem neben ihr stehenden Herrn begriffen war, und sagte: „Meine Tochter, die Gräfin U." Die junge Gräfin, eigentlich des Präsidenten Stieftochter, trug noch tiefe Trauer und war, wie ich erfuhr, seit einem Jahre Witwe. Artig, aber mit etwas

stolzer Herablassung begrüßte sie mich, und unser kurzes Höflichkeitsgespräch war bald zu Ende. Während sie mit einem ihr nahe sitzenden Frauenzimmer sprach, hatte ich freie Muße, mich in der Gesellschaft umzusehen. Ich suchte mit dem Blicke zuerst meine Fräulein auf. Adelaide war von Leuten umringt, und besonders bemühte sich um sie ein junger, großer, hübscher, rothwangiger Mann, der sich beständig um sie bewegte und ganz aussah wie einer, der verliebt ist und sich angenehm machen will. Mit einiger Unruhe betrachtete ich Adelaide's Wesen, welches mir nicht frei von Gefallsucht zu sein schien; aber es war so viele Freudigkeit in ihren Augen, so viel wahre Lebendigkeit in ihren Geberden, daß ich ungewiß blieb, ob meine Furcht gegründet sei. Edla hatte sich in eine Ecke des Zimmers gesetzt; sie redete mit niemand, und niemand redete mit ihr; sie sah finster und verschlossen aus. Die Kleinen gingen von Hand zu Hand und empfingen mit echtem Kinderübermuthe einen allgemeinen Tribut von Liebkosungen und Schmeicheleien. Hiernächst fiel mein Blick auf die Person, welche soeben mit der Gräfin Augusta geredet hatte und jetzt mit der Excellenz G. redete. Wenn er schwieg, so war eine, ich möchte sagen unerreichbare Strenge der hervorstechende Ausdruck der edeln Züge; aber wenn er redete, breitete sich Leben und Anmuth über sie aus. Er war groß, und seine Gestalt zeigte Festigkeit und Kraft. Es war etwas von einem römischen Feldherrn in seiner Haltung und seinem Wesen. Er war civil gekleidet, aber mehre Bänder und Decorationen bewiesen, daß er Militär war oder doch gewesen war. Ich konnte nicht mit Sicherheit entscheiden, ob er den Dreißigern oder den Vierzigern näher war. Ich konnte nicht unterlassen, einen Vergleich zwischen ihm und Seiner Excellenz anzustellen. Auf des erstern Gesicht lag der Ernst, welcher zeigt, daß Gedanke und Wille auf ein gewisses und bestimmtes Ziel gerichtet sind; auf dem des letztern der Ernst, welcher

zuweilen angenommen wird, um des Gedankens Leere und des Willens Schlaffheit zu verbergen.

Mitten auf dem Sofa saß mit dem Ansehen einer Kaiserin ein Frauenzimmer in blauer Sammtkleidung, mit einem Diadem von Juwelen, das von der schönsten Stirne strahlte. Der Ausdruck des schönen und edeln Gesichts war Stolz und Melancholie. Sie blickte um sich, als fände sie nichts ihrer Aufmerksamkeit werth. Den Herren, die sich um sie sammelten, gab sie verschiedene Befehle und Aufträge, und es schien ihr besonderes Vergnügen zu machen, die Leute in Bewegung zu setzen. Ich war sehr neugierig, den Namen des schönen und sonderbaren Frauenzimmers zu erfahren, als die Baronin G., unsere artige Wirthin, sich zu mir setzte und mich mit großer Gefälligkeit mit der Gesellschaft rings herum bekannt machte.

„Die schöne Frau mit dem Juwelendiadem", sagte sie, „ist die verwitwete Gräfin Natalia M., ebenso reich wie geistreich, und so geistreich wie schön. Die Dame, welche so bequem in der Ecke des Sofas sitzt, mit dem griechischen, etwas zusammengedrückten Profil, der starken, aber wohlgebildeten Form, ist ihre Muhme und gute Freundin, Fräulein Margareth R., eine höchst originelle und interessante Person." So fuhr die gefällige Baronin lange fort und zeigte mir in jedem Mitgliede der Gesellschaft eine Vollkommenheit. Ich hatte nach dem Römer fragen wollen, aber er war jetzt nicht im Zimmer.

„Das Interessanteste meiner heutigen Gesellschaft ist noch nicht hier", fuhr die Baronin fort. „Es ist ein junges Mädchen, Namens Angelika, eine zweite Angelika Kaufmann; sie kommt aus der Provinz hierher und wird sicherlich mit ihrem ungewöhnlichen Talente für Malerei großes Aufsehen erregen. Sie wird uns heute Abend bei unsern Bildern behülflich sein. Meine Verwandte, die Freiherrin Palm, hat sie in einer kleinen Provinzialstadt

entdeckt und sie mit sich genommen, damit sie sich etwas in der Welt umsehen könne. Der Vater soll blos ein simpler Maler sein, aber die Tochter —"

„Wer ist sie? Woher ist sie? Wo ist sie?" fragte Fräulein Margareth, die sich uns genähert und die letzten Worte gehört hatte.

„Hier ist sie", entgegnete die Baronin, indem sie aufstand und uns verließ, um einer ältlichen, ziemlich lächerlich ausstaffirten Dame entgegenzugehen, welche soeben hereintrat, begleitet von einer Person, die so ungewöhnlich erschien, daß sie sogleich meine und der ganzen Gesellschaft Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war dies ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, ungemein fein und zart, aber von ausnehmender Schönheit. Das Gesicht war bleich, und man konnte in der That sagen, daß es von zwei großen dunkeln Augen erleuchtet wurde, welche alles das Strahlende, Lebendige und Mystische der Sterne besaßen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, und ihr lichtbraunes Haar fiel in Locken um Hals und Nacken; sie hatte nicht den geringsten Schmuck oder Zierath.

„Ah", sagte halblaut Fräulein Margareth, „eine Romanheldin, eine Amande!"

Die Freiherrin Palm, deren Gutmüthigkeit in ihrem Gesichte zu lesen war, präsentirte zur Rechten und zur Linken das junge Mädchen, welches, ernst und sonderbar, blos mit Stolz den Kopf etwas neigte und hier- und dorthin grüßend stehen blieb, bis daß Adelaide sie einlud, sich neben sie zu setzen. Sie that es und sah sich mit den großen dunkel blickenden Augen ruhig in der Gesellschaft um. Kaum hatte sie sich gesetzt, als man die Freiherrin Palm ausrufen hörte:

„Ach! sie ist so geschickt, so geschickt! Sie sollten 'mal ihren Alpus sehen; sie hat einen Alpus, worin sie alle Menschen abzeichnet. Angelika, mein süßes Kind, komm her und zeige uns deinen Alpus!"

Angelika stand auf, während dessen ein leichtes Roth ihre Wange färbte, und reichte ihrer Beschützerin das Album, das sie in der Hand hielt.

„Ach, das ist ein gar zu interessanter Alpus", fuhr die Freiherrin fort, während sie die Blätter umwandte; „komm jetzt und sage uns schön, was alle diese Zeichnungen bedeuten." Angelika stand still und schweigend da und schien zu leiden. Zu ihrer Erlösung entstand eine Bewegung unter der Gesellschaft, welche die Aufmerksamkeit von ihr abzog. Die Baronin kam mit einem Billet in der Hand und einer bestürzten Miene herein.

„Was sollen wir machen?" rief sie, „wir bekommen keine Galathea; die kleine Eva ist krank geworden und kann nicht kommen. Mein Gott, wo, wo werden wir eine Galathea herbekommen!"

Und ihre Augen gingen fragend umher und hafteten endlich auf Angelika, und sie begann diese mit Bitten zu bestürmen, die Rolle der kleinen Eva zu übernehmen.

Jetzt kam der Präsident plötzlich zu mir hin und flüsterte eifrig: „Kann nicht Adelaide, kann nicht Adelaide Galathea sein?"

Ich war wie aus den Wolken gefallen bei dieser Proposition, welche des Präsidenten und dessen seliger Frau Principien so sehr zu widerstreiten schien; aber ich sah dem Präsidenten an, daß es sein Ernst war, und sagte blos: „O! ich glaube wol, daß —" In demselben Augenblicke wandte sich die Baronin von der hartnäckig sich weigernden Angelika an den Präsidenten, um seine Tochter zur Galathea zu begehren.

Die Sache war bald abgemacht. Adelaide sagte: „Das muß wunderbar werden, todt zu sein und wieder lebendig zu werden. Wolle Gott nur, daß ich ernsthaft bleibe!" Die Baronin führte sie triumphirend fort, und die Freiherrin rief den jetzt eintretenden Römer an:

„Ah! Graf Rallrik, Graf Rallrik! Sie haben gereist,

Sie sind Kenner, Sie müssen dieses Alpus sehen! Sie können es am besten schätzen."

Er nahm das Buch, durchblätterte es und gab es darauf kalt, ohne eine Miene oder ein Wort des Beifalls zurück.

Angelika sah es und erröthete tief.

„Nun, was sagen Sie, Herr Graf, ist es nicht ein charmantes Alpus? Hat sie nicht ein außerordentliches Talent?" fragte die unermüdliche Lobrednerin.

Angelika ward jetzt von der Baronin hinausgerufen, um bei der Ausschmückung der Galathea zu helfen, und hörte daher nicht, wie der Graf sagte: „Es ist schwer, aus diesen Entwürfen etwas zu urtheilen", worauf er einige Fragen in Betreff Angelika's that, und als die Freiherrin diese beantwortet und immer wieder von neuem versichert hatte, sie habe ein ungewöhnliches Talent und zeichne so charmant, so charmant, stand er auf und ging fort. Nach einer Weile setzte er sich nicht weit von mir neben einen ältlichen Herrn, dessen Aussehen, voll von Güte und Redlichkeit, Vertrauen einflößte. Ich saß nahe genug, um ihr Gespräch hören zu können.

„Warum, Alarich", sagte der alte Herr, „warst du so strenge gegen dies sogenannte Alpus? Sahst du nicht, wie schmerzlich das arme Mädchen erröthete? Du hättest ja leicht ein gutes Wort sagen können."

„Gegen mein Gewissen, ja, und gegen des jungen Mädchens Beste. Die Zeichnungen waren unter aller Kritik."

„Nun, das mag sein; aber doch — sie ist ja ein junges und ein armes Mädchen, welches auf ihr Talent alle Hoffnung für die Zukunft gebaut hat."

„Gerade deshalb. Man könnte, ohne sich zu versündigen, dem mittelmäßigen Dilettanten ein lobendes Wort sagen; nicht so dem, dessen ganzes Wohl und dessen Nutzen für die Welt darauf beruht, in der Kunst nicht in der Mittelmäßigkeit stehen zu bleiben. Man kann

dem Staate und dessen jungen Mitgliedern keinen schlechtern Dienst leisten, als wenn man die schwächsten Versuche in Musik, Poesie und bildender Kunst, wie es jetzt so gebräuchlich ist, erhebt und lobt. Der Künstler muß groß sein, muß Genie sein, oder gar nicht Künstler sein."

„Ist das nicht zu streng? Können nicht auch Kunstwerke von untergeordnetem Werthe dem Künstler sowol als dem Publikum Genuß verschaffen?"

„Schwache Kunst wird von schwachen Magen verlangt, und das macht sie auch schwach. Der Kunst höchstes und eigentliches Leben ist ein Mittlerberuf; sie soll Himmel und Erde, Urbild und Wirklichkeit vereinigen. Unsere Zeit scheint dies vergessen zu haben, und blos durch kräftige Geister und wirkliche Kunstwerke kann diese Wahrheit wieder erkannt werden. Noch einmal, sage was du willst den jungen Kunstliebhabern, welche die Gesellschaftskreise mit Gesang und Musik beleben, welche mit Gemälden und Gedichten ihre häusliche Welt zieren und erheitern — ein Zweig der Kunst mag der Verschönerung des Familienlebens geweiht sein; aber ermuntere mit keinem Worte denjenigen, der ins öffentliche Leben zu treten beabsichtigt, wofern nicht entschiedenes Talent und wirkliches Genie sich bei ihm offenbaren. Damit hast du blos dazu geholfen, einen unglücklichen Menschen mehr in der Welt zu bilden. Und ein Frauenzimmer! Welche Kraft, welche Beharrlichkeit und welches Glück müssen ihm nicht eigen sein, um erfolgreich gegen die Schwierigkeiten und die Hindernisse kämpfen zu können, welche ihm auf der Künstlerbahn bei jedem Schritte entgegentreten. Die Kunst ist für den mittelmäßigen Künstler blos eine Tantalusquelle, welche unaufhörlich seinen Durst reizt und unaufhörlich seinen Lippen entflieht."

„Und ihm dabei noch sein Brot wegnimmt — du hast recht; aber diese junge Angelika hat etwas in ihren Augen —"

„Das gebe ich zu. Ihr Blick redet eine ganz andere Sprache als ihre Zeichnungen."

„Beurtheile mich nicht nach diesen!" sagte eine krystallreine Stimme nahe hinter uns, und Angelika's leichte Gestalt entschwebte unter die Gäste, welche jetzt dicht gedrängt im Zimmer standen.

In demselben Augenblicke ersuchte die Excellenz die Gesellschaft, sich in den Saal zu begeben, wo alles zur Aufführung der Bilder fertig war. Das erste, welches dargestellt werden sollte, war eine Scene: Pygmalion und Galathea, componirt von Angelika und gespielt von einem jungen, vielversprechenden Künstler, Herrn Hugo L.

Es dauerte eine gute Weile, ehe die Gesellschaft ihre Plätze eingenommen hatte. Endlich waren alle in Ordnung, die Blicke auf den prachtvollen Vorhang gerichtet, und ein allgemeines, erwartungsvolles Schweigen entstand.

Der Vorhang ging in die Höhe, und Galathea erschien auf ihrem Piedestal. Pygmalion betete sein Werk in brennender Liebe an.

Aus seiner Seele innerstem Heiligthume ist es hervorgegangen, es ist eine Offenbarung des Gottes, der dort wohnt. Die Schönheit, welche sein Geist geschaut hatte, sie stand jetzt da, ein Werk seiner Hand, Seele von seiner Seele, Geist von seinem Geiste, aber starr, aber kalt und stumm. Er hatte dieses göttliche Wesen geschaffen, und sie hörte und verstand ihn nicht. Pygmalion's Herz flammt für sie. Sollte eine solche Liebe, sollte des Lebens glühender Hauch nicht mächtig genug sein, um selbst den Marmor zu durchdringen, sollte des liebenden Künstlers schaffende Kraft nicht noch ein „Es werde Licht!" über diese schlummernde Welt aussprechen können? Pygmalion hofft bald, bald verzweifelt er wieder! Lächelt nicht der Mund, wenn sein Auge in unaussprechlichem Gebete auf ihm ruht? Klopft nicht ihr Herz unter seiner Hand? Still, athmet sie nicht?

Aber nein, sie athmet nicht, sie lächelt und antwortet

nicht! Still und unbeweglich steht sie da, aber unbeschreiblich schön und rührend in ihrem ruhenden Leben. Es ist ein Eden, über das noch keine unruhigen Stürme gebraust haben; es ist Eva in der Morgenstunde der Schöpfung, ehe noch der Hauch der Liebe ihr Herz gerührt hat. Noch ist kein Schmerz, keine Freude dort, alle Pulse des Lebens ruhen noch. Aber wie ahnungsreich erscheint sie nicht! Der Engel des Lebens scheint ihr nahe zu stehen; blos ein Hauch, und der Göttlichkeit Abbild würde athmen, und eine Welt von Güte und Schönheit ist da; das Ideal ist Wirklichkeit. Pygmalion ruft die Gotter an:

„Unsterbliche Götter! In den Stunden, wo mein Gefühl sich in der heiligen Begeisterung der Andacht zu euch erhob und den Glanz euerer Herrlichkeit empfand — da war es, wo ihr Bild in meiner Seele geboren ward. Ich habe sie als ein Abbild von euch erschaffen, und in ihr lebe jetzt ich selbst. Sie ist mein edleres Ich, sie ist das Göttliche in mir, sie ist mein Geist, mein Alles. Heilige Götter, gebt ihr das Leben, welches von euch allein stammt! Götter, gebt mich in ihr mir selbst wieder! Ich werde sonst bei diesem Marmorbilde, in das mein Herz sich verborgen hat, verzehrt werden, hinschwinden! O Götter, diese Schöpfung ist ja von euch! Gebt ihr die Macht, euch zu erkennen und zu preisen!“

„Ich bin einsam auf der Erde! Ich habe mich selbst nicht mehr! Mein Herz ist dort, meine Liebe, mein Gebet ist dort bei ihr, meinem zweiten, meinem bessern Ich.“

„Seht, sie ist so schön! Würde sie nicht mit ihrem Lächeln die Erde verherrlichen? Würden nicht ihre Thränen allem Bösen, allem Schmerze die Kraft benehmen? Götter, weihet euch diesen Tempel ein, haucht ihr euern Geist, der Liebe heiligen Geist ein! Gebt Leben, gebt Seligkeit!“

Pygmalion näherte sich Galatheen wieder. Thränen

glänzen in seinen Augen. Hoffnung, Schmerz, brennende Liebe, Verzweiflung erfüllen auf einmal seine Seele. Noch einmal legt er fragend seine Hand auf ihr Herz, noch einmal ruft er mit der Liebe tiefstem Tone: „Galathea!"

Plötzlich durcheilt ein leichter Schauder die Marmorgestalt, des Lebens Hauch durchfährt deren Glieder. Die Brust hebt sich zu einem leisen Ach! Galathea athmet, ihr Auge bewegt sich, sie legt die Hand auf ihr Herz. So steht sie einige Augenblicke, wie sich besinnend und des Lebens wunderbaren Bewegungen lauschend. Ein entzückendes Lächeln öffnet ihre Lippen. Ein Ausdruck seligen Selbstgefühls, hohen Erstaunens breitet sich über ihr Antlitz. Glücklicher Pygmalion!

So, glaube ich, dachte ein jeder von den Zuschauern in dem Augenblicke, wo Galathea's Blick sich ihm ahnungsvoll zuwandte, und der Vorhang fiel. So dachte insonderheit Graf Alarich, welcher hinter dem Stuhle der Gräfin Augusta stand und ganz im Anschauen Galathea's vertieft zu sein schien. Im Augenblicke, wo sie athmete, sah ich sein Auge leuchten; er erbleichte und holte tief Athem. Gräfin Augusta suchte vergebens ihn zu zerstreuen; er hörte sie nicht.

Ich hatte noch einen andern entzückten Nachbar, der aber in eben dem Grade redselig war, als Graf Alarich stumm. Es war der junge, große, blonde Mann, der vorher Adelaide umschwärmt hatte. Er kaute an einer Ecke seines Taschentuchs und rief beständig aus: „Jesus, wie schön ist sie! Ist sie nicht entzückend, ist sie nicht das Allergöttlichste auf Erden? Ach, ich möchte der Schemel sein, worauf sie steht! Herr Gott, wie ist sie schön!"

Es folgten nun noch einige Darstellungen, die allgemeines Interesse erregten. Die Kleinen, welche Rafael'sche Engel vorstellen sollten, waren im Anfange ziemlich unbändig, doch, einmal durch gute Worte und Ver-

heißungen überredet, falteten sie ihre weißen Händchen, kamen endlich dazu, sie aufwärts gerichtet zu halten, und sahen entzückend aus.

Nach geendigter Vorstellung verfügte sich die Gesellschaft wieder in den Salon, und man wetteiferte darin, das Gesehene zu loben und zu rühmen, indem man eine und die andere gelinde Bemerkung hinzufügte. Im Saale begann die Freiherrin Palm wieder, Angelika nach allen Seiten hin vorzustellen und allen Leuten ihr Album oder, wie sie es nannte, Alpus aufzudringen.

Aber Adelaide sang, und die ganze Gesellschaft lauschte ihrer schönen Stimme, ihrem einfachen und ausdrucksvollen Vortrage. — „Das heißt Gesang", hörte ich Graf Alarich zu jemand sagen. „Das spricht zur Seele, jedes einzelne Wort wird gehört und wird bedeutungsvoll ausgesprochen. Und, gottlob, keine Ziererei."

Adelaide endigte, und alle sammelten sich um sie, außer Graf Alarich, der mit Angelika sprach. Diesen Augenblick hielt die Freiherrin Palm wieder für günstig und kam wieder mit ihren Versicherungen, daß Angelika sehr geschickt wäre, daß mehre Professoren ihr Alpus gelobt hätten u. s. w. Aber Adelaide, welche Angelika's Verlegenheit merkte, eilte von denen, welche sie umgaben, zu Angelika hin, faßte ihre Hand und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie mit mir; ich will Ihnen etwas Schönes zeigen", und sie führte sie rasch in ein anderes Zimmer. Ich folgte ihnen in ein Cabinet, welches mit schönen Oelgemälden und lebenden Blumen verziert war.

Hier blieb Angelika stehen, und, indem sie Adelaide mit einem Ausdrucke von Freude und Bewunderung betrachtete, rief sie aus: „Wie schön bist du!"

Etwas erstaunt, doch mit naivem und unverstelltem Vergnügen antwortete Adelaide: „Glaubst du? Das ist nett!"

„Und du bist so gut wie schön. Ich muß dich zeichnen.“ Papier und Bleifedern lagen auf einem Tische. Die Zeichnung ward sogleich begonnen. Währenddessen versammelte sich ein Theil der Gesellschaft im Cabinet. Der junge blonde Mann stellte sich hinter Angelika's Stuhl, um Adelaide zu betrachten, und äußerte sein Entzücken über sie.

„Ah! Sie, die Liebliche, Göttliche — sie soll gezeichnet werden! Ich werde um das Porträt bitten und will es dann genriren lassen; die ganze Welt soll sehen, wie schön und göttlich sie ist, und die ganze Welt soll sie anbeten, wie ich.“

„Still, Otto!“ sagte Adelaide, „du störst uns. Gehe weg, lieber Otto!“ — Ich war sehr begierig zu wissen, wer der liebe Otto sei.

Es entspann sich zwischen einigen aus der Gesellschaft ein Gespräch über eins der Gemälde, welches einen Gegenstand aus der griechischen Mythologie darstellte. Graf Alarich lobte es. Jemand sagte: „Ich muß nur beklagen, daß ein großer Meister einen solchen Gegenstand für seinen Pinsel wählte. Müßte es nicht der Zweck der Kunst sein, das moralische Gute zu verherrlichen? Und was für Gutes, welchen veredelnden Eindruck können wol Gemälde wie dieses hervorbringen? Sind sie nicht eher sittenverderbend?“

Graf Alarich lächelte gedankenvoll. „Die Griechen“, sagte er, „hatten eine tiefe und lebendige Anschauung vom Verhältnisse des Göttlichen zur Natur. Sie fühlten, daß es dessen Wesen sei, sich der ganzen Schöpfung einzuverleiben und Leben in alle ihre verschiedenen Formen zu gießen. Diese Anschauung ist es, welche in ihrer Mythologie hervortritt, welche sich in ihrer bildenden Kunst versinnlicht, für die sie eine so reiche Quelle ist. Mit ihrem Wirken auf die Phantasie hat wol auch die Blütenzeit der Kunst aufgehört.“

Angelika fuhr auf, ihr dunkles Auge erglänzte. Nach

einigen Augenblicken fuhr sie in ihrer Zeichnung fort. „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig!“ sagte die Gräfin Augusta; „wir sehen jetzt blos den erstern, ohne den letztern zu fassen, und dies verleitet uns zu schiefen Urtheilen.“

„Griechenland, o Griechenland!“ rief ein kleiner Herr mit großen Adelsepauletten aus, „es war die Welt für Poesie und Kunst, für alles Göttliche und Schöne! Seine Zeit ist verschwunden, um nicht mehr wiederzukehren. Wie schön sagt dies nicht Schiller in seinem Gedichte «Die Götter Griechenlands»!“

Ich hatte ihn schon beim Anfange des Gesprächs in einem auf dem Tische liegenden Bande von Schiller's Werken blättern sehen, und jetzt las er laut: „Die Götter Griechenlands“. Man hörte ihn gern, denn er las gut, und des großen Dichters Worte konnten in keinem Falle ihren Eindruck verfehlen. „Wie schön und vortrefflich ist nicht dieser Ausdruck «die entgötterte Natur»“, rief der kleine Mann mit den Epauletten aus, nachdem er zu lesen aufgehört. „Wie treffend schildert er nicht unsere jetzige Naturwelt. In den schönen Zeiten der Mythologie da lebte alles, da sah man in jeder Quelle eine Najade; unter der Rinde des Lorbers schlug Daphne's Herz; in jedem Baume barg sich eine Dryas; Genien lächelten aus Blumenkelchen; alles, alles redete von einem Götterwesen!“

Nachdem er uns auf solche Weise in Prosa ein Ragout von Griechenlands Göttern gegeben hatte, fuhr er fort: „Und jetzt, meine Herren und Damen, jetzt, in unsern aufgeklärten Zeiten, wem fällt es ein, in einem Steine etwas anderes als einen Stein zu sehen, in einer Quelle etwas anderes als gutes Trink- oder Kochwasser? Das Schöne an einem Baume ist jetzt, daß er Holz gibt, um den Ofen zu heizen, und an die Blumen denkt man nur mit Vergnügen, wenn sie dazu taugen, sie in Branntwein zu legen gegen Beulen und Schrammen.“

„Lassen Sie das nur gut sein“, sagte Fräulein Margareth herzlich lachend. „Der Maiblümchenbranntwein ist recht delicat; er hat mich neulich von einer Wunde befreit“; sie zeigte eine kleine Narbe auf ihrer fleischigen, aber schön geformten Hand; die Gesellschaft lachte. Graf Alarich stand wieder gedankenvoll da und sah auf Angelika, welche aufgestanden war, und in deren Antlitz eine seltsame Bewegung sich zeigte. Sie schien reden zu wollen. Ihre großen Augen leuchteten, während sie vor sich hinblickte, als suche sie ein tiefes Mysterium zu durchschauen. Sie erbleichte und ein leichter Schauder durchfuhr ihren Körper. Endlich sah sie voll und klar zur Gesellschaft auf und sagte mit einer wunderbar hellen und durchdringenden Stimme:

„Und sollte wirklich diese Götterwelt aus der Natur verschwunden sein? Zeigen nicht gerade diese wohlthuenden Kräfte, die in ihren Erzeugnissen verborgen sind, daß die Gottheit da ist und wie früher zu den Menschen redet, wenn auch diese zuweilen die Schönheit der Gaben über dem Nutzen vergessen, den sie daraus schöpfen? Die Gottheit gibt sich ihrer Schöpfung, verleibt sich derselben ein — o, dies muß eine ewige Wahrheit sein! Ist jemand unter uns, der nicht Gott in der Natur erkannte, dort nicht seine Worte gelesen hätte? Aber anders gibt sich Gott in der christlichen Offenbarung zu erkennen, als in der griechischen Mythe. Wie Gott durch das Wort sich der Gemeinde gibt, so gibt er in der Sonne sich der Natur — und Menschen und Blumen trinken an derselben Liebesquelle.“

Angelika schwieg und schien sich zu besinnen, dann fuhr sie mit einem strahlenden Lächeln fort:

„Wenn die Sonne am Himmel die Pflanzen speiset und segnet mit ihrer Wärme und ihrem Lichte (denn was die Sonne nicht segnet und heiligt, das hat keine Kraft), da sagt sie ihnen: «Nehmt und eßt, das bin ich!»

Aber sie zerstückelt sich nicht in diese unzähligen Hostien, sondern bleibt am Himmel dieselbe."*)

Angelika's Augen strahlten bei diesen Worten von einer überirdischen Freude. Graf Alarich nahm ihre Hand und drückte sie warm.

„Charmant", sagte Se. Excellenz mit einem halb unterdrückten Gähnen, „recht schöne Sentiments!"

„Schrecklich überspannt, schrecklich exaltirt!" sagten einige von der Gesellschaft leise. Die Gräfin M., die am Tische Angelika gegenüberstand, beugte sich herüber und reichte ihr mit warmer Herzlichkeit die Hand; Fräulein Margareth jedoch betrachtete das junge Mädchen unverwandt mit einem scharfen und prüfenden Blicke.

In Adelaide's Auge stand eine Thräne und eine augenblickliche Blässe hatte die Rosen auf ihren Wangen verjagt. Die Zeichnung ihres Porträts war jetzt fertig und befand sich in Graf Alarich's Händen. Er betrachtete es mit unverstellter Freude.

„Sie haben nicht in dem Album gezeichnet, welches ich vorhin sah?" fragte er Angelika.

„Ja", war ihre Antwort, „doch schon vor drei Jahren; ich war damals noch ein Kind und meine Seele lag noch in den Windeln."

„Warum es also mitnehmen? Warum es zeigen?"

„Die Freiherrin Palm —" sagte Angelika erröthend.

Graf Alarich zuckte die Achseln. „Das ist vortrefflich", sagte er, indem er die Zeichnung mit dem Originale verglich, welches jetzt plötzlich seine schöne Farbe wieder erhielt; „ähnlich und mit Feinheit und Anmuth gezeichnet."

In diesem Augenblicke ward das Souper angesagt. Ich war so glücklich, den Herrn zu meinem Tischnachbar

---

*) Dieser Gedanke gehört Franz Baader. Siehe „Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik". Anmerk. d. Verf.

zu erhalten, der näher mit Graf Alarich bekannt zu sein schien, und ich hoffte durch ihn von diesem ausgezeichneten Manne Näheres zu erfahren. Ich irrte mich auch nicht. Freundlich und offen beantwortete er meine Fragen.

„Graf Alarich W.“, sagte er, „ist einer der vortrefflichsten und ungewöhnlichsten Menschen, die ich kenne. Er hat mit ausgezeichneter Tapferkeit im deutschen Kriege gedient. Als Schweden Frieden machte, nahm er Abschied und zog sich gänzlich aus dem Weltleben zurück. Auf einem alten Familiengute, das er verfallen und verschuldet übernahm, lebte er seitdem einsam nur der Philosophie und den Wissenschaften. — Brennen Sie sich nicht an der Bouillon! Ah, ich sehe, Sie haben kalte Milch! — Um seine Gläubiger zu bezahlen, verkaufte er alles, was er Werthvolles von seinen Aeltern geerbt hatte, und lebte viele Jahre hindurch sehr eingeschränkt, ich glaube sogar arm. Jetzt hat er sein Gut verbessert, welches doch nicht groß ist und ihn zu keinem Krösus macht. — Ah! Austern, Austern, Gott sei Dank, und die leckersten Haselhühner! Dieses à la daube ist die Krone der Wirthin. — Jetzt, sagt man, sei er wieder in die Welt herausgekommen, um sich nach einer reichen Partie umzusehen — aber ich glaube es nicht.“

„Und warum nicht?“ fragte ich.

„Madeira oder Portwein, meine Gnädigste?“

„Er ist nicht der Mann dazu“, entgegnete mein Nachbar weiter, während er sein Glas füllte; „nicht daß ich das geringste Unrecht darin fände, sich zugleich Geld und eine Frau zu suchen; auch ich bin im Begriffe, dasselbe zu thun — aber Alarich hat seine eigenen Ideen. Er ist ein ungewöhnlicher, ein vortrefflicher Mann, eine wahre Löwennatur, und ich habe blos das gegen ihn, daß er so eigen ist, zu eigensinnig und bis zur Härte streng gegen die Schwächen anderer. — Spiegeleier mit Champignons — etwas matt. — Er glaubt, daß der Wille, wenn er auf festen Grundsätzen fuße, über das ganze

Leben herrschen könne, über das Kleinste wie über das Höchste. Er ist sich selbst keiner Schwäche, keines Schwankens zwischen Recht und Unrecht bewußt; deshalb kann er es auch nicht bei andern verzeihen."

„Und ist es denn immer so leicht", fragte ich, „besonders für andere zu bestimmen, was recht und unrecht ist?"

„Fragen Sie Alarich! Der wird es Ihnen sagen. Ich glaube, daß, um dasjenige, was zu hart und zu schroff an ihm ist, zu mildern, ihm nur Eins fehlt. — Delicate Lammcotelettes mit grünen Erbsen, meine Gnädigste!"

„Und dies eine ist?"

„Zu lieben, ein mildes und liebenswürdiges Weib zu lieben!"

„Hat er nie geliebt?"

„Niemals. Ein Unglück, das seinem Bruder widerfuhr, scheint ihn von Liebe und Heirath zurückgeschreckt zu haben. Er wolle, sagte er, die Wissenschaft zu seiner Geliebten und zu seiner Frau machen. Jetzt hat er eine Reihe von Jahren tête-à-tête mit ihr gelebt, — und Gott weiß, ob er sie nicht schon etwas langweilig, etwas frostig gefunden hat, — wie ich vermuthen möchte. Man sagt, daß er sich jetzt mit der Gräfin Augusta U., des Präsidenten Stieftochter, verheirathen wird. Nun, sie ist schön und außerordentlich reich, und wird ihn wol auch gerade nicht hassen; aber wol weiß ich eine Frau, die besser für ihn passen würde. — Kalter Hecht mit Krebszangen — etwas zu salzig. — Aj, aj!"

„Und wer wäre diese Frau?"

„Gerade der gute, schöne Engel da, mit dem er jetzt spricht."

Ich sah Alarich sich über Adelaide's Stuhl hinüberbeugen. Sie lachten beide.

„In der That, ein schönes Paar!" fuhr mein Nachbar fort. „Sehen Sie, wie aufgeräumt er ist; ich habe seit

seines Bruders Tode ihn nicht so herzlich lachen sehen. — Wir wollen uns einmal auch nach den übrigen guten Leuten hier am Tische umsehen. Welcher Luxus in Kleidern und Speisen, meine Gnädigste! Unsere Finanzen müssen zu Grunde gehen; wir müssen sammt und sonders ruinirt werden. — Was ist das hier? Austern mit Hühnern, zum zweiten, dritten, vierten male; willkommen, ihr Austern! Man kann ohne Austern nicht leben. — Sehen Sie das blonde Mädchen dort,

mit dem Finger von blendendem Schnee
sie einen Flügel vom Küchlein brach,

das Mädchen mit dem bleichen, feinen Gesichte, worin sich Lebendigkeit und Güte zugleich abspiegeln, und die mit so innerlicher Bewunderung die schöne Adelaide betrachtet! Glauben Sie wol, daß Glück und Menschen alles gethan haben, um sie zu verderben, und daß es ihnen nicht gelungen ist? Sie hört nie auf, sich selbst für andere zu vergessen. Der junge Herr, der da hinter ihrem Stuhle steht, scheint sie in recht gutem Andenken zu haben."

„Haben Sie nicht bemerkt", fragte ich, „daß der Neid über anderer Vorzüge, den man den Frauenzimmern so lange und so sehr zum Vorwurfe gemacht hat, fast gänzlich aus dem Gesellschaftsleben verschwunden zu sein scheint, besonders bei den jüngern? Sie sind jetzt wirklich die ersten, die der vorzüglich Begabten unter ihnen den Zoll aufrichtiger Bewunderung darbringen. Die Lilie und die Rosen streiten nicht mehr, sondern huldigen einander und werden dadurch noch schöner; die Veilchen duften anspruchslos zu ihren Füßen und blicken freundlich huldigend auf."

„Ah, gewiß! Keine Frage, die Welt wird immer moralischer. Alle Wetter! Tante Gunilla mit einem Turban, den Mohammed nicht prächtiger haben könnte! Vor zwanzig Jahren ein schmales Mädchen, die von Morgenthau und Petersilie lebte, und jetzt eine große Frau. — Ist es nicht wunderbar, daß man «große Frau» in einer ganz

andern Bedeutung sagt, als «großer Mann»? — Sie ißt von jedem Gerichte mit scharfer Kennerzunge und denkt dabei an ihr Souper in nächster Woche. Ich hoffe, sie ladet mich dazu ein. — Pudding? Nein, ich danke! — Die Freiherrin B., charmant, schön heute Abend! Und ihr Mann, wie gewöhnlich eifersüchtig auf den kleinen blonden Herrn da, der wol nie an etwas Böses gedacht hat, aber des Mannes bête noire geworden ist. Sehen Sie die junge Frau da! Schade um sie; sie will gern munter sein, aber sie ist bleich und vermag kaum zu essen; — das kommt daher, weil ihr Mann am Spieltische sitzt und ihren Kindern das Brot vor dem Munde wegnimmt. — Nein! die Mamsells Tr., wie die schwatzen! Und der Vater, wie er sie mit den Augen verschlingt und auf Erden nichts Vortrefflicheres kennt als seine Töchter. «Sie sind merkwürdig, merkwürdig!» sagt er. — Sie trinken wol noch ein Glas Bischof, meine Gnädigste? Hier haben wir nur Aetna. — Bewundern Sie in diesem Eiskuchen die Kunst, Warmes und Kaltes zu verbinden und vermittels des Angenehmen den Appetit zu zerstören. — Es sind heute ungemein viel Leute hier — hören Sie, welch Sausen und Brausen, ganz wie bei einem Bienenschwarme. Es ist doch wunderbar, daß die Menschen so unaufhörlich reden können. — Die Damen kleiden sich jetzt wirklich gut — eine Eleganz ohne Flitter, ein anmuthiges Nichtzuviel und Nichtzuwenig — außer was die Aermel betrifft. Die sind sowol meinen Augen, als meinen Schultern anstößig. — Darf ich Ihnen Gelée vorlegen? Das Backwerk ist gewiß von Behrends! — Schöne Pfirsiche! — Wie befehlen Sie? — Sie essen lieber Reinetten? — Nun, es ist gut, daß nicht alle ihren Geschmack auf dasselbe richten."

Das Souper ging endlich zu Ende und wir erhoben uns vom Tische. Leser! Stockholmer! du bist mit auf Soupers gewesen und weißt daher, daß nach Tische die Gesellschaft niemals Ruhe hat, daß sie sich nicht wieder

niedersetzt, sondern sich in kleine Gruppen zertheilt, welche dastehen und untereinander schwatzen, bis die Wagen kommen und die Abschiedsstunde da ist. Du kannst daher ohne Furcht, in lange Gespräche verwickelt zu werden, mit mir um diese Blumengruppen herumstreifen, und wo wir einen Tropfen Weisheit oder Heiterkeit vernehmen, etwas von des Lebens Honigthau, da wollen wir halt machen, um ihn einzusaugen. Was mag wol der gute Mann da so eifrig vor diesen Damen reden? Lasset uns horchen!

„Aufopferung, Selbstverleugnung! Leere Worte! Es gibt keine Selbstverleugnung! Alles, was der Mensch thut oder unterläßt, das thut und läßt er aus Eigennutz. Ja, die höchste, die christliche Tugend ist nichts als wohlberechneter Eigennutz:

Ein Jude ist der Glaube,
Setzet eine Minute ein und nimmt die Ewigkeitssumme zum Raube.

Die Triebfeder zu allen unsern Handlungen, guten oder bösen, ist Eigennutz."

Ein Frauenzimmer, dessen Antlitz sich nur durch ihre bleiche Farbe und durch einen Ausdruck von beinahe heiliger Ruhe auszeichnete, die besonders aus ihren sanften, hellbraunen Augen strahlte, sagte mild lächelnd:

„Man hört, daß Sie nie geliebt haben!"

„Und was", antwortete eifrig ihr Gegner, „was ist Liebe, was ist Freundschaft anderes als eigennützige Leidenschaften? Wir lieben einen Gegenstand, weil er uns angenehm ist, weil er uns Genuß gibt und weil wir von seiner Zärtlichkeit und Ergebenheit eine Vermehrung unsers Glücks erwarten."

Das blasse Frauenzimmer schwieg eine Weile mit niedergeschlagenen Augen, als blickte sie prüfend in ihr Herz; dann erhob sie sie wieder, feucht aber freudig, und wiederholte flüchtig und erröthend mit einem Tone innerlicher Gewißheit:

„Nein! Sie haben nie geliebt!"

Hierauf antwortete sie nicht weiter auf die Menge von Beweisen für die Herrschaft des Eigennutzes, die ihr noch vorgelegt wurden.

Im Cabinete hatten sich einige junge Damen versammelt. Die junge, reichgekleidete Gräfin L. wirft sich nachlässig und behaglich in einen Emma. Die junge Madame T. steht vor dem Spiegel und ordnet ihre Locken.

Gräfin L.: „Welche Wärme! Ich vergehe! Es ist etwas Göttliches um solch einen Emma. Ich bekomme bald einen von rother Seide mit Fransen besetzt. Hast du einen Emma, Sophie?"

Madame T.: „Nein, ich bin arm —"

Und ein Lächeln mit dem Ausdruck jener Glückseligkeit, welche des Lebens höchster Reichthum ist, übergoß ihr Cherubsgesicht mit entzückendem Glanze.

Die edle und geistreiche Excellenz W...r erzählt Fräulein Margareth eine Anekdote. Güte, blos einfache, anspruchlose Güte ist es, was seine Erzählung auszeichnet. Fräulein Margareth hört aufmerksam und mit Vergnügen zu, und als der Redner geendet, sagt sie mit Feinheit und Anmuth:

„Wenn Geist und Witz immer der Güte Ehre erwiesen, so würde sie genannt werden, was sie ist — Excellenz!" Und sie neigte leicht ihr Haupt vor dem edeln Erzähler.

Wir machen halt, meine Leser, denn die Wagen rollen, Herren und Damen verneigen sich; es ist Zeit, daß wir uns trennen.

Im Zimmer, wo man sich die Mäntel anzog, sah ich die Gräfin Natalie schnell auf Angelika zueilen, ihre weiße Hand unter dem Hermelin hervorstrecken und die des jun-

gen Mädchens erfassen. „Wir müssen uns wieder treffen", sagte sie; „kommen Sie morgen zu mir."

„Ich gehe nicht aus", sagte Angelika mit einigem Stolze; „ich habe keine Zeit."

Gräfin Natalie führte sie etwas beiseite und sagte: „In zwei Tagen reise ich hinaus aufs Land zur Excellenz G., unserm heutigen Wirthe. Darf ich Sie mitnehmen? Er hat schöne Kunstsammlungen. Nun, darf ich?"

Angelika betrachtete ungewiß und kalt die anmuthige Gräfin.

„Mein Vater", sagte sie zaudernd, „meine Zeit —"

„Aha! Schwierigkeiten! Um so besser! Ich liebe es, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich werde Sie erobern! Erwarten Sie mich morgen bestimmt." Und fort war sie.

„Hat Angelika ihren Alpus mit?" ließ sich die Stimme der Freiherrin Palm beim Einsteigen in den Wagen wieder vernehmen. „Denken Sie 'mal, wenn er auf die Straße fallen sollte!"

„Amen! Mag das geschehen!" sagte Fräulein Margareth, sich gähnend in die Wagenecke drückend.

Meine erste Frage, als wir zu Hause angelangt waren, war, wo der liebe Otto wäre.

„Otto!" rief Adelaide, „der junge Otto, mein Vetter und Bräutigam!"

„Bräutigam?" wiederholte ich erstaunt.

„Ja, ehedem. Wir sind zusammen aufgewachsen und spielten als Kinder Braut und Bräutigam."

„Das Spiel kann Ernst werden", sagte der Präsident bedeutungsvoll.

Adelaide antwortete nicht, aber sie biß in ihre Unterlippe, welche darauf wie eine Kirsche aufschwoll, ebenso trotzig wie schön.

Die arme Edla kam ebenso still und verdrießlich wieder nach Hause, wie sie ausgefahren war. Ich hatte den ganzen Abend keinen frohen oder freundlichen Ausdruck in ihrem Gesichte gesehen.

Am folgenden Tage, nach einer dreistündigen Unterweisung in den Erziehungsprincipien der seligen Präsidentin, welche ich aufs neue mit einer Art Erbauung anhörte, ließ der Präsident mich einen Blick in die Angelegenheiten der Familie werfen.

„Wir werden“, sagte er, „dem Grafen Alarich unser Haus eröffnen und es für ihn angenehm zu machen suchen. Augusta wird sehr oft hier sein, und ich wünsche sehr eine Partie zwischen ihr und dem Grafen. Es wäre dies in jeder Hinsicht passend, und ich glaube auch, daß sie beide dazu geneigt sind. Sein Charakter ist ebenso ausgezeichnet wie sein Name und Rang, und sein geringes Vermögen ist kein Hinderniß, denn das ihrige ist sehr bedeutend.

„Adelaide wird wol in kurzem Baronin G. Otto und sie passen in jeder Hinsicht zueinander. Adelaide braucht einen reichen Mann, denn sie trägt Verlangen nach Pracht und Vergnügungen, wozu ihre Schönheit und ihre Stellung in der Welt sie berechtigen. In einem engen Kreise und mit wenigem Vermögen würde Adelaide ganz unglücklich werden. Indessen will ich die Sache nicht übereilen; so etwas fügt sich am besten von selbst. — Ich bin ein Freund von langsamen Maßregeln, Demoiselle Rönnquist. Mit Geduld und etwas diplomatischer Feinheit kann man sicher sein, Menschen und Sachen ganz nach seinem Willen zu leiten. Mein Schwager und ich sind Nachbarn auf dem Lande — im Sommer treffen wir uns oft —, die jungen Leute pflücken Blumen zusammen, essen zusammen Erdbeeren, hören die Nachtigall — im Herbste, denke ich, haben wir Hochzeit. Indeß sähe ich jetzt gern, daß Adelaide meine Schwägerin in die große Welt begleitete, wenn diese ihre Gesellschaft verlangt.“

Der Präsident theilte mir auch mit, daß in zwei Tagen der Geburtstag der Baronin G. gefeiert werden solle. Ein Fest sollte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt, gegeben werden, und der Präsident machte mir den

Vorschlag, seine Töchter dahin zu begleiten, den ich mit Freuden annahm.

Wir reisten an dem bestimmten Tage ab. Adelaide war so fröhlich, so liebenswürdig, so zärtlich gegen Edla, daß diese dem Einflusse der jungen Frühlingssonne nicht widerstehen konnte. Sie war während der Reise in dem schönen, klaren Herbstwetter froher und freundlicher, als ich sie bisher gesehen hatte.

Als wir in dem prachtvollen Schlosse der Excellenz G. angelangt waren, wurden wir auf der Treppe von der Excellenz und von Otto empfangen, der, vor Freude außer sich, vor Adelaide auf die Knie fiel. Als wir in den für uns eingerichteten Zimmern unsere Toilette geordnet hatten, wurden wir von der Baronin in die Bibliothek geführt, wo die Gesellschaft beim Thee versammelt war. Dort, von Büchern, Blumen und Gemälden umgeben, gingen Gräfin Augusta und Alarich in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Der Präsident eilte sogleich, seiner bewunderten Gräfin M. aufzuwarten, die seine Artigkeiten ganz zerstreut mit anhörte. Fräulein Margareth saß halbliegend in einer Ecke des Sofas, besah ihre schönen Nägel und warf dann und wann aus ihren schwarzen Augen einen prüfenden Blick auf die im Zimmer befindlichen Personen. Schweigend, aber mit lächelndem Munde und begeistertem Auge schwebte Angelika mit der Leichtigkeit einer Sylphide von Kunstwerk zu Kunstwerk.

Und der Geburtstag kam und mit ihm eine Menge von Nachbarn und Gratulationen und Versen und Ball und Illumination. Aber mich gelüstet jetzt nicht, von Geburtstagen zu reden, von Versen so glatten, von Gästen so matten, von Vergnügungen, die ermüden, und Lampen, die erlöschen; mich gelüstet, den Flügel (die Gänsefeder) zum höhern Fluge zu schwingen und ein wenig zu schwatzen über:

Geist.

> Diese göttliche Gabe, mit ihrem reinen Ohre, wenn der Himmel seine Wunder ausspricht, ihrer freien, melodischen Zunge, welche ohne Anstrengung mit natürlicher Leichtigkeit sie der Welt wieder offenbart.
>
> Aus einem Briefe v. B.

An die Bibliothek stieß eine Rotunde, wo Statuen und Büsten großer Geister und Künstler aufgestellt waren. Hier war es, wo Angelika die Stunden zubrachte, wenn sie sich von der Gesellschaft freimachen konnte.

Die Baronin, welche Angelika's Talent gern zum Vergnügen ihrer Gäste ausbeuten wollte, schlug ihr vor, einen nach dem andern zu zeichnen, was, wie sie sagte, der jungen Künstlerin nur Vergnügen machen und eine gute Uebung für sie sein könne. Angelika willfahrte ihr kalt, machte mit unglaublicher Schnelligkeit eine Menge schöner Porträts, nahm aber jedes Lob, jede Schmeichelei mit der völligsten Gleichgültigkeit auf. Es war dies nicht Unfreundlichkeit, nicht Stolz, nicht Verachtung; sie war milde und ruhig, aber durchaus gleichgültig, und wenn sie konnte, so stahl sie sich von denen, die sie umgaben, weg und begab sich in die Rotunde. Ganze Stunden brachte sie

dort in Betrachtung der Marmorstatuen zu, in denen das Genie das Genie verewigt hatte. Zuweilen las sie, von diesen edeln Todten umgeben, welche, obschon schweigend wie das Grab, doch von des Lebens tiefsten Geheimnissen redeten; öfter war sie beschäftigt, sie zu copiren, und wenn sie dann mit ihrer Feder und ihrer Zeichenmappe dasaß, da konnte das Zimmer von Leuten voll sein, es konnte um sie her was da wollte gesprochen werden, sie wußte nichts davon. Ein Gedanke, ein Bild, das sich immer in Angelika's Zeichnungen sowie in ihren größern Gemälden wiederholte, war das eines Engels; es schien, als schwebte ihrer Phantasie eine überirdische Schönheit und Heiligkeit vor, und als suchte sie diese ihre Anschauung auszusprechen. Ein unaufhörliches Streben nach der Verwirklichung eines Ideals schien in ihr zu liegen. In ihren Compositionen waren oft große Fehler, besonders in der Zeichnung der Figuren; aber mehr Ausdruck in Blicken und im Lächeln, mehr Leben überhaupt würde man vergebens vielleicht bei den größten Meistern suchen.

Graf Alarich mußte dies zugeben und auf Adelaide's Begehren Spuren dieses Lebens selbst in dem unglücklichen „Alpus" erkennen, welchen er erst so strenge verworfen hatte.

Angelika war ein ganz ungewöhnliches Wesen. Schweigend, tiefsinnig und verschlossen, schien sie ganz und gar Auge und Ohr für das Leben zu sein. Es kostete ihr Anstrengung, sich in Worten zu äußern; wenn ein Gefühl, ein Gedanke sie mächtig erfaßte, so war es zuweilen, als würde sie von einem Geiste getrieben, dessen Macht sie nicht widerstehen konnte; aber ihr ganzes Wesen war in solchen Augenblicken erschüttert; sie wurde bleich, und alles, was sie sprach, trug das Gepräge einer tiefen Begeisterung. Nach solchen Momenten brach sie nicht selten in Thränen aus, war unruhig und ermattet. Da sah sie gern Adelaide neben sich, und wenn sie ihre Schönheit betrachtete, den Ausdruck der Freude und Güte in ihrem

jugendlichen Gesichte, ward sie beruhigt und gestärkt. Eines Abends saß sie in der Rotunde zu den Füßen Linné's und las mit einer Aufmerksamkeit, welche bewies, daß sie Leben aus dem Buche sog. Eine Motte, in derselben Beschäftigung vertieft, saß mit staubigen Flügeln auf der Kante des Blattes und arbeitete an „Plato's Republik". Ueber ihr blickte Sokrates von seinem Piedestal herab, und Hebe lächelte still und sorglos daneben. Eine glühende Abendröthe verklärte Angelika's Gesicht und erhellte die Worte im Buche, auf welchen ihre Augen leuchtend und gedankenvoll ruhten. Sokrates sucht seinen Schülern die Anschauung des Guten näher zu führen, und Adeimantos sagt:

„Du nennst es doch nicht Lust?"

Und Sokrates antwortet: „Sündige nicht, sondern betrachte noch näher dessen Abbild."

Wunderbare Gedanken stiegen dabei in Angelika's Seele auf, Ahnungen, die sie nicht zu deuten vermochte. Sie sah auf zu den Weisen von Marmor; aber jetzt kamen sie ihr bleich und stumm vor. Das Zimmer ward ihr eng und dumpf, sie öffnete die Thüren, die von der Rotunde zur Terrasse führten, und betrachtete das Feuermeer im Westen, wo die Sonne eben still niedersank, und ließ den kühlen Abendwind um ihre Wangen und Locken spielen. Sie merkte nicht, daß ein Theil der Gesellschaft sich in der Rotunde versammelt hatte, daß man sie verwundert ansah, daß man noch verwunderter das Buch ansah, welches sie auf den Knien des großen Naturforschers aufgeschlagen gelassen hatte.

Jemand sagte: „Ich begreife nicht, was sie mit einem solchen Buche will! Soll es sie lehren, besser zu malen?"

„In der That, ich glaube es", sagte Graf Alarich lächelnd.

„Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen", sagte Gräfin Natalie. „Aber ist es nicht der glückliche Vorzug des Geistes, zu wissen, ohne lernen zu müssen; das Gött-

liche hervorzubringen, ohne über dessen Wesen geforscht zu haben? Der geniale Künstler erschafft das Schöne, ohne es zu verstehen."

„Aber nicht ohne es zu fühlen", antwortete Alarich; „es tief in seiner Seele zu fühlen. Nicht wie die Biene schafft der Künstler: er weiß, was er thut; seine Kraft ist nicht die des Instincts, sondern des wachen, bewußten Geistes. Er ist nicht blind, er ist clairvoyant."

„Aber gerade dieser Geist ist doch eine unmittelbare Gabe des Himmels. Diese Götterflamme ist in des Künstlers Seele mitgeboren und hat nichts von der Erde zu erhalten. Der Geist ist mit Feuer getauft, getauft zur selbständigen Kraft, ewig aus seinem innern Reichthume schöpfend, ewig erzeugend wie Gott. Er besitzt Leben in sich selbst und ist von allem unabhängig."

„Nicht von allem unabhängig", antwortete Alarich. „Auch die himmlische Flamme würde erlöschen, wenn nicht Kenntniß und Liebe ihr Nahrung gäben. Was ist's, was der Künstler darzustellen sucht, wenn er seinen Beruf versteht und dem Höchsten nachstrebt? Ist es nicht die Fülle des Lebens, welches im Geiste und in der Natur ist? Aber um es ganz zu fassen, um ganz davon erfaßt zu werden, muß er sich darein versenken und es zu dem seinigen aufnehmen. Entfaltet nicht gerade dadurch, daß er sich in die Elemente vertieft, der Same seine innere Welt in Gewächs und Blume? Glücklich der junge Künstler, der sich von der Philosophie in die Mysterien einweihen läßt, welche er in kraftvollen Werken zu offenbaren beabsichtigt; glücklich, wenn eine edle Liebe seine Seele öffnet und befeuert! Seine Nation wird dann mit Freude und Dank seinen Gesängen lauschen, oder seine Bilder schauen, und nicht wie jetzt mit Recht darüber klagen, daß die Zeit blos Knospen hervorbringt und keine Blumen, daß so manche schöne Flamme angezündet wird und fast zugleich wieder erlischt."

Graf Alarich zog sich nach diesen Worten zurück und

suchte mit den Augen Adelaide, welche Angelika von der Terrasse hereingeholt hatte. Halblaut von Ekstasen, von Brustschmerz und Schnupfen redend, schloß Fräulein Margareth die Thüren wieder zu. Angelika setzte sich, und den Kopf auf die Hand gestützt, betrachtete sie die Redenden.

„Wenn Liebe malen und dichten hilft“, sagte ein Herr in der Gesellschaft, „so ist dagegen die Ehe ein gewisser Tod für diese Talente. Ich versichere Sie, daß ich als Unverheiratheter Verse machte trotz Franzén und Tegnér; aber jetzt — Frau und Kinder, und Ackerbau und Schafzucht, und Gott weiß was alles — ich versichere Sie, dies trocknet die reichste Ader aus.“

Gräfin M. bemerkte kurz, Franzén und Tegnér seien verheirathet und bekleideten wichtige bürgerliche Aemter.

„Was Philosophie und platonische Liebe betrifft“, sagte Hugo L., mit dem glühenden und unreinen Blicke, „so werde ich mich wol hüten, mit diesen Bürden meine Phantasie zu belasten und niederzudrücken. Eine glühende, freie und ungebundene Phantasie ist des Künstlers wahrer Reichthum. Mit dieser wird er das Einzige erreichen, dem nachzustreben der Mühe werth ist. Er wird der Menschen Sinnlichkeit und Eitelkeit schmeicheln und viel Geld gewinnen!“

„Geld!“ rief die Gräfin M. mit Erstaunen und Verachtung aus.

„Mittel zum Genusse!“ sagte lächelnd Hugo.

„Ich glaube“, sagte ein ältliches Frauenzimmer mit milden Zügen, „daß Gott dem Menschen die schönen Künste gegeben hat, um seinen Lebensgenuß zu erhöhen, und ich sehe nicht, weshalb man für sie einen höhern Zweck zu suchen braucht. Wenn ich in meinem Zimmer niedliche Landschaften, angenehme Familienscenen sehe, wenn ich um mich herum die Porträts meiner Kinder oder der Personen, welche ich geliebt und verloren habe, erblicke, so preise ich den Künstler und danke Gott für die schöne Gabe der Kunst.“

liche hervorzubringen, ohne über dessen Wesen geforscht zu haben? Der geniale Künstler erschafft das Schöne, ohne es zu verstehen.“

„Aber nicht ohne es zu fühlen“, antwortete Alarich; „es tief in seiner Seele zu fühlen. Nicht wie die Biene schafft der Künstler: er weiß, was er thut; seine Kraft ist nicht die des Instincts, sondern des wachen, bewußten Geistes. Er ist nicht blind, er ist clairvoyant.“

„Aber gerade dieser Geist ist doch eine unmittelbare Gabe des Himmels. Diese Götterflamme ist in des Künstlers Seele mitgeboren und hat nichts von der Erde zu erhalten. Der Geist ist mit Feuer getauft, getauft zur selbständigen Kraft, ewig aus seinem innern Reichthume schöpfend, ewig erzeugend wie Gott. Er besitzt Leben in sich selbst und ist von allem unabhängig.“

„Nicht von allem unabhängig“, antwortete Alarich. „Auch die himmlische Flamme würde erlöschen, wenn nicht Kenntniß und Liebe ihr Nahrung gäben. Was ist's, was der Künstler darzustellen sucht, wenn er seinen Beruf versteht und dem Höchsten nachstrebt? Ist es nicht die Fülle des Lebens, welches im Geiste und in der Natur ist? Aber um es ganz zu fassen, um ganz davon erfaßt zu werden, muß er sich darein versenken und es zu dem seinigen aufnehmen. Entfaltet nicht gerade dadurch, daß er sich in die Elemente vertieft, der Same seine innere Welt in Gewächs und Blume? Glücklich der junge Künstler, der sich von der Philosophie in die Mysterien einweihen läßt, welche er in kraftvollen Werken zu offenbaren beabsichtigt; glücklich, wenn eine edle Liebe seine Seele öffnet und befeuert! Seine Nation wird dann mit Freude und Dank seinen Gesängen lauschen, oder seine Bilder schauen, und nicht wie jetzt mit Recht darüber klagen, daß die Zeit blos Knospen hervorbringt und keine Blumen, daß so manche schöne Flamme angezündet wird und fast zugleich wieder erlischt.“

Graf Alarich zog sich nach diesen Worten zurück und

suchte mit den Augen Adelaide, welche Angelika von der Terrasse hereingeholt hatte. Halblaut von Ekstasen, von Brustschmerz und Schnupfen redend, schloß Fräulein Margareth die Thüren wieder zu. Angelika setzte sich, und den Kopf auf die Hand gestützt, betrachtete sie die Redenden.

„Wenn Liebe malen und dichten hilft“, sagte ein Herr in der Gesellschaft, „so ist dagegen die Ehe ein gewisser Tod für diese Talente. Ich versichere Sie, daß ich als Unverheiratheter Verse machte trotz Franzén und Tegnér; aber jetzt — Frau und Kinder, und Ackerbau und Schafzucht, und Gott weiß was alles — ich versichere Sie, dies trocknet die reichste Ader aus.“

Gräfin M. bemerkte kurz, Franzén und Tegnér seien verheirathet und bekleideten wichtige bürgerliche Aemter.

„Was Philosophie und platonische Liebe betrifft“, sagte Hugo L., mit dem glühenden und unreinen Blicke, „so werde ich mich wol hüten, mit diesen Bürden meine Phantasie zu belasten und niederzudrücken. Eine glühende, freie und ungebundene Phantasie ist des Künstlers wahrer Reichthum. Mit dieser wird er das Einzige erreichen, dem nachzustreben der Mühe werth ist. Er wird der Menschen Sinnlichkeit und Eitelkeit schmeicheln und viel Geld gewinnen!“

„Geld!“ rief die Gräfin M. mit Erstaunen und Verachtung aus.

„Mittel zum Genusse!“ sagte lächelnd Hugo.

„Ich glaube“, sagte ein ältliches Frauenzimmer mit milden Zügen, „daß Gott dem Menschen die schönen Künste gegeben hat, um seinen Lebensgenuß zu erhöhen, und ich sehe nicht, weshalb man für sie einen höhern Zweck zu suchen braucht. Wenn ich in meinem Zimmer niedliche Landschaften, angenehme Familienscenen sehe, wenn ich um mich herum die Porträts meiner Kinder oder der Personen, welche ich geliebt und verloren habe, erblicke, so preise ich den Künstler und danke Gott für die schöne Gabe der Kunst.“

„Die bildende Kunst“, sagte mit Bestimmtheit ein alter Herr, „hat nur in dem Maße einen Werth für den Menschen, als sie seine Lieblingsgegenstände reproducirt. Für Sie, gnädige Frau, hat sie Werth, weil sie Ihnen die Porträts Ihrer Freunde gibt; ich selbst kaufe kein Gemälde, wenn es nicht Pferde darstellt, und mein Bruder Gustav sieht keine Gemälde an, wenn es ihm nicht Brot, Käse u. s. w. darbietet. Ha! ha! ha!“

„Ueberhaupt“, sagte ein anderer, „dürfte wol die höchste Aufgabe der Kunst die sein, treu die Auftritte des wirklichen Lebens wiederzugeben; nur so kann die Kunst von Nutzen und Werth für den Menschen werden; denn nur so hat sie für ihn Wahrheit, und verwirrt seine Phantasie nicht durch Engels- oder Teufelsbilder, welche nur dazu dienen, ihn zum Schwärmer oder Gespenstersüchtigen zu machen. Es lebe daher auch die Flamändische Schule!“

„Was mich betrifft“, sagte der reiche v. S., „so gebe ich nicht zwei Stüber für diejenigen, welche das Leben abmalen oder in Verse setzen. Ich weiß wenig, was ein Genie ist; ich habe leider gerade so ein Stück davon zum Sohne — der zu gar nichts taugt.“

„Vielleicht gerade weil er ein Stück davon ist“, sagte halblaut Fräulein Margareth zur Gräfin M.

„In der That“, sagte diese, „ist die Kunst so wenig, was ist dann das Genie?“

„Ein glänzendes Meteor“, sagte jemand.

„Warum huldigt ihm die Erde wie einem Gotte?“

„Die Menschen lieben das Glänzende, in die Augen Fallende. Ich glaube, man würde bei einer ruhigen Untersuchung schwer entscheiden können, ob das Genie wirklich irgendeinen Nutzen in der Welt schaffe. Der fleißige Bürger, der ruhige Denker, der gute Mensch wirken mehr zum Wohle des Staats als der glänzendste Geist.“

„Wir wollen dies näher betrachten“, sagte Gräfin M., „wir wollen fragen: was gibt der Geist der Welt und den Menschen?“ Sie sah dabei auf Angelika, und aller

Augen richteten sich auf das junge Mädchen, das von einer wunderbaren Bewegung beherrscht schien. Sie hatte sich erhoben und ging mit leisem Schritte bis zu dem Kreise von Leuten, die um Thorwaldsen's Leierspieler herumstanden, welcher auf einem Altare von gesprenkeltem Marmor die Mitte der Rotunde einnahm. Ihre Wangen wurden immer blässer und blässer; ihr Blick strahlte dunkel, Schauder durchfuhr die ganze Gestalt, und sie mußte sich an den Altar stützen. Da stand sie einen Augenblick still, und es schien, als lausche sie Worten, die keinem andern hörbar waren. Alle betrachteten sie mit Verwunderung, außer Fräulein Margareth, welche sich mit einem Ausdrucke des Verdrusses wegwandte und sagte: „Wozu soll dieser Aufzug dienen? So etwas ist mir unausstehlich, obwol mir das Mädchen sonst gefällt"; und sie entfernte sich.

Alarich trat näher zu der jungen Begeisterten und wiederholte die Frage der Gräfin Natalie: „Sagen Sie uns, Angelika, was gibt der Geist der Welt?"

Angelika sah ihn an. Ihr Auge schien größer als gewöhnlich, ihre Brust erhob sich. Ihre Seele war übervoll. Als sie endlich sprach, geschah es nicht ruhig, sondern die Gedanken kamen wie Blitze und in gebrochenen, ungeordneten Sätzen hervor:

„Freude, Freude gibt er der Welt, Freude jeder Menschenseele! Licht in dem Vergangenen, Kraft der Gegenwart, Hoffnung für kommende Tage. Haben Sie die Gräber und die Ruinen auf der Erde gesehen? Haben Sie Geschlechter und Throne verschwinden sehen? Gesehen, wie diejenigen, die Heldenthaten und Liebeswerke übten, in das stille Grab versanken, wie Asche die herrlichen Tempel bedeckt, und wie die Nebel auf der Helden Grüften liegen und träumen, und alles, alles aus der Wirklichkeit vergeht?

„Aber wer ist der Herrliche, der mit flammendem Blicke die Nebel zerstreut und die Todten in verklärten

Gestalten wieder aufstehen läßt? der unsterbliche Sänger, der die Erinnerungen der Nationen bewahrt, ihre Kämpfe, ihre Siege, ihre Wunden, ihre erworbenen Schätze und eine Zeit die andere beerben läßt? der uns noch heute über die Leiden weinen und über die Herrlichkeiten uns freuen läßt, die schon seit Jahrtausenden nicht mehr sind? Klare Morgenröthe über die in Nacht versunkene Welt, Geist, das bist du!

„Wenn der Geist redet, so erweitert sich die Brust der Völker; sie athmen höher und freier; Thaten der Güte und der Tapferkeit sind durch Jahrtausende hindurch der Widerhall seiner Worte. Wenn der Geist redet, da erbeben die Menschenherzen; unsterbliche Worte, welche dort schlummernd lagen, werden wach. Die Menschen blicken auf und erkennen ihr edleres Selbst wieder, sie werden besser, wärmer und glücklicher.

„Und wenn ein Volk blutet, wenn eine tiefe Wunde seinem Herzen geschlagen wurde, und es dann scheint, als müßte seine Kraft, seine Freiheit, sein edelstes Leben unter des Henkers Hand verbluten: wer ist es, der dann noch von bessern Tagen redet, der aufs Neue den gefallenen Adler erhebt und sein Auge ewigen Sonnen entgegenblicken läßt? Tröster der Geschlagenen, Seher und Prophet der Geheimnisse Gottes, Geist, Heil dir!

„Tiefe Nebel ziehen über die Erde. Dort sind Herbstnächte, wo alle Sterne des Himmels verhüllt sind und das Menschenherz erkrankt am Leben, an allem um ihn her, an sich selbst. Kein erquickendes Gefühl wohnt in seinem Innern, keine Thräne in seinem Auge; wohin er blickt, ist Nacht, und in der Nacht sind bleiche, häßliche Schatten — und die Luft, die er athmet, erstickt ihn. — Dort! — wer blitzt aus dem Gewölke und macht die Nacht hell, und läßt die schönen Genien sehen, welche sich hinter die Wolken verborgen haben und jetzt lächelnd winken? Es ist der Geist, es ist der große Künstler! Sein Blitzstrahl hat des Unglücklichen Herz berührt, er

hat geweint, er hat Linderung; noch ein Blitzstrahl, noch ein Göttergesicht, und er blickt mit Kraft und Hoffnung auf.

„Wer ist es, der die Natur verherrlicht? wer, der ihre Sprache versteht, den stillen Hymnus der Blumen liest und den Gedanken faßt im Gesange der Vögel? Wer hört des Berges und des Flusses Geist und Gottes Stimme im rollenden Donner, im rauschenden Walde, und deutet dem Menschen Gottes Wort in der Natur?

„Du Wunderbarer, du Leben im Leben, du mächtige Hand, die du die Zeit an die Ewigkeit befestigst, ewig erneuernde, ewig erzeugende Kraft, die du der Sonne und des Menschenherzens Wege schauest, die du das Wesen der Gottheit und das Leben der kleinen Blume erforschest — wir begreifen dich nicht; aber wohl wissen wir, woher du bist!

„Der Mensch fiel und der Geist verlor sich in dunkle Träume; aber erreicht ihn der Jubel von einer höhern Welt, o! da sammeln sich die zerstörten Züge zu einem himmlischen Lächeln, die nebeligen Gestalten des Traums bekommen Leben und Farbe, und alle seine Erinnerungen stehen auf zur Verklärung — ein Strahl von Gottes Licht, lächelt der Geist über die Erde und verherrlicht dessen dunkle Wirklichkeit."

Ein Mann Gottes trat jetzt aus dem Kreise hervor, der um Angelika herumstand. Sein Gesicht war jung, aber die Züge streng und bleich. Mit einer tiefen und ernsten Stimme sagte er:

„Die Erde ist die Heimat der Sünde, die Erde ist ein Trauerthal. Weh dem Geiste, wenn er seinen eigentlichen Beruf als Gottes Stimme zu einer gefallenen Welt vergißt, wenn er vergißt, mit Feuerzeichen dem Menschen seine Sünden zu schildern und ihn zur Reue und Besserung zu mahnen. Wehe, wenn er gleich der Schlange in der Natur zur Freude, zum betrüglichen Stolze lockt, wenn er zur Freude aufruft, wo er rufen sollte: «Demüthigt

euch und weinet!» O! wer sind wir wol, daß Gott über uns lächeln sollte? Sünder, Sünder! Wer kann ahnen, was ein heiliger Himmel ist, ohne daneben seinen eigenen Abgrund zu fühlen? Es gibt einen Gegenstand für den Geist und die Kunst auf Erden — einen einzigen, der für den Zustand der Menschen auf der Erde paßt — die Kreuzigung Christi."

„O nein, er ist auferstanden!" rief Angelika mit begeistertem Lächeln: „Freude, Freude der Erde in Ewigkeit! Nicht der Schmerz ist es, nicht die Angst, was befreiet und versöhnet; es ist die Liebe, es ist die Schönheit. Male den Himmel wahr, und der Mensch wird für ihn leben. Stelle der Erde das Bild eines Gottes dar, und der Mensch wird ihn liebgewinnen und dem Urbilde näher kommen."

„Es ist beklagenswerthe, unsinnige Kühnheit des gefallenen Menschen", sagte der Ernste, „zu glauben, daß er das Bild des Geheimnißvollen auffassen könne — das heißt Gott versuchen."

„Aber wenn er sich den Menschen hingibt", antwortete Angelika begeistert. „Gott litt am Kreuze für Sünder; er wird sich nicht weigern, seine Herrlichkeit denen zu offenbaren, die ihm in frommer Anbetung nahe treten. Ist nicht der Beruf des Geistes, sowie der Kunst, ein Mittlerberuf? Phidias und Rafael, Milton und Tegnér, Händel und Mozart haben den Abstand zwischen Himmel und Erde verkleinert. Bedeutungsvoller als jemals ist der Beruf des Geistes in dieser Zeit. Wer hat nicht gehört, wie zur Stunde des großen Opfers der Vorhang im Tempel niedersank? Jetzt kann der fromme Blick in das Allerheiligste hineinschauen, und dem Küustler liegt es ob, immer von neuem und wieder von neuem Gott der Welt zu offenbaren. Rastlos sollte er nach dem Höchsten streben; mit Liebe, mit Arbeit, mit Gebet, mit irdischer und himmlischer Kraft. O! verleih mir für die Arbeit eines ganzen Lebens nur eine Minute einen Gottesanblick und

noch einige Athemzüge, um es der Welt aussprechen zu können — und ich habe genug gelebt!"

Mit steigender, aber immer ruhigerer Begeisterung fuhr Angelika fort:

„Glückselig sind diejenigen, welche Gottes Blitze durchbeben, glückselig diejenigen, welche diese Flamme der Welt wiedergeben und dann sterben.

„Wer ist der Glückliche, der Große, der Beneidenswerthe auf Erden? Ist es nicht der, welcher der Menschheit in verklärter Schönheit das Leben gibt, das er an deren Brust einsog? welcher, von deren Genius erhoben, zum Himmel emporsteigt, dessen Feuer holt, um es in den Schos der Völker niederzulegen?

„Ein Menschenleben, ein kleines Menschenleben, — ein Leben von einigen Jahren, — und dies für eine unsterbliche Welt zu leben, — Feuer in die Herzen von Millionen Wesen einzuhauchen; — ein Menschenleben — so wenig und doch so viel! — Wie wunderbar, wie herrlich! Wie schön das Los, für eine Welt zu leben und zu sterben für das unsterblich Schöne auf Erden! O, daß es das meinige würde!"

Und Thränen feuriger Sehnsucht fielen auf Angelika's glühende Wangen nieder.

„Der Ehre wegen?" fragte Alarich mit prüfendem Blicke.

„Und wird diese Ehre dich wol glücklicher machen, Angelika?" fragte die ältliche Dame mit den sanften Zügen; „wird es dir hier bei deinen Freunden mehr Liebe verschaffen; wirst du durch dieses Streben für Millionen wirklich einen einzigen Menschen glücklicher machen? O, Angelika! Gibt es wol ein edleres Los auf Erden, ein Los, dem nachzustreben eines weiblichen Herzens würdiger wäre, als das, die ganze Glückseligkeit eines Menschen zu sein?"

Angelika sah einen nach dem andern von den Sprechen-

den an; eine Wolke verhüllte ihren Blick, verschwand aber schnell wieder. Sie sagte zu Graf Alarich:

„Nein, nicht der Ehre wegen. Wenn es mir glücken sollte, ein Meisterwerk hervorzubringen, und die Zeit, oder eine feindliche Hand löschte meinen Namen auf dem Gemälde — ich würde nicht klagen, wenn nur das Werk meiner Hand und meines Geistes für die Menschen lebt."

Der ältlichen Dame sagte sie mit weicher Stimme:

„Ich weiß nicht, ob ich glücklich werde, ich weiß nur Eins: daß ich der Stimme gehorchen muß, welche mich mahnt, in der Kunst nur nach dem Ewigen zu streben. Gott mag über mein Schicksal bestimmen!"

Alarich trat ihr näher. „Und haben Sie", fragte er, „alle Schwierigkeiten Ihrer Laufbahn bedacht? Die allgemeine Meinung, die Armuth, Ihr Geschlecht, welches das Erwerben gründlicher Kenntnisse erschwert, alles wird Ihre Schritte hemmen. Hören Sie auf weisern Rath, Angelika! Richten Sie sich nach dem Geschmacke und den Umständen der Zeit. Streben Sie nicht danach, Ideale zu erreichen; malen Sie Porträts, kleine Scenen aus dem Alltagsleben — und Sie werden reich werden, werden ruhig, geliebt und geachtet leben."

„Ich kann hungern", sagte Angelika, indem sie ihn groß und ruhig ansah, „und den Tadel des Volks höre ich nicht; er wird von einer mächtigen Stimme in meiner Brust überstimmt. Nur das Höchste suchend, will ich leben."

„Und wenn Sie es verfehlen? Wenn Sie sich in Ihrer Kraft getäuscht hätten?"

„So sei mir Gott gnädig und lasse mich sterben!"

„Und warum diesen Ehrgeiz? Auch ein geringerer Grad von Vollkommenheit gibt Freude, und das Gute und Schöne lebt auch in der niedern Sphäre des Lebens! Dort sind sie dem Menschen zugänglicher —"

„Das Höchste, das Höchste!" rief Angelika. „Nach dem Höchsten strebend, will ich leben und sterben!"

„Du hast einen wahren Künstlergeist", rief Alarich entzückt, umfaßte ihren zarten Leib und hob sie stehend auf den Altar. Der Leierspieler saß göttlich lächelnd zu ihren Füßen, als wäre er bereit, sie zu besingen. Ein Gemurmel des Beifalls und des Vergnügens ward von den Herumstehenden gehört.

Abenteuer.

> Scherz und Ernst will die Natur;
> Unrecht ist's, dem Spott zu wehren,
> Wenn wir Lächerliches sehn;
> Sündhaft wär's, wollt' man die Zähren
> Des mitleidvollen Auges schmähn.
> Kjellgren.

Tanzmusik ertönte im großen Saale. Der junge Otto stürmte durch die Anglaise mit Adelaide, während der Präsident und die Baronin durch die Reihen der Tanzenden auf- und abpromenirten. Die Excellenz bewegte sich mit vornehmer Eleganz neben der schönen und stolzen Gräfin M., und mit edler, einfacher Anmuth führte Graf Alarich die Gräfin Augusta durch die Reihen des Tanzes. Unbemerkt schlich sich Angelika aus dem Tanzsaale, wohin sie anfangs den andern gefolgt war. Sie empfand dieselben unruhigen und heftigen Bewegungen, welche auf jede ungewöhnliche Aeußerung ihrer Seele erfolgten, und suchte daher Ruhe und Einsamkeit. In der Bibliothek war alles still. Die Lampe war erloschen, und der schöne Septembermond schien durch das Fenster herein und übergoß Blumen und Bilder mit seinem milden bläulichen Scheine. Fern und dumpf brausten das Geräusch und

die Musik vom Tanzsaale her, und durch ein offenes Fenster ward der Gesang der Grille im thauigen Grase gehört; liebliche Düfte stiegen von den Nachtviolen auf und verbreiteten sich auf der Terrasse.

In dieser stillen Welt legte sich allmählich der Sturm in Angelika's Seele und löste sich in stille und wehmüthige Gefühle auf. Ihre Gedanken waren nicht geordnet, aber ein dunkler Drang, eine tiefe Sehnsucht bewegte sich in ihrem Herzen, sich an die Brust einer Mutter oder Freundin stützen zu können. Angelika hatte weder Mutter noch Freundin. Ihr Herz war jetzt so warm, es fühlte so innig das Bedürfniß der Zärtlichkeit, und sie küßte den Strahl des Mondes, der auf die Blumen im Fenster fiel; sie sah auf zum Abendstern und sagte:

„O daß du ein Genius wärest, du schöner Stern, daß ich mit meinen Gebeten dich vom Himmelsgewölbe herunterlocken könnte und deine strahlenden Scheitel küssen dürfte und dich an meine Brust schließen!“

Der Stern glänzte unbeweglich und klar und freundlich vom Azurdome.

„Du sagst mir“, fuhr Angelika fort, „daß du eine bessere Heimat besitzest; und du hast recht.“ Ihre Blicke senkten sich zur Erde, welche in dem milden Himmelslichte so schön, so ruhig, so erquickend dalag, so ähnlich einer Mutter, welche ihren müden Kindern den Busen reicht.

Angelika empfand dieses; ihre Thränen begannen zu fließen, und sie streckte ihre Arme aus und sagte leise:

„Ich bin müde, ich leide! O könnte ich mein Haupt an einer Mutter Brust ruhen lassen und eine Stunde schlummern!“

„Lasse mich deine Mutter und deine Freundin werden! Lehne dich an mich, ich werde dich stützen!“ sagte eine ungemein liebliche Stimme dicht hinter Angelika, und die Gräfin Natalie erfaßte ihre Hand und preßte sie zwischen den ihrigen. „Erlaube mir, dich zu lieben,

bewundernswerthes Mädchen! Ueberlasse mir die Sorge für dein Leben und dein Glück."

Angelika entzog ihr ihre Hand und sagte mit einem Blicke voll Mistrauen:

„Können die Vornehmen auch die Geringern lieben? Man hat mir gesagt, daß sie blos kalt auf sie niedersehen, sowie dieser Stern jetzt auf uns niedersieht. Man hat mir gesagt, daß sie nur aus Eigennutz zuweilen sie zu sich erhöhen, um durch den Glanz irgendeiner Gottesgabe bei dem Geringen ihr eigenes Glück zu erhöhen. Man hat mir gesagt, daß das Brot, welches sie geben, bitter sei; daß für einige freundliche Worte sie das Opfer eines ganzen Lebens verlangen —"

„Ach, glaube das nicht, Angelika! Dies ist die Sprache eines bittern Vorurtheils. Wer hat mit einem solchen Glauben deine junge, schöne Seele vergiften können?"

„Eine frühe, eine bittere Erfahrung. — Die auf Erden am höchsten Stehenden verstehen nicht, was Noth, was Leiden heißt; sie wissen nicht, wie es in einer edeln Brust empfunden wird, gleich dem Wurme auf der Erde nach Nahrung kriechen zu müssen, wenn man nicht Kraft hat, zu hungern. Das Leben bewegt sich um sie mit so vieler Anmuth, Pracht und Schönheit; sie trinken von dem süßesten Weine des Lebens und tanzen unter lieblichem Rausche. Sie finden nichts in ihrem Innern, was sie die wirklichen Leiden der Armen verstehen ließe. Sie werfen mit mildthätiger Hand Korn für die kleinen Sperlinge aus; sie heben den Wurm vom Boden auf, um ihre Zimmer in dunkeln Abenden zu erhellen: aber sie lieben nur sich selbst und sehen Menschen nur in ihrem eigenen Kreise."

„Wie ungerecht sind Sie!" antwortete mit edelm Unmuthe Gräfin M. „Sie schildern die barbarischen Gesinnungen einer Zeit, die schon längst nicht mehr ist. Es ist wahr, ich will es nicht leugnen, es ist ein Genuß,

durch seine Stellung im Leben über der Menge zu stehen und mit dem Blicke königlichen Stolzes auf die niederzublicken, welche zu uns heraufsehen; — ja, es mag wol auch ein Genuß sein, andere zu demüthigen; — doch es gibt einen größern —"

„Und der ist?"

„Sich selbst zu demüthigen und einer höhern Kraft zu huldigen, und mit aller Herrlichkeit der Welt sich arm zu fühlen gegen den, in dem Gottes Geist wohnt. Ach Angelika, der sich nach einem Höhern sehnende Geist wohnt auch in den Seelen derjenigen, welche von dem Glanze und dem Golde der Erde umgeben sind! Und wenn ein Strahl von Gott sich offenbart, alles verlassen sie dann gern und geben es hin, um ihm zu huldigen und zu folgen."

Angelika stand noch still und verschlossen da. Mit steigender Rührung begann wieder die Gräfin:

„Ich würde es nicht gewagt haben, mich dir zu nähern, Angelika, ich würde es nicht verstanden haben, dich zu bewundern und zu lieben, wäre ich eines jener schwachen und kalten Wesen, welche du soeben beschrieben hast. Vom ersten Augenblick an, wo ich dich sah und hörte, wünschte ich sehnlichst, deine Freundin, deine Schwester zu sein."

Noch immer schweigend stand die Tochter des Malers da, und ihr Blick schwebte gedankenvoll über die Gegend, die in düstere Dämmerung gehüllt war.

„Ich bin schwach gewesen, bin eitel und vom Weltleben verblendet gewesen, aber nie dessen Sklavin. Ich verstand und ahnte eine höhere Vortrefflichkeit; aber ich sah sie nie in der Wirklichkeit bis auf diese Stunde; bis auf diese Stunde sah ich niemals hinauf zu einem Menschen."

Und näher tretend, fuhr die Gräfin mit rührender Herzlichkeit fort:

„Entferne mich nicht von dir, stoße nicht meine dar-

gereichte Hand weg. Lasse mich deine ältere Schwester, deine mütterliche Freundin sein. Ich will dir folgen, wohin du willst; dich führen, wohin du willst. Deine Interessen sollen die meinigen werden, deine Ehre, deine Freude die meinige. Ich werde dein Schutz und deine Stütze sein, und ich will über deine Ruhe in den kleinsten wie in den größten Sorgen des Lebens wachen, du sollst gänzlich deiner Kunst leben und ich will für dich leben. Ich bin reich und stehe allein in der Welt; Gott hat mir bis zu dieser Stunde nichts gegeben, was ich lieben, nichts, wofür ich mit Freude hätte leben können. — Angelika, habe ich mich getäuscht?"

Angelika antwortete nicht.

„Ich fühle in diesem Augenblicke", sagte die Gräfin, „daß ich um Freundschaft betteln könnte, wäre sie durch Bitten zu gewinnen; — aber ich kann deinem Gefühle nicht Gewalt anthun, und ist dieses gegen mich, so ist alles, was ich biete, nichts. Angelika, dein Schweigen sagt es mir, du kannst kein Vertrauen zu mir hegen, du kannst mich nicht lieben."

„O, ich kann es!" sagte Angelika und wendete ihr thränenvolles Auge der Gräfin zu. „Ich hätte vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, Ihre Freundin werden können; aber ich fürchtete —"

„Was denn?"

„Aufs neue getäuscht zu werden — meine Selbstständigkeit zu verlieren, ohne eine Freundin zu gewinnen."

„Und jetzt, jetzt fürchtest du dies noch?" fragte Gräfin Natalie, indem sie Angelika's Hand wieder zwischen die ihrigen nahm. „Willst du zugeben, daß ich dich liebe, willst du die Sorge für dein Leben in meine Hände geben?"

Angelika sah sie mit thränenvollen Augen an, aber antwortete nicht.

„Ich will jetzt nicht in dich dringen, aber ich werde

wiederkommen. Sage mir ein gutes Wort, ein freundliches Du, bevor ich gehe."

„Trallala, trallala!" sang der Präsident, der jetzt chassirend hereinkam. Meine gnädige Gräfin, der Walzer hat schon begonnen, und ich habe Ihr Versprechen."

„Ich werde es halten", antwortete Gräfin M., reichte Angelika ihre Hand, hörte das verlangte Wörtchen und ließ sich dann zum Tanze von dem Präsidenten führen, welcher gerade diesen Abend sehr vergnügt war.

Angelika war sehr aufgeregt. Sie wagte kaum zu glauben, daß die langgewünschte Freundin ihr jetzt gegeben sei; sie wagte nicht, den Blick auf die Zukunft zu werfen, welche sich ihr jetzt eröffnete. Sie lehnte sich an ein Minervabild und kühlte daran ihre brennenden Wangen.

„Nicht an den kalten Marmor schließe dein warmes Herz, schönes Mädchen! Komm an das meinige, welches für dich brennt!" sagte eine Stimme, welche Angelika für die des Hugo L. erkannte, der sie jetzt in seine Arme nahm und sie an seine Brust drückte. Mit einem Schreckensrufe suchte Angelika sich zu befreien.

„Schwärmerin mit deinen Idealen!" fuhr Hugo fort, „ich will dich mit Amor's Himmel bekannt machen, und —"

„Lassen Sie solche Angriffe, mein Herr! Sie könnten dafür auf Erden schlecht wegkommen", sagte eine strenge Stimme, und eine hohe Gestalt trat hinter der Minervastatue hervor und legte eine schwere Hand auf Hugo's Arm. Es war Fräulein Margareth. Angelika war frei. Hugo stand beschämt und ärgerlich da.

„Entfernen Sie sich von hier, mein Herr", sagte Fräulein Margareth befehlend, „und wenn Sie es für gut befinden, morgen früh von hier abzureisen, so übernehme ich es, Seine Excellenz von Ihnen zu grüßen."

„Machen Sie sich keine Mühe, mein Fräulein", ant-

wortete Hugo, „ich besorge meine Angelegenheiten am liebsten selbst", und er entfernte sich.

„Ein impertinenter Mensch!" sagte Fräulein Margareth. „Aber, meine Angelika", fuhr sie halb lustig, halb misgelaunt fort, „wollen Sie im Mondscheine umherschweifen, wie eine Romanheldin? — Beruhigen Sie sich, Sie zittern ja wie Espenlaub! Kommen Sie mit mir und nehmen Sie ein Glas Mandelmilch, und lassen Sie es ein anderes mal bleiben, sich an Marmorfiguren hinzulegen, die einem nur das kalte Fieber zuziehen und keinen Arm erheben können, um Sie zu vertheidigen, wenn zudringliche Personen kommen und Sie küssen wollen." Und sie nahm das zitternde Mädchen mit sich und zwang es, ein Glas Mandelmilch nach dem andern hinwegzutrinken.

Unterdessen saß ich da und ergötzte mich an Adelaide und ihrem Tanze. Sie strahlte von Leben, Anmuth und Freude; auf ihr ruhten aller Blicke, sie war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Huldigung. Sie nahm die Beweise dieser Huldigung ohne Hochmuth, aber wie einen schuldigen Tribut, wie etwas ganz Natürliches entgegen, und ward eher stiller in dem Maße, wie die andern lebendiger wurden. Ich sah mit innerlicher Freude, daß sie von der Schmeichelei nicht befangen war, obgleich ihr diese, was wol nicht zu verwundern war, wohlgefiel.

Mit Betrübniß sah ich Edla still und vergessen dasitzen. Sie war seit dem ersten Tanze, den die Baronin ihr verschafft hatte, nicht aufgefordert worden; ich setzte mich daher neben sie und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; aber sie gab entweder gar keine oder nur kurze und trockene Antworten. Kurz darauf hörte ich Adelaide zu Otto in einem Tone des Vorwurfs sagen:

„Warum hat Edla nicht getanzt! Du hattest ja versprochen, sie aufzufordern!"

„Jesus! — Ich habe es gethan, aber sie wollte nicht."

„Du hättest so lange bitten und betteln sollen, bis sie Ja gesagt hätte.“

„Meine süßeste Adelaide, das kann ich nicht. Es ist nicht so ungemein angenehm, daß ich darum betteln sollte.“

„Aber du sollst, Otto, wenn ich es will. Gehe jetzt gleich zu ihr hin und lasse nicht nach, bis sie dir die letzte Quadrille zugesagt hat.“

„Unsern Tanz? Den Tanz, den du mir versprochen hast?“

„Gerade den. Und hernach sollst du ihr Herrn S. vorstellen und —“

„Nein, dafür danke ich; von diesem Auftrage bitte ich mich zu dispensiren. S. sagt, sie sei häßlich und langweilig.“

„Otto, Otto! Wie schlecht du sprichst! — Gehe jetzt und thue, was ich gesagt habe. Warte, es ist am besten, daß du zwei Tänze mit Edla tanzest.“

„Ist es nicht genug mit einem?“ fragte Otto mit höchst betrübter Miene.

„Nein, zwei sollst du tanzen.“

„Ach du Göttliche! Man muß alles thun, was du gebietest. Aber was bekomme ich nachher dafür, Adelaide?“

„Still, still! Es ist häßlich, eigennützig zu sein!“

„Bekomme ich nicht die Blume, die du im Haare hast, bekomme ich sie nicht nachher?“

„Nein, geh, eile, Otto! Die Violinen werden schon gestimmt.“

„Ich gehe nicht, wenn du mir nicht die Blume versprichst.“

„Du sollst sie haben, eigensinniger Mensch! Geh nur, geh!“

Graf Alarich hatte mit seinen großen Augen die beiden Verwandten während ihres Gesprächs scharf beobachtet. Jetzt, als er Adelaide frei sah, ging er, um sich neben sie zu setzen, und mit sichtbarem Vergnügen hörte

er sie alle Aufforderungen zum kommenden Tanze abschlagen. Die Unterhaltung zwischen ihnen ward bald lebendig, und sein so ernstes Gesicht wurde während derselben wie durch unwiderstehliche Zaubermacht erhellt. Später redete der Graf lange mit der Gräfin M. Ich hörte manchmal den Namen Angelika und „nach Rom reisen" und verschiedene andere Aeußerungen, welche mich vermuthen ließen, daß die Gräfin M. die junge, vielversprechende Künstlerin nach der Heimat der Künste zu führen beabsichtige, wo sie sich ungehindert würde ausbilden können.

Unter den Tanzenden war ein Fräulein aus der Nachbarschaft, welche durch ihren Tanz allgemeines Aufsehen erregte. Wenn sie in der Quadrille figurirte, so manövrirte sie mit dem einen Fuße in der Welt herum, während sie auf dem andern hüpfte; man hätte glauben können, daß sie ihr vis-à-vis wegstoßen wolle; außerdem machte sie so hohe Entrechats, so sonderbare Sprünge, daß ihr die Locken um den Kopf, wie die Schlangen an einem Furienhaupte, umherflogen.

Diese Person belustigte die Gesellschaft außerordentlich, und sie sah um so sonderbarer aus, da sie bei ihrem wilden Tanze ein Gesicht zeigte, welches nicht mehr jung und außerdem ernst und trocken war. Einige sagten, sie tanze, um sich Motion zu machen, und die Herren waren besonders bemüht, ihr diese zu verschaffen. Andere sagten, sie wolle ein Herz erstürmen, andere, sie sei etwas verrückt. Die, welche das meiste Vergnügen von ihr hatten, waren die jungen Mädchen auf dem Balle, welche unaufhörlich lachten und unter sich flüsterten. Ich ward ziemlich verwundert, als ich nach dem Tanze Adelaide mit dem springenden Fräulein Arm in Arm den Saal verlassen sah. Ich ging leise nach und hörte unbemerkt, wie Adelaide mit der anmuthigsten Aufrichtigkeit dem Fräulein sagte, daß ihr Tanz sehr ungewöhnlich sei und Verwunderung errege, daß es jetzt Mode sei, beim Tanze fast nur zu gehen, und mit dieser Mittheilung verband

sie einen kurzen Tanzunterricht. Das Fräulein, durch die vielen Leute, die Lichter und den Tanz verwirrt, hatte früher auf nichts um sich her Acht gegeben und war jetzt zugleich verlegen und für Adelaide's Belehrung dankbar. Aber Adelaide war so eifrig und ernst, so wohlmeinend und freundlich, daß die Verlegenheit bald verschwand, und während Adelaide des Fräuleins zertanzten Kopfputz wieder in Ordnung brachte, bat diese sie um mehrere Lectionen, hoffte auf nähere Bekanntschaft, klagte über die Schwierigkeit, auf dem Lande Lehrer zu bekommen u. s. w.

Herrliche Adelaide! Wenn du wüßtest, wie dieser Beweis deiner Herzensgüte und Einfachheit dir mein Herz zuwandte.

Die Gesellschaft im Tanzsaale erstaunte nicht wenig, als sie das kurz zuvor noch so lärmende Fräulein jetzt tanzen sah, als wäre sie eine ganz andere. „Es ist eine Hexerei", sagte man überall, und auf die liebenswürdige Zauberin richtete Graf Alarich einen Blick, welcher sagte, daß er den Hergang der Sache wohl einsehe. Ich konnte es mir nicht versagen, den kleinen Auftritt dem Fräulein Margareth zu erzählen, welche sich besonders an den lustigen Sprüngen ergötzt hatte. Ich bemerkte dabei an ihren feinen Lippen einen Ausdruck des Vergnügens, den sie jedoch zurückhielt, und sie sagte nur:

„Adelaide kann sich in Acht nehmen, daß sie nicht ihr Fräulein mit Haut und Haar bekommt."

„Wie?" entgegnete ich etwas eifrig, „wenn sie für eine kleine Gefälligkeit die Ergebenheit eines Menschen gewonnen hätte, sollte sie dafür nicht froh und dankbar sein? Ach, Fräulein Margareth, ist nicht die Gabe eines Herzens das köstlichste Geschenk, welches uns das Glück verleihen kann?"

„Meine Beste", antwortete Margareth lachend, „das mag alles sehr gut und sehr schön sein, und ich gönne Ihnen alle Herzen in der Welt; was mich aber betrifft, so danke ich dafür, die Menschen ganz und gar

zu haben; ich liebe es, mich nur etwas mit ihnen zu amusiren."

Unter den Gästen war ein junger Mann, der sich auf eine ganz andere Weise wie das Fräulein auszeichnete und ebenso verzagt, wie sie muthig war. Ungeachtet der Uniform, die er trug, war er so ungemein verlegen, daß er nicht wußte, ob er gehen, stehen oder sitzen sollte. Es war ein kritischer Moment, als alle sich setzten und er allein vor einigen jungen Mädchen stehen blieb, und durch die bedeutungsvollen Blicke, die sie sich einander zuwarfen, ward er so außer aller Fassung gebracht, daß der Hut aus seiner zitternden Hand fiel, und Gott weiß, ob er nicht selbst umgefallen wäre, hätte nicht Adelaide durch eine schnelle Bewegung ihm zwischen sich und einer ihrer Freundinnen Platz gemacht und, indem sie ihn bei seinem Namen rief, ihn gebeten, sich zu setzen. Um seine Verlegenheit zu zerstreuen, begann sie mit solcher Güte und Lebendigkeit mit ihm zu reden, daß der junge Fähndrich bald recht stolz und recht froh aussah.

Fräulein Margareth sah dies mit an und ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihren Mund. Ich sah sie fragend an.

„Adelaide bekommt bald einen Freier", flüsterte sie mir lachend zu; „der Herr da glaubt gewiß, daß sie in ihn verliebt sei."

Noch ehe er sich an diesem Abend zu Bett legte, schrieb Fähndrich S. an seinen geliebten Bruder:

„Ich amusire mich hier köstlich, mein lieber Janne. Schöne Mädchen, Janne, sehr schöne Mädchen, und gar nicht grausam, wenigstens nicht gegen gewisse Personen. Nun, gewisse Leute haben wirklich Glück bei Damen. Heute Abend, auf einem Balle bei G....s, war eine gewisse junge Schönheit (von welcher ich dir wol später mehr erzählen werde) so zuvorkommend gegen mich, daß ich beinahe ihretwegen etwas verlegen ward. Ich konnte nicht unartig sein — sie ist außerdem schön

genug, um einen Mann weich zu machen; und ist sie treu und solide, so — wer weiß? Wir werden sehen? Sie könnte möglicherweise unter vielen gerade die Rechte werden. Aber es thut mir wirklich leid um Lotta S. und Agathe B. und klein Minchen — mein armes Minchen! Aber man kann sich doch um Gottes willen nicht mit allen hübschen Mädchen verheirathen. Man kann nicht dafür, daß man Glück bei Damen hat. Gute Nacht jetzt, lieber Janne! Jetzt will ich mich schlafen legen und von meinem schönen Mädchen träumen, und daß sie mich ruft, mich neben sie hinzusetzen, wie sie heute Abend that, das süße Mädchen!

Dein ergebener Bruder."

Hugo L. fand es nicht für gut, den Morgen nach dem Balle abzureisen; aber Fräulein Margareth's strenger Blick hielt ihn so in Respect, daß er es nicht wagte, sich Angelika zu nähern; dagegen schien er jetzt sich mit seiner Huldigung an Adelaide zu wenden, was wieder Graf Alarich's Argusaugen auf ihn zog.

Fräulein Margareth lag eben auf ihrem Sofa, putzte mit einer Zange ihre Nägel und stellte auf den Glockenschlag Zwölf ihre kleinen Goldhuhren, die ihr Kammermädchen ihr überreichte, als man kam, ihr eine Promenade mit einem Theil der Gesellschaft vorzuschlagen.

„Wozu soll das dienen?" fragte Fräulein Margareth, die gerade keine Freundin von Promenaden und schöner Natur war. Das Wetter war zu warm, zu kalt — sie hatte keine Lust u. s. w. Aber man sagte ihr, daß das Wetter göttlich sei, daß man nicht weit gehen wolle, blos ein klein wenig in den Park, und sie ließ sich endlich überreden. Graf Alarich spielte Billard mit der Gräfin Augusta, Adelaide und Gräfin M.

Fräulein Margareth war gerade nicht bei der besten Laune, und sie erheiterte sich auch nicht sonderlich, als sie zu ihrer Gesellschafterin Fräulein Pelan erhielt, welche von

ihren guten Bekannten Pellan genannt wurde, und die immerfort über alles, was sie sah, in Ekstase gerieth. Daneben hatte sie große Zuneigung zu Fräulein Margareth gefaßt, worüber diese sehr wenig erfreut zu sein schien.

„Gott, wie schön ist es hier!“ rief Fräulein Pelan aus. „Welche Masse von Bäumen! Welches Grün, welch klarer Himmel! Ach, liebes Fräulein Margareth, ist es hier nicht wie in Eden?“

„Ich weiß nicht, ich bin noch nie dort gewesen“, erklärte diese trocken.

Ich weiß nicht, wer von der Gesellschaft das Gespräch auf Aufopferungen gebracht hatte. Die meisten erklärten, es sei nichts leichter als gerade solche gepriesene Thaten; es sei ganz natürlich, sein Leben und seine Freuden für seinen Freund, ja sogar für einen Feind hinzugeben. Niemand war eifriger, sich aufzuopfern, als gerade Fräulein Pelan. Sie versicherte, daß sie sich selbst verachten würde, wenn sie nur einen Augenblick zweifeln wollte, ihr Leben zur Rettung eines Mitmenschen zu wagen. „Was ist der Körper?“ sagte sie; „ein Kleid, das man früher oder später abwerfen muß —“ Sollte man wol einen Augenblick zaudern, es preiszugeben, wenn eine höhere Pflicht dies erheischte? Unmöglich, für sie wäre es wenigstens unmöglich! Fräulein Margareth war die einzige, die kein Wort sprach.

Wir kamen jetzt in eine kleine Ebene. Am Fuße einer Anhöhe sahen wir eine zarte weiße Gestalt unter den Bäumen auf den Blumen im Grase liegen. An dem lockigen Haupte erkannte man bald Angelika; sie schlief, den Kopf auf die Hand gestützt; ein Buch lag neben ihr. Man äußerte sich bewundernd über den schönen Anblick, über das Romantische darin, man versetzte sich in die schönen Zeiten der Sage, wo die Nymphen des Waldes sich so den Sterblichen offenbarten.

„Ich wünsche ihr Glück dazu, recht viel Gewürm auf sich zu bekommen", sagte Fräulein Margareth.

In diesem Augenblick hörten wir ein schreckliches Brüllen, und ein aufgereizter Stier stürzte mit zornfunkelnden Augen aus dem Gebüsche hervor und gegen die Gesellschaft, gerade nach der Seite hin, wo Angelika lag. Alle flohen in Eile und Schrecken, ohne an Angelika zu denken, und niemand that so eilig und sprang so verzweifelt über Stock und Stein, wie Pellan; ja sie stieß ihre Freundin Margareth beiseite und machte einen Sprung über Angelika weg, welche sie in der Angst wol für eine Art Baumklotz halten mochte. Fräulein Margareth allein lief zu Angelika hin und rief ihr zu, zu entfliehen. Angelika sprang auf, leicht wie ein junges Reh, verstauchte aber in demselben Augenblicke ihren Fuß und konnte keinen Schritt weiter thun. Erbleichend setzte sie sich auf den Boden.

„So laufen Sie doch, um Gottes willen! Fliehen Sie!" rief Fräulein Margareth. „Sind Sie bezaubert? Fort, fort, eilen Sie!"

„Ich kann nicht — ich habe den Fuß verstaucht —" sagte Angelika mit zitternder Stimme.

„So — in Gottes Namen!" sagte Fräulein Margareth. Der Stier kam jetzt in voller Wuth gerade auf sie los. Margareth ward jetzt auf einmal vollkommen ruhig, stellte sich zwischen Angelika und das aufgereizte Thier und nahm ihren Shawl herunter, während sie vor sich hin sprach:

„Ich kann gerade nicht sagen, daß ich es lustig finde, gespießt zu werden."

Im Augenblicke, wo der Stier mit gesenktem Kopfe vorstürzte, warf sie mit bewundernswerther Gewandtheit ihren rothen Shawl über ihn, wodurch er einen Sprung nahm, sodaß er zu Angelika's Seite kam und geblendet und rasend weiter stürzte.

Unerschrocken und ruhig wandte sich Fräulein Mar-

gareth jetzt zu Angelika, welche von Schmerzen im Fuße fast ohnmächtig war, nahm sie wie ein Kind in ihre Arme und trug sie ins Wäldchen hinein. Als sie eine Weile gegangen war und das Brüllen des Stiers nicht mehr hörte, setzte sie sich mit ihrer Bürde auf einen Stein nieder, um auszuruhen, und hier drückte sie mit nassen Augen das gerettete Kind an ihre Brust und küßte die seidenweichen Locken, von denen ihre Stirn umschattet war. Während sie von neuem den Weg fortsetzte, begegnete ihr Pellan, welche wie ein verlorenes Schaf im Wäldchen umherlief. Sie hatte sich verirrt, war außer sich vor Schrecken und fragte heftig Fräulein Margareth um den Weg nach Hause, und als diese ihr befehlend andeutete, sie beim Tragen des jungen Mädchens zu unterstützen, gehorchte sie murrend und zitternd.

„Wir werden alle drei getödtet werden!" sagte sie jammervoll.

„In Gottes Namen!" sagte Fräulein Margareth. „Wir thun unsere Pflicht, und Gott mag für das übrige sorgen."

„Aber ich will nicht umgebracht werden!" rief Pellan, im Begriffe wegzulaufen.

„Bleiben Sie und kommen Sie mit uns, mein Fräulein!" sagte Margareth gebieterisch. „Ach, was ist wol der Körper, daß wir zögern sollten, ihn zu opfern, wenn unsere Pflicht es erfordert? Was ist der Körper, Fräulein Pelan? Ein Kleid, das früher oder später abgelegt wird!"

Und sie lachte herzlich und konnte sich das Vergnügen nicht versagen, auf dem ganzen Wege Pellan mit ihren eigenen schönen Sentenzen zu unterhalten.

Endlich kamen sie nach Hause. Das Ereigniß mit Angelika verursachte daselbst großen Aufruhr. Fräulein Pelan erzählte allen Menschen mit übertreibenden Worten die Gefahren, welche sie selbst überstanden hatte. Margareth, nachdem sie nach dem Doctor hatte schicken lassen

und die mütterliche Sorge Angelika zu Bette geholfen hatte, berichtete lakonisch und komisch, wie die Sache hergegangen sei, lachte dabei selbst und brachte alle zum Lachen, außer die Gräfin M., welche sich bleich und unruhig an Angelika's Bett setzte.

Fräulein Margareth schien mit Misvergnügen ihre steigende Vertraulichkeit zu sehen, und eines Tages kam sie ganz mislaunig aus dem Zimmer Angelika's, welche sich jetzt weit besser befand. „Siehe da!" sagte sie, nun ziehen sie beide nach Rom ab und kommen wol so cultivirt und exaltirt zurück, daß niemand mehr ein Wort mit ihnen sprechen kann. Ich hoffe noch, daß der alte Plomgren, Angelika's Vater, so verständig sein wird und es nicht zugibt."

Die Gräfin M., welche trotz ihres Stolzes doch vor Fräulein Margareth etwas bange war, und die sich oft durch ihren bestimmten Willen beherrschen ließ, gab sich alle mögliche Mühe, sie mit der Romreise zu versöhnen; aber vergebens. Alles, was sie erreichte, war, daß Fräulein Margareth zuletzt über das Vorhaben lachte, anstatt darüber böse zu sein.

Wir waren nun beinahe vierzehn Tage bei Sr. Excellenz gewesen. Der Präsident fing an, ungeduldig zu werden, und trieb zur Abreise. Die Gräfin M. war so ganz mit Angelika beschäftigt, daß sie keinem andern mehr ihre Aufmerksamkeit schenkte, und das steigende Interesse, welches seine Töchter für das ungewöhnliche junge Mädchen äußerten, fing an, ihn zu beunruhigen. „Es ist Zeit, daß wir wegfahren", sagte er zu mir den Abend vor unserer Abreise; „die Mädchen könnten sonst ebenso überspannt werden wie diese Angelika." Nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Genie kann eine ganz gute Sache sein, aber herzukommen und verrückt auszusehen, lange Reden mit Ach und O! zu halten und sich den Stieren in den Weg zu legen, das erinnert mich an den bekannten Satz: «Man hat noch nicht Genie, wenn man verrückt ist!»"

Später am Abend saß ich im Vorzimmer am Fenster und überdachte die Worte des Präsidenten, und was er wol damit meinte, als er Angelika überspannt nannte. Ich dachte an die größte Ungleichheit zwischen den Menschen und wie wenig sie oft das Leben ineinander verstehen. Angelika hatte auch mir große Theilnahme eingeflößt, und ich suchte mir das Leben in dieser jungen, feurigen und strebenden Seele zu erklären. Es kam mir jetzt vor wie das der Natur in diesem Augenblicke. Der Himmel war mit Wolken überzogen, aus denen hier und da Sterne, klar wie Angelika's Augen, hervorflimmerten; die Gegend war in Dämmerung versenkt, aber dann und wann schlug ein heller Blitz seine Feuerflügel auf und umfaßte den Horizont; so sucht der Gedanke in einer Menschenseele sich zu befreien, so blitzt er hervor und versinkt wieder in Wolken; so flammt er noch in der Stunde der Mitternacht auf, beleuchtet die nächtliche Gegend und begegnet der Morgenröthe. Diese Blitze sind der Seele tiefe Athemzüge in der drückenden Atmosphäre der Erde; — o Gott! sie sind des bebenden Geistes Versuche, sich dir zu nahen! Jetzt hörte ich auf der Orgel in der Bibliothek präludiren; Angelika's tiefe Altstimme drang klar und schön durch die Stille, und sie sang mit hoher Begeisterung:

Mich dürstet! Gib mir von dem frischen Bach,
Der einst in Edens Rosenhainen lag,
Der herrlichen, der klaren Silberquelle,
Der ewig jungen, deren sanfte Welle
Vor Engelsblicken lächelt schön und hold
Und voll ist von heiliger Weisheit reinem Gold.

Mich dürstet! O du Wahrheitsquelle gut,
Gib Frische doch dem fieberwilden Blut,
Dem kranken Herzen Muth und Kraft verleihe,
Von seinen Schreckbildern das Aug' befreie.
Ach, dürft' ich löschen meinen Durst in dir,
Ich würd' wie du ein Himmelsspiegel hier.

Mich dürstet! Gott, du Liebesquelle groß,
Ein ew'ges Leben strahlt aus deinem Schos.
Einen Tropfen gib mir! Meine Lippen brennen,
In der öden Welt sie keine Labsal kennen.
Nicht gibt ihre laue Flut Erquickung mir,
Mich dürstet nach der Ewigkeit und dir!

Der Gesang schwieg; ich hatte mich der Bibliothekthüre, welche offen stand, genähert und sah Angelika ihr Haupt auf ihre Hände herabbeugen, während ein flammender Blitz sein Licht über sie hingoß.

„Mag das eine Prophezeiung sein!" sagte ich in meinem Herzen. Ein dunkler Schatten bewegte sich in der Bibliothek und kam gerade auf mich zu, mit einem Tuche vor den Augen. Indem ich zur Seite gedrückt ward, erkannte ich Fräulein Margareth.

Der Präsident und seine Familie waren schon im Winterquartiere in der Stadt, als die Gräfin Natalie mit Angelika uns einen flüchtigen Besuch machte. Sie waren im Begriff, nach Rom zu reisen. Es war rührend, der Gräfin Zärtlichkeit und mütterliche Sorgfalt für Angelika zu sehen. Diese jedoch schien etwas in ihrem Innern zu haben, was sie hinderte, ihre Ergebenheit einem Menschen zu schenken; doch sah sie glücklich aus. Wir wünschten alle zusammen ihnen glückliche Reise *). Aber der Präsident schüttelte den Kopf, als sie fort waren, und brummte etwas von „Geld auf die Landstraße werfen".

---

*) Ich ersuche meine Leser, gefälligst dasselbe zu thun und wenigstens in diesem Jahre nicht etwas weiteres über die Reisenden zu erwarten.

Der Schwan.

Der Schwan aus dem Schilfe schwamm,
An Gesang und Silber reich.
Böttiger.

Ich sah an einem Frühlingstage den Schwan sein Morgenbad halten. In leichten, kühnen und anmuthigen Bewegungen warf er die Wogen um sich her, welche frisch und klar, spielend und schäumend ihn umtanzten, sein weißes Gefieder noch blendender machten, sich an die weichen Contouren schmiegten und in jedem Tropfen ihren schönen Beherrscher abspiegelten, der sie bald mit seinen Flügeln schlug, bald liebevoll kosend seinen Hals in ihren Schos versenkte. Zuweilen tauchte er ganz unter und ließ die Wellen sich über seinem Kopfe kreiseln: dann erschien er wieder, schüttelte den Silberschaum von den Flügeln und schwamm stolz, mit dem Ansehen eines Gebieters dahin, während die Welle sich gehorsam theilte und in ihrer klaren Tiefe das stolze und herrliche Bild wiedergab.

Ich betrachtete dies schöne Gemälde am Frühlingsmorgen, beim Gesange der Vögel, beim Gesäusel des jungen Laubes; ich sah es mit innerm Wohlbehagen,

wurde aber dabei von einem sonderbaren Wehmuthsgefühle befangen. „Das Thier“, sagte ich, „bewegt sich wie ein Herrscher in seinem Elemente. Dieses schließt sich um ihn, blos um sein Leben zu erhöhen und seine Schönheit widerzustrahlen. In diesem Verhältnisse zwischen dem Wesen und seiner Welt, welche Harmonie, welche Freiheit und Schönheit! Dieses Thier — und der Mensch. Der Mensch in unaufhörlichem Kampfe mit seiner Welt, in allen seinen Bewegungen gebunden, beschwert selbst von der Luft, die er athmet — der Mensch, der Herr der Natur — und deren Sklave.“

Ich dachte und ich litt — ich fühlte mich gebunden, wußte mich Sklave. Ach! Ich verstand da noch nicht die Versöhnungslehre, verstand noch nicht, daß der Mensch die Herrschaft über die Natur, welche er im Falle verlor, wiedergewinnen könne; daß er einst wie der Schwan sich wieder in Freiheit und Schönheit in seinem Elemente würde bewegen können.

Man findet jedoch schon in diesem Leben Menschen, die in einem bewundernswerthen Grade von dem Zwange der Naturgesetze befreit sind, glückliche und anmuthige Wesen, welche freundliche Mächte schon von der Geburt an zu beschützen scheinen. Adelaide war eins dieser Wesen. Wenn ich ihre Bewegungen und ihr Leben betrachtete, wenn ich sie handeln und wandeln sah, dachte ich unwillkürlich dabei an den Schwan. Dieselbe leichte, kühne Grazie, dieselben instinctgleichen, immer glücklichen Bewegungen, dieselbe sorglose, ruhige Sicherheit in dem Momente, wo sie ruhte oder thätig war. Alles that sie leicht und wohl; alles, was sie vornahm, glückte ihr, und alles war anmuthig, jugendfrisch und angemessen. Sie spielte und sang sich gleichsam durchs Leben. Dies führte mich in meinen Gedanken weiter: Was ist die Grazie selbst wol anderes, als die Leichtigkeit, womit das Wesen sich in seiner Welt bewegt, dessen Phänomene beherrscht oder nach diesen sich fügt, nicht aus speculativer, sondern aus

natürlicher, ungesuchter und unerwerbbarer Kraft. Die Grazie ist ein Pathengeschenk des Himmels, so gut wie Schönheit und Genie, und entzückt, wie diese, blos dadurch, daß sie sich offenbart. Adelaide hatte diese Gabe erhalten, und kein Mensch, mochte er hoch oder niedrig, gebildet oder ungebildet sein, lebte einige Zeit in ihrer Nähe, ohne deren Macht zu erfahren. Auch auf die Thiere übte sie, bald sie liebkosend, bald ihnen befehlend, eine merkwürdige Gewalt.

So schön, so anmuthig, noch nicht vom Leben, noch durch keine Leiden geprüft, gewiß, immer zu gefallen und Erfolg zu haben, so geliebt, geliebkost und geschmeichelt, dabei noch mit einem lebhaften Temperamente begabt: wäre es nicht ein Wunder gewesen, wenn Adelaide nicht etwas übermüthig geworden wäre? Sie war es auch, aber selbst dies mit Anmuth. Angelika zeichnete einst Adelaide mit einem Löwen spielend, der gezähmt sich mit einer Blumenkrone binden läßt, die sie in der Hand hält, und sie dabei mit einer ganz eigenen Löwenzärtlichkeit betrachtet. Dies war ein glückliches Bild von Adelaide's Gewalt und deren Wirkung auf die, welche sie beherrschte. Ihr Uebermuth war voller Scherz und Spiel; es war der Uebermuth eines Wesens, das seine Macht kennt, das aber niemals Böses damit thun will, und dem es nicht daran gelegen ist, dieselbe ernstlich zn gebrauchen. Gemildert war ihr Uebermuth noch durch ihre Herzensgüte, ihre anspruchslose Einfachheit, ihr Vergessen ihrer selbst und ihre unaufhörliche Begierde, alle zufrieden zu stellen, alle froh und glücklich zu machen. Ihre Güte artete wol oft in Schwäche, ihre freudige Sorglosigkeit in Leichtsinn aus; und gleichwol waren die erhabensten Gefühle, der reinste Ernst und ein Denken, ebenso klar wie tief, ihr nichts weniger als fremd. Aber diese Momente eines tiefern Lebens waren noch selten und vorübergehend bei ihr; sie war noch zu sehr das verzogene Kind der Natur.

Adelaide war gefallsüchtig; sie wollte gern allen ge-

fallen, aber vor allen denen, die sie liebte. Und doch sah ich nichts Böses darin. Es war die natürliche Aeußerung einer an Liebe reichen Natur, einer echten weiblichen Seele.

Man macht gewöhnlich keinen Unterschied zwischen der Lust zu gefallen und Koketterie; und gleichwol gibt es einen sehr wesentlichen. Wie abstoßend, wie unangenehm ist nicht gewöhnlich das Weib, welches den Wunsch zu gefallen nicht hat? Das Streben des liebreichen Wesens ist, alle Wesen durch wohlthuende und liebliche Eindrücke mit sich und untereinander zu vereinigen; — das echt christliche Weib soll suchen, allen angenehm zu sein, und besonders denen, welche ihr am nächsten stehen. Sie denkt dabei aber nicht an sich selbst, sondern sie denkt nur daran, andern Freude und Wohlbehagen zu verleihen. Sie macht sich zur Blume, aber nur in dem Maße, als es in sich selbst recht und passend und Gott und Menschen gefällig ist. Sie folgt darin der Schönheitslinie, die Gott und eine gute Erziehung in ihre Seele gezeichnet haben.

Das kokette Weib hingegen bezieht alles auf sich; die Aeußerungen ihres Charakters sind Lieblosigkeit und Frechheit. Sie will gefallen, es koste, was es wolle, und die Schönheitslinie überschreitend, dem Guten und Schicklichen trotzend, ins Sinnliche, in leere Reize versinkend, verliert sie allmählich ihre Herrschaft, ihre Anmuth, die Achtung edler Menschen und den eigenen Frieden — und der Schönheit heiliger Himmel verschließt ihr seine Pforten.

Die edle Gefallsucht kann in Koketterie übergehen; aber sehen wir nicht überall im Leben, daß das Weiße grau und das Graue immer dunkler werden kann, bis die Farbe der Unschuld ganz von dem Schwarzen verdrängt ist? Doch ist das Weiße da und kann fleckenlos neben dem Schwarzen liegen, ebenso gut wie die Wahrheit klar neben der nächtlichen Lüge strahlen kann. Es gibt eine unschuldige und liebenswürdige Gefallsucht;

möchte jedes Weib diese besitzen und die Caricatur verabscheuen!

Ob auch Adelaide dies thun würde? Ich war dessen nicht ganz gewiß. Ich fürchtete, daß ihre schöne Natur im Weltleben, unter den Schmeicheleien und den Freuden, denen sie ausgesetzt war, und an denen sie nur zu viel Gefallen zu finden schien, ausarten könne. Ich wünschte ihr einen andern Aufenthaltsort als die Hauptstadt, besonders einen andern Mann als Otto. Der Römer schimmerte immer in meinen Gedanken hervor. Aber das war mir gewiß, daß Adelaide mit ihren Tugenden und Fehlern ganz ungewöhnlich liebenswürdig war. Sie gewann in kurzem mein Herz so, daß ich sie liebte, als wäre sie mein eigenes Kind. Sie machte mein Leben durch das ihrige glücklich. Es ward mir wohl ums Herz, wenn Adelaide hereinkam, wenn ich ihre Schönheit sah, ihre liebliche Stimme hörte, wenn die Aeußerungen ihres innern lebendigen Lebens sozusagen die ganze Welt in Musik setzten; und dann war sie ja so gut, so herzensgut. Und diese Wesen, welche auf uns wie Sonne und Frühling wirken — ist es ein Wunder, daß wir sie lieben? Ob sie mich liebte, weiß ich nicht; ich bemühte mich nicht, danach zu fragen. Ich habe gesehen, daß so viel Unruhe, so viel Schmerz, ja oft Bitterkeit und Ungerechtigkeit bei denen erzeugt wird, welche das Gefühl hegen: „Ich werde wol etwas wieder haben für das, was ich gebe!" Und was willst du haben? Liebe? Du Thor, die Liebe gibt sich ja so launenvoll, sie gibt sich nicht für Dienst, nicht für Gold, nicht für Liebe und Treue, sie gibt sich — wofür, das überlasse ich einem Gescheitern zu entscheiden; aber immer bleibt es ein Rath, sowol von Klugheit als Güte gegeben, hier im Leben, wo wir im Dunkeln wandeln und so oft in Blindheit unser Pfund der Liebe niederlegen; — es bleibt, sage ich, das Beste, zu geben, ohne etwas wieder zu fordern. Dies that ich mit Adelaide. Sie hingegen, daran gewöhnt, geliebt und

verzogen zu werden, nahm meine Zärtlichkeit wie etwas, das ganz natürlich und in der Ordnung wäre, an; aber es war mir angenehm, daß sie dies that.

Ich erzählte einst dem Präsidenten die Aehnlichkeit, die ich zwischen Adelaide und dem Schwane fand. Es machte ihm Vergnügen, und sie ward bald von ihm und der ganzen Familie der Schwan genannt. Ihre blendende Weiße, ihre weichen und schönen Formen machten diese Benennung besonders passend.

Wie lieblich und mild ihre Natur sei, hatte ich täglich in ihrem Benehmen gegen Edla Gelegenheit zu sehen. Dieses unglückliche junge Mädchen schien eine bittere Wurzel in ihrem Herzen zu haben, welche Galle über alle Gegenstände um sich herum ergoß. Sie war meistentheils still und verschlossen; aber was sie sagte, war beißend, was sie that, unfreundlich und unbehaglich. Adelaide konnte sich ihr nicht mit ihrer wohlthuenden Wärme und Innigkeit nahen; denn Edla wies jede freundliche Annäherung zurück; aber nie erwiderte Adelaide der Schwester Bitterkeit, still ertrug sie ihre böse Laune, und wußte sie etwas, das ihr angenehm wäre, so that sie es. Jedoch schien sie dieselbe zu fürchten und die Berührung mit ihr zu vermeiden. Dieses Verhältniß würde mir unerklärlich gewesen sein, wenn sie zusammen aufgewachsen wären; aber schon mit acht Jahren war Edla aus dem väterlichen Hause entfernt und in eine Pension geschickt worden, woraus sie nur ein Jahr vor dem Tode der Präsidentin und ungefähr zwei Jahre vor meinem Eintritte in die Familie zurückgekehrt war.

Ich beobachtete Edla genau und entdeckte bald bei ihr eine große und tief verletzte Empfindlichkeit. In dem, was sie sprach, verrieth sich oft die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit in der Vertheilung der menschlichen Lose und eine heftige Erbitterung darüber. Sie schien das Unvermögen des Menschen, den Leiden und einem unglücklichen Schicksale zu entgehen, tief zu empfinden; sie sah

dieses Schicksal auch für das ihrige an und wollte sich dennoch nicht darunter beugen. Die Misverhältnisse des Lebens hatte sie mit scharfem Blicke aufgefaßt; beim Nachdenken über dieselben und bei dem Gefühle eigener Beeinträchtigung war ihr Auge erkrankt und ihr Herz verwundet worden. Diese Wunden hielt sie für unheilbar und verschloß sie daher der ganzen Welt; ihre Lippen klagten nicht, nie sah man ihre Augen eine Thräne füllen. Man konnte sagen, daß ihr ganzes Wesen und Leben ein stilles, bitteres und stolzes Murren war. Sie war reizbar und empfindlich, aber Schüchternheit und Stolz verhinderten sie, ihr verletztes Gefühl anders als durch ein verachtendes und bitteres Wesen zu zeigen. Bei alledem verrieth sie jedoch wirkliche Kraft, tiefes Gefühl, Liebe zur Wahrheit und ausgezeichnete, aber sehr vernachlässigte Verstandesgaben. Ich empfand für sie eine tiefe Theilnahme und, erwartend, daß Zeit und Umstände mir zeigen sollten, wie man einen Lichtstrahl in diese verfinsterte Seele werfen könne, beschloß ich, ihr still zu folgen und durch Liebe allmählich ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich war beinahe überzeugt, daß unvernünftige Strenge und unrichtige Behandlung den Grund zu ihrer unglücklichen Gemüthsstimmung gelegt hatten. Zwischen Edla und dem Präsidenten herrschte eine Kälte und eine Spannung, wie sie oft zwischen Aeltern und Kindern entsteht, wenn sie gegenseitig Forderungen aneinander machen und nicht versöhnende Liebe als Mittlerin zwischen ihnen auftritt.

„Ich gab dir das Leben", sagt der Vater dem Kinde, „ich gab deiner Kindheit Schutz, du issest mein Brot, du wirst von meinem Dache geschützt. Ich gebe dir die Freiheit, die Freuden, die für deine Jahre passen. Sei dankbar, gehorche meinem Willen, komm meinen Wünschen zuvor; lebe, um mir Freude zu machen."

„Gib mir Freude", antwortet das Kind, „gib mir die Glückseligkeit, deren meine Seele bedarf, sonst kann ich dich nicht erfreuen. Ich begehrte nicht das Leben von

dir; aber das Leben, das du gabst, verlangt Glück. Willst du dies nicht geben, so verwerfe ich deine erste Gabe; sie ist mir eine Bürde."

Und so stehen die Unglücklichen fordernd und anklagend sich einander gegenüber und werden von Tage zu Tage bitterer. O gebe da Gott, daß ein aufklärendes Wort, ein Ton der Liebe dieses Misverständniß, eins der bittersten auf Erden, lösen und wieder Herz an Herz schließen möge!

Indessen wunderte es mich, daß ein solches Verhältniß zwischen Edla und dem im ganzen milden und liebenswürdigen Charakter des Präsidenten entstehen konnte. Aber er schien es sich zur Regel gemacht zu haben, immer streng gegen Edla zu sein, und ich fürchtete sehr, daß die Principien der seligen Präsidentin hier die schädlichen Keime niedergelegt hätten. Diesen gemäß wollte der Präsident, daß seine Töchter noch so gehalten werden sollten, als zur Zeit, wo sie Kinder waren, und daß sie bestimmte Beschäftigungen für gewisse Stunden des Tages haben sollten.

Diese Beschäftigungen wurden keineswegs nach den ungleichen Anlagen und Neigungen der Mädchen berechnet, sondern folgten sklavisch der Ordnung, welche die Mode für den Tag eingerichtet hatte. Die Fräulein sollten zu einer gewissen Zeit Musik treiben, zu einer gewissen Zeit zeichnen, zu einer gewissen Zeit tanzen, nähen, lesen u. s. w.

Adelaide, die fast für alles Talent hatte, that alles leicht und mit Vergnügen, und wenn sie, wie es oft genug geschah, sich Muße nahm, wußte sie immer gute Gründe vorzubringen, oder sie beschwichtigte die Vorstellungen des Vaters durch Liebkosungen und Lachen. Nicht so Edla. Sie entbehrte aller Talente, und da sie in Fortschritten weit hinter Adelaide zurückblieb und eine Ermahnung nicht wie sie wegspielen konnte, so ward es ihr zur Pflicht gemacht, die fruchtlosen Arbeitsstunden streng zu

beobachten. Sie gehorchte schweigend und finster, arbeitete ohne Lust, arbeitete schlecht, erhielt dafür Vorwürfe, welche sie mit stiller Erbitterung hinnahm. Adelaide war des Präsidenten und des ganzen Hauses Liebling; niemand liebte Edla. Sie fühlte dies und schloß sich immer mehr in sich. Ich fand es nicht gut für Edla, daß sie ihre schöne Schwester immer in die große Welt begleiten sollte, wo sie wie ein Schatten und eine Null neben ihr dastand; aber da ich noch nicht wußte, was Edla Besseres zu Hause thun könnte, so suchte ich nicht dem Willen des Präsidenten hierin entgegen zu handeln. Edla selbst schien gern mit außer dem Hause zu sein; aber mehr aus Unruhe und innerm Misvergnügen, als in Hoffnung auf Vergnügungen. Mit Freude ward ich gewahr, daß sie mich in ihrer Nähe litt und nicht ganz die Freundlichkeit, die ich ihr bezeigte, zurückwies. Ich hoffte hiervon alles Gute für die Zukunft; denn wenn mein Herz bei Adelaide war, so arbeitete mein Gedanke unaufhörlich für Edla.

Und jetzt ein paar Worte von den Kleinen. Sie waren schön, lieblich, lebendig bis zur Untugend, träge zum Lernen, und besonders für Experimente, vorzüglich physikalische, eingenommen. Sie prüften unaufhörlich, inwiefern gewisse Stoffe brennbar wären oder nicht, inwieweit das, was, gegen Stein geschlagen, entzwei ging, nicht halten würde, wenn man es gegen Holz schlüge; von welcher Höhe man ein Glas auf den Boden fallen lassen könne, ehe es in Stücken ginge u. s. w., welche Experimente alle große Zerstörungen im Hause anrichteten, ohne die Kleinen viel vorsichtiger zu machen; denn sie waren wegen ihrer Schönheit und Lebendigkeit von allen geliebt und verzogen, und der Präsident litt nicht gern, daß man ihnen ein ernstes Wort sagte. Ihre liebste Freude war, mit Adelaide zu spielen, und nichts war entzückender, als diese drei beisammen zu sehen.

Ein, zwei, drei, vier Frauenzimmer sind hier schon

geschildert; wir wollen lustig sein und eine große Runde bei allen Damen der Welt machen, welche auf dem Maskenballe dieses Lebens herumschwärmen.

„Wir Frauenzimmer.“

Ich hatte eine alte Tante, welche oft „wir Frauenzimmer“ zu sagen pflegte und dann allerlei Reden über uns Frauenzimmer hielt, uns classificirend und sortirend. Ich erinnere mich, daß diese mich dazumal nicht sonderlich erbauten; aber heute kam der Ausdruck „wir Frauenzimmer“ mir ganz plötzlich auf die Zunge. Mag sein, daß die selige Tante ihr Wesen ein wenig in mir treibt. Noch bis auf den heutigen Tag entwickelt die Erziehung, besonders in Schweden, die Individualität bei den Frauenzimmern nur wenig, und die Töchter kommen nicht selten aus dem Ofen der Heimat wie Brote von demselben Teige. Das Leben und die Schicksale des Weibes sind im allgemeinen mehr einem äußern Gesetze unterworfen, als daß sie sich aus eigener Kraft ihre Formen erschaffen könnten, und deshalb kann man die Frauenzimmer leichter in Classen eintheilen als die Männer.

Einige sind unter uns, für die das Leben ein rauhes Erdreich gewesen ist; sie gehen hindurch, ohne geliebt zu werden und, was schlimmer ist, ohne etwas lieben zu können. Die Kälte in der Luft um sie herum kühlt die Wärme in ihren Herzen ab; sie werden bitter und hart, und weil sie nicht Blumen tragen durften, so machen sie sich zu Reisern. Sie lassen Schönheit und Tugend nicht unangetastet und fallen scharf über jede Schwachheit her. Wir wollen hoffen, daß beim Lichte einer freundlichern Sonne ihr Lebensbaum neue Knospen hervortreiben werde.

Andere hat die Natur reich und schön ausgerüstet, sie sind gut und liebenswürdig, sie lieben die Tugend — aber

Welt und Verführung, unweise Leiter und die Schwäche des eigenen Herzens bringen sie zum Falle. Das beste Herz wird von elenden Begierden und niedrigen Genüssen befleckt, — gefallene Engel. Unter ihnen sind viele, die bittere Thränen über das Grab ihrer Unschuld weinen — und diese können sie einst als verklärte Tugend wieder aufstehen lassen. Andere bedecken es mit Blumen und Freuden, und über diese weinen des Himmels Engel.

Viele gibt es auch, denen Natur und Glück die Versuchung lockend machten; aber über sie wachten freundlichere Sterne. Früh wurden ihre Herzen von reiner Liebe geläutert, und um sie schließt sich wie ein Mittsommer-Laubsaal das schützende Haus. Ihre Freuden wie ihre Sorgen sind gleich unschuldig, friedlich alle ihre Berührung mit den Mitmenschen, niemand haßt sie — und, was noch beruhigender ist, niemand liebt sie mehr und anders, als es das Evangelium erlaubt. Sie leben geliebt und geehrt, und die allgemeine Stimme nennt sie Muster und Vorbilder. Aber diese beschützten Glückseligen, diese Ungeprüften, wie oft werfen sie nicht das Wort der Verdammung über diejenigen, welche in Atmosphären, den ihrigen ungleich, am Herzen erfroren sind oder sich die Flügel versengt haben! Sie glauben sich berechtigt, diese zu verachten, und doch haben sie vielleicht vor ihnen nur das voraus, daß sie glücklicher gewesen sind.

Einige gibt es auch — und mein Herz erwärmt sich bei dem Gedanken, daß ich deren kenne und liebe, — einige, welche, entweder Lieblinge oder Stiefkinder der Natur und des Glücks, versucht oder unversucht vom Leben, einander doch darin gleichen, daß sie durch nichts den Gottesspiegel in ihrer Seele trüben ließen. Selbst rein und alles Böse verabscheuend, beklagen und entschuldigen sie jeden Fehlenden. In ihrem Blicke liegt der Himmel eines reinen Bewußtseins, und darum liest in ihm der Verbrecher sein Urtheil. Gut, wahr, weise, geduldig, liebevoll, lassen sie sich nicht von der Schwäche noch von der Härte der

Menschen stören; sie gehen still ihren Weg, sie haben eine Klarheit in sich, welche ihnen leuchtet und warm und wohlthuend sie umstrahlt. Sie verstehen, an Sorgen Antheil zu nehmen, die sie nicht selbst erfahren, und wenn sie leiden, können sie noch über anderer Freude lächeln. Paradiesvögeln gleich schweben sie über die Erde hin, ohne in deren Staub ihre Schwingen zu beflecken, und, eine schönere Schöpfung in sich offenbarend, locken sie durch ihre Liebenswürdigkeit, ihnen auf ihrer heiligen Fahrt zu folgen.

Und jetzt wieder zu — ach! beinahe hätte ich die vierte und zahlreichste Klasse der Frauenzimmer vergessen und mit diesen mich selbst aus der Schöpfung ausgeschlossen. Ich weiß sie nicht besser als die „harmlose" zu benennen. Wir, ihre Mitglieder, sind ungemein zahlreich in der ganzen Welt verbreitet. Wir sind die Hausmannskost der Welt, und ohne uns stände es schlimm mit ihr. Wir füllen das Zimmer und nehmen es doch niemand weg; wir neutralisiren des Lebens streitende Elemente, welche ohne uns einander zerstören würden. Wir sind aus dem „nicht zu viel und nicht zu wenig" hervorgegangen, und dieses unser Element suchen wir auf der Erde zu verbreiten. Wir nennen Exaltation Tollheit und Sappho eine Närrin. Wir gehen in die Kirche und in die Oper und lassen es uns wenig anfechten. Wir nehmen vom Leben, was es gerade geben will, und sind zufrieden; wir säubern unsere Häuser, salzen vorschriftsmäßig unser Essen, reden, soviel es sich schickt, im Guten und Bösen von unsern Nächsten, denken nur so viel, wie gerade nöthig, und dingen bei allem Hohen im Preise und im Lobe — mit einem Worte, wir sind, was man eben „Leute" nennt, und wir halten die Welt im Gleichgewichte. Wir singen am liebsten das gute Lied: „Trallala, trallala, trallala! Trallala, trallala, trallala!"

In aller Ergebenheit den werthen Mitschwestern zugeeignet! Und jetzt wieder volti subito zum Präsidenten.

Stunden im Hause.

> In manchen frohen Stunden, manchen bittern,
> Weiltest du in meinem engen Zimmer;
> Des Lebens Auen grünen und verwettern
> Jetzt sowol wie immer.
>
> Tegnér.

Vergnügsamkeit.

Wir saßen am Mittagstische; das dritte Gericht, Fricandeau mit Zuckerrüben, war soeben verzehrt und wir hatten uns schon an das vierte, einen tüchtigen Käsekuchen, gemacht, als der Präsident eine kleine Pause machte, ein Glas Wein trank, Messer und Gabel weglegte und sich in die Stuhllehne zurücklegte, indem er mit Gefühl sagte:

„Wie wenig bedarf doch der Mensch, um zu leben, wie wenig, um vergnügt zu sein! Es ist merkwürdig!" — er ward ordentlich gerührt — „Mit einem einzigen solchen Gerichte, einem solchen Käsekuchen hier, alle Tage zu meinem Mittage, könnte ich ganz zufrieden sein." — Ich hustete etwas. — „Ja, ja! Ich versichere Sie", fuhr er noch eifriger fort, indem er mich herausfordernd ansah, „daß es genug, ganz genug für mich wäre!" Ich hielt es für unrecht, ihn einer Illusion zu entreißen, die ihn

glücklich machte und in der er nach dem Käsekuchen noch drei bis vier Backwerke hinunterschluckte.

Noch vergnügter über seine Genügsamkeit ward der Präsident bei seinem Nachmittagskaffee und seinem Glase Liqueur. Die Kleinen standen zu beiden Seiten neben seinen Knien und erhielten dann und wann einen Theelöffel voll von dem arabischen Tranke. „Ich begehre nicht viel vom Leben, Demoiselle Rönnquist", sagte der Präsident. „Alles für mich und die Meinigen comfortabel zu haben, ist mein höchster Wunsch; meinen Töchtern eine gute Erziehung geben zu können, ist mein vornehmstes Streben; es wird das beste Erbtheil, das ich ihnen hinterlassen kann. Machten die Menschen weniger Anforderungen an Gott und aneinander, so würden sie glücklicher sein. — Was willst du, mein Puttchen? Mehr Kaffee? Sieh da, mein Engel, einen ganzen Theelöffel. — Wir sollten Gott danken für das, was wir haben, Demoiselle Rönnquist, und unsere Freuden mehr in unserer innern als in der äußern Welt suchen, und alles würde dann besser gehen. Ist es nicht so, bonne amie?"

Ich konnte nicht anders, als alles dieses übermäßig wahr finden.

„Wir kommen jetzt", fuhr der Präsident fort, „in eine Jahreszeit, welche wirklich erfordert, daß der Mensch aus seinem innern Leben etwas holen könne, was das äußere erwärme. Ich hoffe, daß wir alle dazu beitragen werden, und bin gewiß, daß wir dann nicht erfrieren werden. Mit guten Kindern und guten Freunden wird das Haus immer warm."

Ich konnte nicht unterlassen, einen Blick auf die finstere und stille Edla zu werfen.

„Ich hoffe besonders", sagte der Präsident, „daß unsere Abende im Winter recht angenehm sein werden. Der Abend ist des Tages Kern in dieser finstern Zeit — und", fügte er munter hinzu, „wir werden die Lichter nicht sparen. Meine Adelaide wird uns dann manchen schönen

Gesang geben, meine Kleinen werden tanzen, wir werden alle das Unserige dazu thun. — Meine beste bonne amie Rönnquist, ich hoffe, wir werden alle recht glücklich zusammen sein."

Unsere Abende.

Diese waren in der That recht angenehm. Wir brachten sie meistentheils in einem großen Vorgemache zu, welches mit dem Geschmacke und der einfachen Eleganz meublirt war, wodurch sich alle Anordnungen des Präsidenten auszeichneten. Zwei Tage in der Woche wurden Visiten angenommen; an den übrigen Abenden hatten wir Gräfin Augusta und bald auch Graf Alarich zu Stammgästen. Graf Alarich erlangte in kurzer Zeit einen großen Einfluß über uns alle. Ich weiß nicht, wie es kam, aber das Leben erhielt ein höheres Interesse, wenn er zugegen war. Man fühlte, daß reiche Schätze in ihm lagen, und bei allem, was man sagte oder that, hatte man immer ein Auge auf ihn — was würde er davon denken, was dazu sagen? Er flößte, wenn auch nicht Furcht, doch eine Art Respect ein; man war nicht ganz ungezwungen in seiner Nähe. Adelaide schien von allen am wenigsten unter seinem Einflusse zu stehen. Ihr volles, frisches Jugendleben bewegte sich wie früher in eigenthümlicher, sorgloser Sicherheit, und man merkte in dem, was sie that, keine Absicht, bemerkt zu werden, aber wol eine Fähigkeit, es allen behaglich einzurichten und einen jeden das, was ihm angenehm wäre, erhalten zu lassen. Alarich hingegen hatte, wie ich wol sah, beständig sein Auge auf sie. Er redete zwar vorzüglich mit dem Präsidenten und mit der Gräfin Augusta, aber er redete für Adelaide, und es verdroß mich, daß sie ihm im ganzen so wenig Aufmerk-

samkeit schenkte. Der Thee, die Kleinen, das Piano, tausend kleine Sorgen führten sie hin und her, und es schien, als wisse sie schon alles, was sie im Leben bedürfte. Dagegen übte sie fast unbewußt eine gewisse Gewalt über den stolzen Mann, wie sie Graf Alarich nannte, und wenn der etwas strenge Ausdruck seines Gesichts unwiderstehlich einem mildern und schönern wich, während er mit ihr redete, wenn der Ernst in seinen Zügen sich plötzlich in ein strahlendes Lächeln umwandelte, das schönste, das ich auf männlichen Lippen gesehen habe — da trug Adelaide ihr jugendliches Köpfchen höher, und ihr Antlitz leuchtete vor Freude und Lebenslust.

Edla war der einzige Schatten an diesen lichten Abenden; aber auch sie ward während derselben zuweilen freundlicher. Die Aufmerksamkeit, welche ihr Graf Alarich erwies, machte mir viel Vergnügen. Sein durchdringender Blick war oft auf sie geheftet, er verstand, das Gespräch so zu wenden, daß sie daran theilnehmen mußte, und zwang sie durch Fragen, sich zu äußern. Ich erstaunte über die kraftvollen Gedanken, die in ihren Antworten lagen; doch schmerzten mich zugleich die Bitterkeit derselben und der Menschenhaß, den sie oft aussprachen. So jung und so erbittert — das war in der That sehr betrübend!

Von unsern Abenden waren die am wenigsten angenehm, wo uns der junge Freiherr Otto besuchte; denn Alarich verlor dann nicht selten seine gute Laune, und wir wurden für sein Stillschweigen nicht durch Otto's Reden entschädigt, welche vorzüglich in Huldigungen gegen seine schöne Base bestanden. Graf Alarich scherzte zuweilen etwas beißend mit ihm und neckte ihn wegen des ewigen Einerlei seines Liebesgeplauders; aber Otto fuhr fort, Adelaide zu vergöttern, welche immer zu gleicher Zeit gut und ungnädig gegen ihn war. Sprach er lange, so bat sie ihn, aufzuhören oder von etwas anderm zu reden; ward er still und misgelaunt, so ging sie zu ihm hin,

scherzte und spielte mit ihm, bis er wieder froh war. Meine beste Leserin, ich versichere dich auf Gouvernantenehre, daß dies nicht Koketterie war, sondern nur das Verlangen eines guten und liebenden Herzens, alle vergnügt zu sehen.

Verdrießlich war es auch, wenn die Baronin, die ihr Leben in einem ewigen Kreise weltlicher Vergnügungen zubrachte, kam und uns Adelaide zu irgendeiner Lustbarkeit mit fortnahm; denn dann war die beste Freude des Abends fort, und auch Graf Alarich war dann auf diese oder jene Weise weggekommen. Die Baronin war in ihrem ganzen Wesen artig und angenehm, in ihrer Unterhaltung war sie gleich ihrem Herrn Sohne etwas einförmig, doch auf eine andere Art. Sie wiederholte unaufhörlich gewisse kühne Ideen, die seit Anbeginn der Welt in jedermanns Munde waren, und bewies mit Eifer und Ernst, daß schwarz schwarz und Wasser Wasser wäre. Aber sie war wirklich herzensgut und hatte Liebe zu Adelaide, weshalb ich ihr bald gut ward.

Eine Person, auf welche ich mich nie recht verstehen konnte, war Gräfin Augusta. Sie hatte eine feine Weltbildung, wirkliche Kenntnisse, eine Art sich zu benehmen, der man nichts anhaben konnte; sie zierte das Zimmer durch ihre schöne und wohlgekleidete Figur, sie konnte ein Gespräch interessant machen — aber ich fühlte mich, ich weiß nicht wie, immer von ihr entfernt. Ich konnte ihr nicht trauen. Es kam mir zuweilen vor, als wäre sie lieblos und falsch, zuweilen wieder glaubte ich darin unrecht zu haben, und die Achtung, die Graf Alarich ihr zu erweisen schien, ließ mich die Gerechtigkeit meines Widerwillens bezweifeln. Ein Verdacht, daß sie einen heimlichen Neid über Adelaide's größere Schönheit und Anmuth hegte, verließ mich nie; aber sie hatte so viel Selbstbeherrschung, sie war hinsichtlich ihrer Gefühle so verschlossen, daß ich nie zur Gewißheit hierüber gelangen konnte. Sie zeigte große Freundlichkeit für Adelaide, welche sie aufrichtig liebte. Jedoch herrschte keine Vertraulichkeit zwischen

den Schwestern. Die Gräfin Augusta war zehn Jahre älter als Adelaide und verheirathete sich mit dem reichen Grafen U., als Adelaide noch Kind war. Auch flößte ihr Wesen kein Vertrauen ein. Gegen Adelaide war sie zuvorkommender als gegen sonst jemand, artig war sie gegen alle — ich konnte von meinem Vorurtheile gegen sie nicht zurückkommen, und zum Danke dafür hielt sie auch sehr wenig von mir.

Ich muß noch ein Wort über den Präsidenten sagen; die Gesellschaft zu präsentiren und nicht den Wirth, wäre unhöflich und unrecht, zumal wenn, wie hier, der Wirth einen wichtigen Theil der Gesellschaft ausmacht. Des Präsidenten guter Ton, sein belebtes Wesen, seine wirkliche Humanität machten ihn ausnehmend angenehm im Gesellschaftsleben. Die Abende waren für ihn die liebsten Stunden des Tages, und selten ließ er während derselben sich durch irgendetwas aus seiner guten Laune bringen. Seine Unterhaltung war angenehm und zeugte von einem Manne von Welt und, was besser ist, von einem Manne von gründlichen Kenntnissen und, was das Beste, von einem guten und rechtlichen Manne.

Der Geburtstag.

Der Präsident hatte sein fünfundfunfzigstes Jahr erreicht. Am Morgen gingen die Fräulein in sein Zimmer, um ihm Glück zu wünschen. Ich, ein paar genähte Pantoffeln in der Hand, machte die Arrièregarde aus. Der Präsident war roth um die Augen, als wir eintraten, und der grüne Seidenvorhang von dem Porträt der seligen Präsidentin war beiseite gezogen; er schien dagesessen und es betrachtet zu haben. Die Fräulein kamen mit einigen kleinen Gaben hervor. Edla hatte eine Börse

gestickt; Adelaide einen sac de nuit genäht. Klein Minchen hatte ihren ersten Brief geschrieben, worin mit unendlichen Buchstaben stand, daß sie ihrem Vater ein langes Leben wünsche. Nina hatte ein Stück von eigener Composition gezeichnet, wovon ich nicht umhin kann, eine flüchtige Schilderung zu geben. Es stellte ein Haus von einem ganz eigenen Stil dar, welchen nachzuahmen ich niemand rathen will. Ein Frauenzimmer, ein wenig höher als das Haus, dessen einziger Schornstein da aufhört, wo ihr Kopf anfängt, steht dort und pflückt Obst von einem gar sonderbaren Baume. In der Spitze des Baumes sitzt ein Vogel (das merkwürdige Gemälde existirt noch), welcher gewiß nicht ohne Grund den Kopf des Frauenzimmers als einen passenden Bissen für seinen Schnabel betrachtet. Der Präsident ergötzte sich sehr an dieser originellen Composition. Einige kühne Züge in der Zeichnung ließen uns auf gute Anlagen bei der kleinen fünfjährigen Künstlerin hoffen. „Wer weiß", sagte der Präsident, „wer weiß, wie weit sie es noch bringen kann? Man fängt mit Pfuschereien an und hört mit Meisterwerken auf! Wer weiß!" — Ich war ganz der Meinung des Präsidenten, daß es niemand wissen könne.

Am Abend kamen, außer unsern gewöhnlichen Alltagsgästen, Excellenz G., seine Frau und der junge Otto. Auch sie hatten Geschenke für den Präsidenten, und diese waren von großem Werthe und vieler Pracht. Otto benutzte diese Gelegenheit, um allen Cousinen Geschenke zu geben, offenbar in der Absicht, um Adelaide zur Annahme eines kostbaren Sevigné von edeln Steinen zu bewegen, welches er, als der Präsident ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, mittels einer um den Kopf gehenden Goldschnur ihr auf der Stirn befestigte. „Charmant, charmant!" riefen alle aus, außer Graf Alarich, der sie mit einem ernsten Blicke ansah.

„Ist es nicht schön, ist es nicht charmant?" fragte ihn die entzückte Baronin. Alarich schwieg.

„Kleidet es sie nicht vortrefflich; scheint sie nicht dazu geboren zu sein, Juwelen zu tragen? Ist sie nicht unendlich schön in denselben?“ fuhr sie fort zu fragen.

„Ich finde es nicht“, antwortete Graf Alarich trocken. Er hatte unrecht; denn Adelaide, wie sie dastand, vom Kronleuchter beglänzt, den strahlenden Schmuck auf der schneeweißen Stirn, war wirklich blendend anzusehen.

„Juwelen kleiden Adelaide in der That vortrefflich“, sagte jetzt Gräfin Augusta, „und es ist kein Wunder, daß sie dieselben so gern hat.“

Graf Alarich's Gesicht ward immer düsterer. Adelaide hatte einen Blick auf ihn geworfen und entfernte sich jetzt unbemerkt. Als sie wiederkam, war der Schmuck fort. Otto ward unwillig und wollte, daß sie ihn wieder anlegen sollte.

„Er beschwert mich, guter Otto, er kitzelt mich auf der Stirn.“

„Er beschwert dich? Ach, du Göttliche, ich wollte —“

Gott weiß, was er noch im Begriff war zu sagen, aber die Baronin unterbrach ihn schnell und sagte zu Adelaide:

„Höre, mein Kind! Ich habe versprochen, zu Staatsrath P—s zu fahren und mich dort beim Souper blos eine Minute zu zeigen. Thue mir den Gefallen und begleite mich hin. Du bist ganz gut gekleidet, wie du da bist; nur setze Otto's kleine Gabe auf, und du wirst alle bezaubern. Ich möchte so gern mit meiner schönen Adelaide prahlen. Nur eine Viertelstunde, nur zehn Minuten bleibe ich aus, dann kommen wir zurück und bringen den Abend hier zu. Lieber Schwager, du erlaubst doch?“

„Mit Vergnügen!“ sagte der Präsident, welcher mit der Excellenz Schach spielte.

Ich ward unruhig, mir schien die Sache schon ganz bedenklich auszusehen.

„Adelaide, mein schöner Engel, du hörst; komm mit, liebes Kind!“ sagte die Baronin.

Sie kommt, sie kommt mit!" rief der glückliche Otto.

Adelaide stand neben Alarich. Es ist schwer zu begreifen, welche Bewegung in seiner Seele ihn dazu brachte, ihre herunterhängende Hand zu erfassen. Sie schlug die Augen nieder, eine brennende Röthe flog über ihre Wangen, und sie sagte mit einiger Verwirrung:

„O nein, ich komme nicht! Ich kann nicht mitgehen."

„Du kannst nicht mitgehen! Warum kannst du nicht?" fragte Otto böse.

„Weil ich nicht will", sagte Adelaide und sah ihn trotzig an; „werde ich nicht thun dürfen, was ich will?"

Otto sah verblüfft aus, aber schwieg. Die Baronin jedoch sagte etwas verletzt:

„Ich glaubte, Adelaide, du würdest mir gern in einer so unbedeutenden Sache ein Vergnügen machen."

„Mein liebes Tantchen", rief Adelaide, indem sie sie umarmte und küßte, „sei nicht böse. Ein anderes mal, wenn du willst, werde ich mitgehen; heute Abend habe ich nicht Lust auszufahren" — und jetzt überhäufte sie die Baronin mit Liebkosungen und guten Worten, war so herzlich, so einnehmend und lustig, daß die Baronin und auch Otto ihren Unmuth wie das Souper vergaßen; denn zu allem Glück hatten sie den Haken nicht gemerkt. Graf Alarich blieb bei der herrlichsten Laune, und wir hatten einen frohen und lebendigen Abend.

Visiten.

Der eine ging, der andere kam in ununterbrochener Reihe bei uns an einem Sonntagabend. Im Sprachzimmer drängten sich die Bedienten; im Salon ward unaufhörlich becomplimentirt und geschwatzt; meine Hand ermüdete von der Theekanne, und für all das Warme

und alle die Stücken Zucker, die ich austheilte, erhielt ich keinen Dank, kein gutes Wort zurück. Indessen unterwarf ich mich aus Menschenliebe

„meinem Lose,
vergessen zu sitzen und Gutes zu thun",

darin durch das Interesse gestärkt, welches ich für einige unter den Besuchern hegte. Ueberhaupt ist der Dienst nicht das, was schwer ist; es kommt nur darauf an, wem man dient. Madame M., welche ganze Nächte bis vier, fünf Uhr morgens damit zubrachte, dem Doctor Johnson Thee zu serviren, hatte einen edeln Posten und eine nützliche Beschäftigung in der Welt. Nicht so, meine holden Leserinnen? — Denn Ihr wißt es wol, — es ist schön, es ist herrlich, dem zu dienen, den man liebt oder bewundert, — sei es nun mit Kopf oder Hand, dadurch, daß man sein Herzblut hingibt, oder nur ganz einfach Thee servirt, — es ist alles dasselbe, es kommt nur auf Zeit und Gelegenheit an. Aber zurück zu den Visiten. Unter andern waren Madame L. und ihre Töchter zugegen. Sie waren weder reich, noch jung, noch schön; sie hatten nicht das Geringste von jenen äußern Vorzügen, welche gewöhnlich die Menschen im Gesellschaftsleben bemerkt und gesucht machen, und doch verbreiteten sie eine unbeschreibliche Anmuth in der Gesellschaft, wo sie weilten. Ruhe herrschte in ihren Mienen, in ihren Worten Güte, Gedanken und Leben; man fühlte, daß sie mit sich selbst und dem Leben im Klaren waren. Man befand sich ganz besonders wohl, man wußte nicht recht wie; man ward zum Denken erweckt, und die unbedeutendsten Gegenstände des Gesprächs wurden leicht und unvermerkt zu einem höhern Interesse geadelt. Das Heitere und Originelle in Virika's Gemüth und Benehmen contrastirte anmuthig mit der milden Weisheit ihrer Mutter und mit dem sanften, mehr poetischen Gemüth der Schwester. Sie sagten einander keine zärtlichen Dinge; aber man sah leicht, daß sie mit= und durcheinander glücklich sein mußten;

man sah, daß die Drei wirklich eine Dreieinigkeit ausmachten. Und ist es nicht gerade die Mannichfaltigkeit in Charakteren und Kräften, was, wenn die Seelen in Liebe vereint sind, die Glückseligkeit des Familienlebens bildet?

Als diese liebenswürdigen Damen fort waren, sagte Graf Alarich:

„Der Eindruck, den körperliche Schönheit hervorbringt, ist allgemein anerkannt; ich bin am wenigsten geneigt, deren wohlthuenden Einfluß auf den Menschensinn, deren liebliche Zaubergewalt über das Herz bestreiten zu wollen. Aber was gleich ihr und noch tiefer und wohlthuender wirkt, das sind die Eigenschaften, welche wir soeben Gelegenheit hatten, an Madame L. und ihren Töchtern zu bewundern. Dieses schöne Verhältniß in der Entwickelung der Seelenvermögen, diese Klarheit im Verstande, diese Deutlichkeit und Durchschaulichkeit in der Aeußerung des Gedankens, dies macht auf mich einen Eindruck, gleich dem der Schönheit; dieser Reiz der Seele offenbart sich nur langsam, aber er ist auch nicht so vergänglich wie der des Körpers.“ Er sah bei diesen Worten auf Adelaide. Ihre schöne Unterlippe schwellte trotzig hervor.

„Sehr schön zu sein, ist eine Versuchung“, fuhr Alarich fort. „Man wird in der Jugend so leicht verleitet, zu glauben, daß man in seinen Reizen einen Schatz besitze, der reich genug wäre, um dem ganzen Leben Glückseligkeit zu verleihen. Die Welt bewegt sich für die junge Schönheit so heiter und anmuthig, daß es ihr schwer wird, des Lebens Ernst zu fassen.“

„Und wozu dieser Ernst, warum sollte es so nothwendig sein, ihn zu fassen?“

„Weil der Mensch wirklich zu etwas mehr berufen ist, als dazu, blos Blume und Schmetterling zu sein. Als solche kann er wol Gefallen, Vergnügen, Beifall erwecken, aber nie Achtung, nie Liebe.“

Adelaide sah bedrückt aus und Thränen traten in ihre Augen.

„Das Leben ist so heiter", sagte sie; „Gott hat uns das Leben und die Freude gegeben; warum sollen wir seine Gaben nicht genießen? Ach laßt uns, laßt uns froh sein!"

„Das Leben hat hohe und wichtige Interessen", sagte Alarich mit größerm Ernst, „die wenig mit einem leichtsinnigen Genuß seiner flüchtigen Freuden zusammenpassen."

„Es gibt", sagte Gräfin Augusta, „wichtige und hohe Pflichten zu erfüllen; der Mensch soll nicht für sich allein leben —"

„Was meinen Sie denn", fragte Adelaide eifrig, halb ängstlich, halb lachend, „mit Ihrer Wichtigkeit und Ihren Pflichten? Ist es etwas aus der römischen Geschichte, dem man ähneln soll, um Mensch zu sein? Soll man einen Cursus in der Physik machen, oder Abhandlungen über Staatshaushaltung schreiben?"

Alarich betrachtete sie etwas misvergnügt, und Gräfin Augusta sagte:

„Der Mensch soll, wie ich eben sagte, nicht blos für sich leben; er gehört einem Staate, einem Vaterlande an."

„Und einem Himmel", unterbrach sie Adelaide, „ich weiß es; nur weiter!"

„Für diese soll er leben!" fuhr die Schwester fort.

„Nun, das kommt wol von selbst, wenn er lebt und gut ist", antwortete Adelaide.

„Mehr oder weniger jedoch", sagte Graf Alarich mild lächelnd, „und für diese soll er, wenn es erfordert wird, auch sterben können."

„Sterben, sterben für das, was groß und schön ist, sterben für das, was man liebt; — aber gerade das ist ja erfreuend!" rief Adelaide mit strahlenden Augen aus. „Darüber will ich mich nicht grämen!"

Alarich betrachtete sie mit seltsamer Rührung. Sie reichte ihm die Hand mit der gewinnendsten Anmuth und sagte:

„Lassen Sie mich im Leben und im Tode froh sein! Gott ist gut; er meint es wohl mit uns allen, in Lust wie in Noth; warum sollten wir nicht froh sein? Lassen Sie mich diesen finstern Ernst nicht sehen!"

Graf Alarich antwortete nicht; er preßte die schneeweiße Hand an seine Lippen, folgte Adelaide mit den Augen während des ganzen Abends, blieb aber still und gedankenvoll. Adelaide war einen Augenblick ernst, erhielt aber bald ihr gewöhnliches Leben wieder, lachte, sang und spielte mit den Kleinen.

Unglückstage.

Mein allerliebster Leser, kennst du solche? In der Weltgeschichte sehen wir Unglücksperioden, wo Jahrhunderte hindurch alles verkehrt zu gehen scheint; man mordet, man brennt, man wirft Throne und Religionen um; und wie überall das Große sich im Kleinen spiegelt, und das Kleine im Großen, so zählt auch der Mensch in seinem Leben Unglückstage par excellence.

Du fängst z. B. des Morgens damit an, das Kleid verkehrt anzuziehen, und dies ist eine Art Losung für die Ereignisse im Verlaufe des ganzen Tages. Du schneidest dich bei Rasiren; du gehst und suchst Leute auf, die du nicht findest, und wirst von Leuten gefunden, die du nicht suchst, und die du vielleicht zum . . . . . wünschest; du sagst eine Dummheit, wenn du einen Witz machen wolltest; dein Mittag ist schlecht, alles geht so unbeschreiblich langweilig vor sich, und fällt es dir an einem solchen Unglückstage ein, zu freien, so kannst du sicher sein, einen Korb zu bekommen.

Was den Präsidenten an einem gewissen Donnerstage schon früh morgens bei der Toilette verkehrt machen

konnte, will ich mich nicht erdreisten zu verrathen; aber gewiß ist, daß ein ungünstiges Schicksal ihn den ganzen Tag hindurch verfolgte und daß ein jedes Glied der Familie es mehr oder minder empfinden mußte. Früh am Morgen ging es schon toll her mit dem Glücke und der Laune des Präsidenten. Er sollte hinauf aufs Schloß, und drei schwarze Pflästerchen zierten Kinn und Unterlippe, und der Friseur, der sein Haar schneiden sollte, kam nicht. Auf diesen fluchte er jetzt so heftig und hitzig und war außerdem in so schrecklicher Unruhe, daß ich in meiner Angst mich erbot, den Dienst des Friseurs zu verrichten. Der Präsident sagte: „Gott bewahre!" und machte aus Artigkeit Complimente, fragte mich aber doch freundlich scherzend, ob ich je einen Männerkopf geschoren hätte, und da ich meinen Oheim, den Hofgerichtsnotar, meinen Bruder, den Auscultant, und meinen Schwager, den Bürgermeister, anführen konnte, denen allen ich bei festlichen Gelegenheiten die Haare geschnitten hatte, so nahm er vergnügt mein Anerbieten an. Wir begaben uns in sein Arbeitszimmer. Er setzte sich, um eine Menge Papiere durchzusehen, während ich ihm ein Handtuch über die Schultern band und mit der Schere in seinem reichlichen Haarwuchse zu manövriren anfing. Das Schwierige bei der Sache war, daß der Präsident nie einen Augenblick mit dem Kopfe still saß. Er war eifrig mit seinen Papieren beschäftigt und, wie es schien, mit etwas Unangenehmem darin; denn er fluchte zuweilen dazwischen und schaukelte dabei so mit dem Kopfe, daß meine Schere schnelle und abenteuerliche Evolutionen machen mußte. Ich habe nach dem, was mir alle gesagt haben, ein wirkliches Talent im Haarschneiden und Anziehen; aber mein Gott, man kann nicht verlangen, daß man einen Kopf, der sich unaufhörlich bewegt, ebenso gut bedienen soll, wie einen, der sich ruhig verhält. Noch schlimmer ward es, als ich mit der Zange einige Locken kräuseln wollte, die recht zierlich seine Schläfe schmückten; denn jetzt, da die

Manövers der Zange nicht so schnell wie die der Schere sein konnten und der Präsident fortfuhr, den Kopf zu bewegen, ward er oft recht empfindlich gestoßen und gebrannt. „Aj! Aj! beste Demoiselle, nehmen Sie mir nur den Kopf nicht weg.“ — Am schlimmsten ward es, als der Präsident nach beendigtem Haarschneiden aufstand und sich im Spiegel besah; denn er blieb jetzt so bestürzt und sichtlich verblüfft stehen, daß mir vor Angst der kalte Schweiß hervorbrach.

„Ums Himmels willen“, sagte er mit zorniger Stimme, „wie seh' ich aus? Heißt das die Haare schneiden? Ich bin ja rasirt, wie abrasirt! Ich kann mich vor niemand sehen lassen!“ Ich versicherte ihm in meiner Seelenangst, daß es ihm ganz wohl stände; daß er nie besser ausgesehen hätte, — aber als Adelaide hereinkam und über mich und ihres Vaters sonderbares Aussehen, indem sie ihn umarmte, in ein herzliches Gelächter ausbrach, da ward ich von ihrer Lustigkeit angesteckt und lachte bis zu Thränen, indem ich vergebens einige Entschuldigungen wegen meines Haarschneidens und Lachens hervorzubringen suchte. Der Präsident war auf gutem Wege, uns Gesellschaft zu leisten, lenkte aber plötzlich um, ward rasend, und sein Haar mit allen zehn Fingern aufthürmend, sodaß es nach allen Weltgegenden stand, stürmte er die Treppe hinunter, hinein in den Wagen und fuhr nach Hofe.

Zur Mittagszeit kam der Präsident zurück; er war bei sanfter Laune, aber etwas ungnädig gegen mich, und ich muß ihm die Gerechtigkeit erzeigen — es war dies gerade nicht sehr zum Verwundern.

„Gott lasse uns satt werden!“ sagte er, indem er mit bekümmertem Blick den Mittagstisch übersah, worauf heute ein Gericht weniger stand, das will sagen, vier Gerichte, die nach meiner Meinung vollkommen hinreichten, noch einmal so viel Personen, als wir waren, satt zu machen. Ich fand jedoch bald, daß des Präsidenten Seufzer prophetisch war, denn das Essen war schlecht zubereitet: der

Roastbeef war so roh, daß er nicht gegessen werden konnte, der Rahmkuchen so ranzig, daß der Präsident ihn für giftig erklärte. Es war Edla's Haushaltsmonat, und ihre Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit wurden fast mit jedem Tage fühlbarer. Der Präsident warf einen misvergnügten Blick auf sie, aber er war zu zartgesinnt und zu fein, um bei Tische seine Tochter darüber zur Rede zu stellen. Er begnügte sich, die Fehler der Gerichte lateinisch zu bemerken und sie stehen zu lassen, ward dabei aber innerlich um so ärgerlicher. Beim Schlusse der Mahlzeit wollte er, zur Erbauung der Kleinen und vielleicht auch um seinen Stoicismus zu beweisen, ein merkwürdiges Kunststück mit einem vollen Glase Wein machen, das auf und nieder gedreht werden sollte, ohne daß ein Tropfen herausfiele; nicht ein Tropfen, sondern all der Wein, den das Glas enthielt, strömte aus auf das weiße Damasttuch, wobei großer Alarm, Aufstand und Bestürzung entstand, dabei aber für mich ein günstiger Augenblick kam, indem ich dem Präsidenten versicherte, den Weinfleck aus dem Tuche herausbringen zu können. Aber alle diese Künste bereiteten uns keinen frohern Nachmittag.

Edla hatte sich in ein Fenster gesetzt und las in einem Theile von Metastasio. Der Präsident ging zu ihr hin und verwies ihr mit etwas strengem Ernste den verdorbenen Mittag. Edla schwieg, wie gewöhnlich, nahm aber eine so gleichgültige Miene an, daß der Präsident sich befugt fand, seinen Vorwurf noch zu schärfen. „Es wäre besser", schloß er herbe, „den Haushalt wohl zu besorgen, als Italienisch zu lesen."

Ich sah gerade nicht ein, warum das erstere nicht mit dem letztern vereinigt werden könne. Ich sagte nach einer Weile etwas hierüber und daß eine hohe und verfeinerte Bildung gar wohl neben einem häuslichen Sinne und Wesen bestehen könne. Ich wagte einen kleinen Angriff auf gewisse Vorurtheile; aber der Präsident, der, wenn ihm einmal etwas in die Quere gekommen war, ein wenig

unbiegsam, und dessen Kopf schon seit dem Morgen verdreht war, sagte nur: „Ich liebe nicht, daß man so spricht." Ich merkte nun, daß ich den Augenblick schlecht gewählt hatte und daß es Zeit war, fünf gerade sein zu lassen.

Der Abend kam, mit ihm Graf Alarich und Gräfin Augusta und mit diesen einige Munterkeit in unsern Kreis; denn auch Adelaide war den Tag über ernst und zerstreut gewesen. Gräfin Augusta war ungewöhnlich munter und lebendig, auch Alarich war froh und mild; er nahm die Kleinen auf seine Knie, spielte mit ihnen und blickte auf Adelaide, welche so eifrig nähte, als wäre es fürs liebe Brot gewesen. Der Präsident bat Edla, eine Sonate von Beethoven zu spielen. Sie entschuldigte sich mit einem schlimmen Finger, was wahr war, obgleich der Präsident ihr sichtlich nicht glaubte. Er bat jetzt Adelaide, etwas zu singen, und sie ging sogleich ans Piano. Alarich verfiel in tiefe und, wie es schien, liebliche Träumereien, und antwortete nur mit einem „hm! hm!" auf das, was die Gräfin ihm über Musik und Componisten sagte; er schien jetzt ganz mit der Sängerin beschäftigt zu sein.

Währenddessen hausten die wilden Kleinen so ausgelassen auf dem Tische herum, daß, ehe man sich s versah, ein Glas Limonade dem Präsidenten in den Schos heruntertanzte, eine Theetasse mir an die Nase flog und der Rahm in die Zuckerdose vergossen ward. Alles dieses war in einem Augenblick geschehen, und der Präsident, gewaltig erzürnt, steckte mit höchsteigener Hand die Kleinen zur Pönitenz ins nächste Zimmer. Dieser kleine Auftritt störte jedoch den übrigen Theil der Gesellschaft nur wenig. Mit bezaubernder Anmuth sang Adelaide ein Lied von der Heimat.

„Eine Heimat!" sagte Alarich weich, indem er die Arme über die Brust kreuzte und den Kopf senkte, „eine Heimat mit einer geliebten Gattin, das ist in der That ein Himmel!"

„Ja!" sagte der Präsident, „und mit einer liebens-

würdigen Tochter, welche in allem ihrem Vater zu gefallen sucht und für sein Wohlbefinden und Vergnügen zärtlich sorgt."

Der Ton, in welchem er dies sagte, und der scharfe Blick, den er auf Edla warf, lenkten aller Augen auf sie hin. Sie erröthete heftig. Ich bin gewiß, daß der Präsident sogleich diese übereilten und unfreundlichen Worte bereuete; aber gesagt war gesagt, und Edla's erbitterte Gemüthsstimmung stieg plötzlich bis zu einem Punkte, den ich bei ihr nicht für möglich gehalten hätte. Sie wendete sich zu Graf Alarich und sagte:

„Sie haben die Heimat mit dem Himmel verglichen; wissen Sie, womit man sie noch vergleichen könnte?"

Er sah sie fragend an, und sie fuhr fort: „Mit einem Correctionshause."

Ich schauderte bei diesen bittern Worten. Der Präsident fuhr auf, sodaß der Thee aus seiner Tasse vergossen ward. Alarich betrachtete Edla ernst und vorwurfsvoll.

Sie aber fuhr in starker Gemüthsbewegung fort: „Dort ist ein Oberaufseher und dort sind Gefangene. Der erstere legt den letztern Arbeit auf und, wenn sie etwas versäumen, straft er sie. Er fordert Pflichterfüllung, aber er gibt weder die Zärtlichkeit noch die Freude, welche die Pflicht leicht macht. Dach warum hierüber klagen?" fügte sie hinzu, indem sie einen Blick voller Bitterkeit und Verzweiflung aufwärts sandte, „das geringere Leben ahmt nur das höhere nach, und die Heimat ist ein Bild der Weltordnung."

„Fräulein Edla!" sagte Alarich warnend.

Der Präsident war heftig bewegt, that sich aber Gewalt an und sagte mit scheinbarer Ruhe, indem er sich an Alarich wendete:

„Ist es nicht wunderlich, mein bester Graf, daß der Mensch so oft sich selbst seine Tage verbittert und nachher ungeduldig über Leiden klagt, die er selbst verschuldet hat? Meine selige Frau machte mich zu dem glücklichsten

Gatten; hätte sie noch länger leben dürfen, so würde sie mich gleichfalls zum glücklichsten Vater gemacht haben, denn sie hätte ihren Töchtern die Milde und Nachgiebigkeit gelehrt, wodurch allein Liebe gewonnen wird; sie hätte ihnen gelehrt, die Zärtlichkeit eines Vaters zu verdienen, der nichts Besseres verlangt, als alle seine Kinder um sich glücklich zu sehen."

Der Präsident war gerührt und deutlich zur Versöhnung bereit. Nicht so Edla; das langverschlossene Gift der Erbitterung kochte in ihr auf.

„Blos Liebe", sagte sie, „gewinnt Gegenliebe. Der Vater, der seinem Kinde das Leben gab und ihm nicht Zärtlichkeit, nicht Freude verleiht, der hat kein Recht, etwas zu fordern."

„Kein Recht?" sagte der Präsident hitzig und in zu großer Aufregung, um seine Worte überlegen zu können, „kein Recht? Aber du? Du kannst nie unrecht haben, du mußt immer recht haben. Indeß habe ich kein Recht, von dir Nachgiebigkeit und Gehorsam zu fordern, so habe ich wenigstens das, mich und mein Haus vor Unannehmlichkeiten und vor Unruhe zu bewahren. Seit drei Jahren hast du mir nicht einen einzigen frohen Tag gemacht. Du hast selbst deutlich gezeigt, daß du deines Vaters Rath nicht achtest und in seinem Hause nicht gedeihest; — wird es in Zukunft nicht anders, als es bisjetzt gewesen, so ist es das Beste, daß wir uns trennen!"

„Es wird dann meine Sache sein", sagte Edla kalt und erbleichend, „Platz zu machen. Ich werde bald niemand mehr Unruhe und Unannehmlichkeiten verursachen."

Sie stand auf, legte ihre Arbeit fort und war im Begriff zu gehen. Graf Alarich faßte ihren Arm. „Kind!" sagte er leise, „keine Uebereilung! Fräulein Edla, Sie haben unrecht, besinnen Sie sich!"

Sie stand still und sah ihn verwirrt an. „Was soll ich thun?"

„Sie haben unrecht gehabt. Erkennen Sie es. Bitten Sie Ihren Vater um Verzeihung!“

„Nein!“ sagte sie heftig, indem sie ihren Arm los zu machen suchte; aber Alarich ließ ihn nicht los, führte sie beiseite, während er leise und eifrig mit ihr redete.

Der Präsident war außer sich; Adelaide ging mit Thränen im Auge zu ihm hin, Gräfin Augusta saß bleich und ich rathlos da. In diesem Augenblick hörten wir einen Schrei aus dem Verbannungsorte der Kleinen, und ein starker Schein loderte durch die halboffene Thür. Wir stürzten insgesammt ins Zimmer; die Gardinen an beiden Fenstern standen in hellen Flammen; auch die Tapeten brannten; die Kleinen standen zitternd da und schrien aus allen Kräften. Alarich griff entschlossen zu und riß die Gardinen sammt den Tapeten von dem einen Fenster herunter; aber dabei fingen seine eigenen Kleider Feuer. Als Adelaide das sah, stürzte sie sich besinnungslos ins Feuer und suchte den Brand um ihn zu löschen. In einem Nu loderte ihr dünnes Kleid in Flammen auf, und ganz plötzlich machte es sich so, daß Alarich und Adelaide die Arme umeinander geschlungen und von Flammen umgeben dastanden. Gott der Liebe! wenn du es warst, der dies so gefügt hat, — so verzeihe, daß ich durch einen Eimer kaltes Wasser, den ich in meiner Verzweiflung über Adelaide ausgoß, sowol der Umarmung als dem Brande ein Ende machte!

Unterdeß wirthschaftete der Präsident am andern Fenster und zog die Gardinen auf seinen Kopf herunter, wo das Feuer verzehrte, was ich noch von Haaren übrig gelassen hatte. Er würde wahrscheinlich recht schlecht dabei weggekommen sein, wenn ihm nicht Edla mit Entschlossenheit zur Seite gewesen wäre. Vom ersten Augenblick an war sie neben ihrem Vater und half ihm mit ebenso viel Muth und Klugheit, während sie mit eigener Gefahr ihn vor Schaden schützte. Als das Feuer gelöscht war, zog sie sich still und verbrannt in ihr Zimmer zurück.

Adelaide war außer sich. Sie hielt Alarich's Hände in den ihrigen, blickte ihn an mit Augen voller Zärtlichkeit, Thränen der Angst standen in denselben, und sie konnte doch die Frage nicht aussprechen, die in ihren Gesichtszügen zu lesen war: „Haben Sie Schaden gelitten?“ Er wiederum schien alles vergessen zu haben, blos um sie ansehen zu können. Gräfin Augusta erinnerte jetzt daran, daß Adelaide ihre Kleider wechseln müsse. Sie ging, nachdem sie den Grafen hatte versichern müssen, daß sie sich nicht verbrannt hätte, daß sie sich in Acht nehmen wolle, daß er sich daher nicht beunruhigen möge und dergleichen mehr. Er selbst war nicht so leicht davon gekommen; aber er war doch der erste, der über das Ereigniß scherzte und demselben eine lustige Wendung gab. Der Präsident, rußig und erbost, sah im Anfang aus wie eine Gewitterwolke, ward aber allmählich durch Graf Alarich beschwichtigt, und man suchte jetzt der Entstehung des Feuers auf den Grund zu kommen. Unser Verdacht fiel gleich auf die Kleinen. Sie hatten während ihres Exils in verschiedenen Experimenten Trost gesucht, und ihr kleiner Wachsstock schien ihnen dabei mannichfache Dienste geleistet zu haben. Entweder hatten sie sich nun wirklich von der Brennbarkeit der Gardinen überzeugen wollen, oder das Anzünden war durch Zufall geschehen, genug, es konnte dies doch von niemand anderm als von ihnen herrühren. Wir glaubten, daß der Schreck, den die Kleinen gehabt, nebst ernsten Vorwürfen und dem Urtheil, ohne Abendbrot zu Bett zu gehen, uns in Zukunft vor ähnlichen Illuminationen sichern würde.

So schnell, wie ich mich nur freimachen konnte, eilte ich hinauf zu Edla. Ich fand Adelaide weinend über sie hingebeugt und ihre Brandwunden verbindend. Edla war stark beschädigt und ihr Gemüth mehr als je aufgeregt. Ich vermochte Adelaide, sich zu Bett zu legen, indem ich versprach, Edla sorgsam zu pflegen. Kaum waren wir allein, als ein paar Worte mit Bleistift, auf einen Papier-

streifen geschrieben, mir übergeben wurden; sie enthielten eine Anfrage vom Grafen Alarich, Edla besuchen zu dürfen. Ich glaubte, daß er, als ihr künftiger Schwager, zu ihr heraufkommen könne. Auch Edla willigte ein.

„Er mag kommen", sagte sie, „er mag alles hören, was ich zu sagen habe; er ist billig und gut und wird mir wenigstens nicht in allem unrecht geben."

Edla's Gemüthsbewegung war zu einer Höhe gestiegen, welche ganz und gar ihre gewöhnliche Schüchternheit und Verschlossenheit bezwang. Alle die verzehrende Galle, welche seit langem sich in ihrem Herzen gesammelt hatte, brach jetzt mit einer Gewalt hervor, die mich erschreckte. Alarich hörte sie lange an, ohne ein Wort zu sagen; ein Ausdruck innern Mitgefühls ruhte auf seinem männlichen Antlitze.

„Wenn Sie wüßten", sagte Edla, „wie mir begegnet worden ist, Sie würden sich nicht über die Unglückliche, die ich jetzt bin, wundern. Ich war kein boshaftes Kind, ich liebte meine Aeltern zärtlich, besonders meinen Vater, ich hätte gern mein Leben für ihn hingegeben. Und dennoch — mit einem so guten Willen, mit einem so zärtlichen Herzen — nie ein freundliches Wort zu hören, nur ewige Ermahnungen, ewige Vorwürfe! Und warum? Weil ich häßlich war, weil die Natur mir alle gefälligen Gaben versagt hatte, weil ich unglücklich war. Ich war sieben Jahre alt, als mich mein Vater eines Tags liebkoste, — ich gedenke dessen, als wäre es gestern gewesen; ein Zeichen, wie selten ein solches Ereigniß war. Und dann — in so zartem Alter vom väterlichem Hause entfernt zu werden, dorthin als eine Fremde zurückzukehren und immer so behandelt zu werden! Vater- und Mutterliebe, Liebkosungen, Ermunterungen, Freude, alles, alles war für Adelaide!"

„Bist du neidisch auf Adelaide?" fragte ich traurig. Edla schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Könnte man Adelaide hassen, so hätte ich es gethan, — aber wie Adelaide hassen? Ja, wie schwer ist es nicht, sie nicht

lieben zu wollen? Jeden andern als Adelaide hätte ich gehaßt. O! seht, es ist nicht so leicht, nicht so angenehm, innerlich nach Liebe und Freundschaft, nach etwas Gutem, nach einer Freude zu dürsten, und dann zu sehen, wie alles von einem Glücklichern weggeraubt wird; — auch mein Hund, mein kleiner Vogel verließen mich ihretwegen. Und was hatte sie denn vor mir voraus? Schönheit, Anmuth, reiche Naturgaben. Sie waren nicht ihr Verdienst, sie hatte sich diese nicht selbst gegeben. Warum war ich so ohne alles, so arm — und dann noch wegen meiner Armuth gestraft?"

„Liebe Edla!" unterbrach ich sie, „rede nicht so. Es ist nicht recht, nicht christlich!"

„Christlich oder nicht, — es ist wahr. Und reden will ich, einmal wenigstens in meinem Leben, dann will ich schweigen. Glaube mir, ich kann schweigen. Ich will beenden, was ich über Adelaide noch zu sagen habe. Ihre Sanftmuth hat mich für sie milder gestimmt, — ich beneide sie nicht, ich will ihr nichts entziehen, — aber ich möchte auch etwas mithaben. Ich hatte in meiner Jugend eine einzige bestimmte Neigung, eine einzige Lust."

„Und diese war?" fragte Alarich aufmerksam.

„Ich weiß nicht recht, wie ich sie nennen soll — einen Forschungstrieb; ich wollte gern alles ergründen, ich wollte die Ursachen und den Ursprung von allem wissen, was ich sah. Hätte ich mich dieser Neigung hingeben dürfen und einige Anleitung erhalten, so würde mein Leben vielleicht nicht ohne Interesse und Nutzen geworden sein. Aber gerade was ich liebte, ward mir versagt; man verspottete meine lieben, obgleich kindischen Beschäftigungen, und gab mir nichts an ihrer Statt zu lieben. Ich ward gezwungen, mich mit dem zu beschäftigen, wozu ich weder Neigung noch Fähigkeit hatte; ich ward gezwungen, in der Welt eine Freude zu suchen, die ich dort nicht finden konnte. Allmählich zerfiel ich so mit mir selbst, daß ich keinen klaren Gedanken mehr hatte, auch zu nichts Lust

verspürte. Jetzt ist es vorüber mit mir; ich bin so misvergnügt, so unglücklich, so unklar, daß ich keine Ruhe mehr finden kann; das Leben und die Menschen ekeln mich an, ich verachte mich selbst. Ich weiß, daß ich nicht gut bin, — Sie finden mich vielleicht böse, und Sie mögen recht haben; — aber wer hat mich dazu gebracht, wer hat mein Herz verbittert? Auf wen muß die Schuld zurückfallen? Ich sehe ein Leben vor mir, vor dem ich zurückschaudere, — denn Gott und Menschen sind gegen mich, — es gibt nur ein Mittel, ihm zu entgehen —"

„Und dieses einzige Mittel ist?" fragte Graf Alarich, indem er sie durchdringend ansah.

„Selbstmord."

Mich schauderte, aber Graf Alarich lächelte und sagte: „Die gewöhnliche Zuflucht der Schwäche; wir sollten, wie Shakspeare sagt, den Tod stolz machen, uns hinwegzunehmen."

Edla erröthete. Sie hatte das Wort Selbstmord ausgesprochen, als hätte sie etwas Großes gesagt. Bei Alarich's Lächeln und Worten erröthete sie tief.

Dieser redete jetzt mit ihr, obwol sanft, doch zugleich ernst und eindringlich. Er gab die Gültigkeit eines Theils ihrer Klagen zu, zeigte ihr aber in ihrem eigenen Gemüthe, in ihren Ansprüchen, in ihrem Stolze die vornehmsten Quellen ihres Leidens. Er suchte ihr deutlich zu machen, daß sie durch ein offenes und liebevolles Reden mit ihrem Vater gewiß die Freiheit erhalten hätte, deren sie jetzt entbehrte, und daß sie, weil sie Härte der Härte entgegengesetzt habe, sich den Weg zu seinem Herzen versperrt hätte. Seine Worte waren kräftige Worte der Wahrheit. Er schonte Edla nicht, aber man fühlte selbst in dem Strafenden, daß er sie achtete. Er war dabei so edel, so schön anzusehen.

Edla war getroffen und erschüttert. Sie weinte.

Da redete Graf Alarich zu ihr die süßen Worte der Tröstung, und seine Stimme war dabei wirkliche Musik;

er versicherte sie, daß sie glücklich werden könne; er versprach ihr seinen Beistand und schloß mit diesen Worten:

„Wir sind alle hier im Leben bis auf einen gewissen Grad der Macht der Zufälligkeiten unterworfen; es ist zum Theil durch ihre Gewalt, daß Sie leiden. Aber über diesen steht unerschütterlich eine ewige Ordnung; in diese einzugehen und in ihr unsern Platz zu finden, ist unser aller Aufgabe und allen möglich, sie zu lösen. Dann wird nichts mehr wesentlich unsere Freiheit und unsere Glückseligkeit stören."

Edla blickte ahnungsvoll auf zu ihrem edeln Lehrer, aber man sah, daß sie ihn nicht verstand. Graf Alarich versprach, sich späterhin weiter zu erklären, und verlangte jetzt von Edla blos, daß sie mit ihrem Vater Frieden schließen und selbst den ersten Schritt zur Versöhnung thun solle. Sie wollte sich dessen weigern, aber Alarich machte sie theils durch Scherz, theils durch ernsthaftes Zureden über diese tadelnswerthe, falsche Scham erröthen, und zeigte ihr außerdem das Strafbare in ihrem heutigen Benehmen gegen den Vater, sodaß Edla endlich mit ungewöhnlicher Nachgiebigkeit in sein Verlangen einwilligte. Doch war es jetzt schon zu spät, denn der Präsident war schon zu Bette gegangen.

Als wir Edla's Zimmer verließen, sagte Alarich zu mir:

„Wir müssen jetzt vor allem Edla zu beruhigen suchen und ihr eine sanftere Gemüthsstimmung geben dadurch, daß wir sie eine harmonische Weltordnung ahnen lassen, die unerschütterlich trotz aller scheinbaren Widersprüche besteht, eine ewige Güte, die ewig wirksam ist trotz des Leidens auf der Erde. — Ich habe etwas von einem jungen Freunde aufgezeichnet, was ich für ein gutes Mittel halte, um bei Edla lichtere Gedanken und Gefühle hervorzurufen. Ich werde Ihnen das Manuscript übergeben; lesen Sie es ihr an einem dieser Tage auf ihrem Zimmer vor. Sodann werden wir allmählich für Edla einen Weg zu eröffnen suchen, der sie nicht allein zur

Klarheit über sich selbst führen, sondern ihr auch geben soll, was jeder Mensch bedarf — ein Interesse im Leben und einen Wirkungskreis. Sie hat eine kräftige Seele, ein scharfes Denkvermögen; ich werde nicht eher ruhen, bis ich sie glücklich sehe."

Ich dankte ihm aus innigstem Herzen für seine Güte.

Ehe wir uns trennten, sah er sich um und fragte, wo Adelaide wohne. Er stand gerade dicht vor ihrer Thüre; ich machte ihn darauf aufmerksam.

„Hier?" sagte er, indem ein helles Lächeln sich über sein Gesicht verbreitete; „hier?" und er legte die Hand aufs Schloß.

„Jesus! Woran denken Sie, Herr Graf!" sagte ich erstaunt.

Er sah mich an, lächelte und wandte sich wieder zur Thüre; es sah aus, als flüsterte er etwas, und ich bin nicht gewiß, ob er nicht die Thüre küßte. Als er wegging, ward er die schlafenden Kindlein gewahr und ging zu ihnen hin: „Aha, hier liegen die kleinen Mordbrenner und sehen aus wie Engel." Er küßte ihre rothen, blühenden Wangen, wünschte mir gute Nacht, sah sich noch einmal nach Adelaidens Zimmer um und verschwand.

Als er gegangen war, begab ich mich leise zu Adelaide, um zu sehen, ob sie wach sei und wie sie sich nach der Feuer- und Wasserprobe befinde. Sie war noch wach, reichte mir ihre Arme und sagte:

„Ist er schon fort? Ich habe seine Stimme drinnen bei Edla gehört. O, erzähle mir, was er gesagt hat!"

Ich wiederholte ihr das Gespräch so genau als möglich. Adelaidens Augen strahlten dabei. „Wie gut er ist!" rief sie aus, „wie edel, wie herrlich redet er! Er wird gewiß der armen Edla helfen."

So von ihr und von ihm redend, kamen wir unvermerkt über Mitternacht hinaus. Ich verglich Alarich und Otto — und armer Otto! Aber Adelaide ward ernst und sagte: „Otto ist gut und liebt mich. Alle können nicht geistvoll sein. Otto ist, wie ihn Gott geschaffen hat."

Edla hatte am Morgen des folgenden Tages Fieber, ging aber doch mit Adelaide zum Vater herunter, um das Versprechen zu erfüllen, das sie Alarich gegeben hatte. Der Präsident war durch ihre Aufführung bei der Feuerscene gerührt, und auf ihre Abbitte antwortete er milder: „Laß uns einander unsere Fehler verzeihen, Edla!"

Darauf begann er mit Theilnahme sich nach ihren Verletzungen zu erkundigen. Sie waren nicht unbedeutend; sie, aber noch mehr ihr aufgeregtes Gemüth, verursachten, daß sie mehrere Tage in einem Fieberzustande zu Bette liegen mußte. Der Präsident besuchte sie während dessen zweimal des Tages; aber sowol Vater als Tochter waren verlegen und gezwungen gegeneinander. Nach dem, was vorgefallen war, ward das Verhältniß zwischen ihnen eher schlimmer als besser. Der Präsident nahm sich in Acht, Edla durch Erinnerungen und Vorwürfe zu verletzen; aber er ward offenbar kälter und zurückgezogener gegen sie, und sie vermied ihn, wo sie konnte. Zu viel war gesagt worden und zu wenig. Die Scene am Unglückstage hatte eine heimliche Wunde aufgerissen, aber ohne die Mittel zur Heilung zu gewähren.

Wenn Misverständniß und gespanntes Verhältniß zwischen Freunden und Gliedern einer Familie entstehen, so vergehen sie selten ohne eine Krisis und ohne eine Erklärung; aber diese sind gefährliche Revolutionsmomente, und gegen einmal, wo sie den verletzenden Dorn ausziehen, geschieht es dreimal, daß sie diesen nur noch tiefer hineindrücken. Ach, warum wird es uns denn so schwer rein zu verzeihen, rein zu vergessen? Wir bewahren uns das Gefühl unsers erlittenen Unrechts; wir brüten darüber, wir wollen ein Recht, eine Rache dafür wieder haben und erwärmen so Schlangeneier an unsern Herzen. Selig sind die Friedlichen, selig die Guten, die da vergessen und verzeihen, ohne daran zu denken, daß sie verzeihen!

Eine Aufforderung zum Tanze.

Adelaide war eifrig in der Pflege ihrer Schwester, aber Edla zeigte so wenig Freude darüber, daß allmählich ihre ganze Pflege mir zufiel, die sie lieber um sich sah. Es schien, als würde Edla's kranker Sinn vom Anblicke der Jugend und Schönheit noch verletzt. Jetzt kam auch die Baronin wieder mit tausend Planen und Vorschlägen zu Vergnügungen; Adelaide ließ sich von dieser fangen und wurde in den Wirbel der großen Welt uns entführt. Wenn Graf Alarich des Abends kam, fand er Adelaide oft nicht zu Hause, und es bedurfte dann der ganzen Gewandtheit und Lebendigkeit der Gräfin Augusta, um seine Theilnahme und sein Interesse an der Unterhaltung zu wecken; doch glückten ihr meistentheils ihre Bemühungen. Er fing so leicht Feuer, wenn irgendeine wichtige Frage, eine große Idee aufgeworfen ward, und es war dann eine Freude ihn anzuhören. „Warum ist Adelaide nicht hier?“ dachte ich unruhig und misgelaunt. Ich war unzufrieden mit Adelaide, daß sie so schwach war, dem Drängen der Baronin nachzugeben, da sie selbst nur wünschte, zu Hause bleiben zu dürfen, wenigstens wenn Alarich da war. Der Präsident dagegen war herzensvergnügt. Graf Alarich war ihm wirklich lieb geworden, und er war stolz darüber, ihn Sohn nennen zu dürfen.

„Ich denke“, sagte er, „unser Graf erklärt sich wol bald, er scheint mir schon ganz warm neben Augusta zu sein. — Otto tanzt mit Adelaide; alles ist, wie es sein soll. He! Demoiselle Rönnquist! Topp, kleine bonne amie! Das werden zwei schöne Paare; an ihrer Hochzeit wollen wir eine Anglaise zusammen tanzen“, — und er rieb sich die Hände in seiner Herzensfreude.

Der Präsident forderte mich noch öfter auf zu dieser Anglaise, wenn er aufgeräumt war. Aber dieser einzige Tanz, den ich mit ihm haben sollte, sah mir noch sehr zweifelhaft aus.

Das Krankenzimmer.

Leise, leise,
Der Doctor will,
Daß sie sich halte still.
Krankenwache.

Man hat zu allen Zeiten die Sonne und die Gesundheit besungen; ich will heute die Krankheit und die Schatten preisen. Ich will dich preisen, körperliche Pflege, wenn du deine Hand auf des Menschen Haupt und Brust legst und zum Seelenschmerze sagst: „Genug." Du bist ein Uebel auf der Erde genannt worden; aber wie oft bist du eine Wohlthat, ein erquickender Balsam, unter dessen Erquickung die Seele nach ihrem harten Kampfe ausruht und ihre wilden Stürme schweigen, mehr als einmal hast du Selbstmord abgewendet und von Wahnsinn gerettet. Die fürchterlichen, die bittern Worte, die das Herz verbrannten, werden allmählich während der dunkeln Fieberträume der Krankheit ausgemerzt, das Schreckliche, das vor kurzem noch so nahe war, zieht sich weit in die Ferne hin; wir vergessen — Gott sei Dank, wir vergessen, und wenn wir uns mit ermatteten Kräften vom Krankenbette aufrichten, so erwacht oft unsere Seele wie aus einer langen Nacht zu einem neuen Morgen. Es gibt so vieles, was während der Krankheit des Körpers dazu beiträgt, das Gemüth zu besänftigen: das stille Zimmer, die milde Dämmerung durch niedergelassene Fenster-

vorhänge, die leisen Stimmen und dann vor allem die sanften Worte derer, die uns umgeben, ihre Aufmerksamkeiten, ihre Unruhe, ja vielleicht eine Thräne in ihren Augen — alles dieses thut wohl, thut innerlich wohl; und als der weise Salomo alle guten Dinge nannte, die auf der Erde ihre Zeit haben, so vergaß er, unter diesen die Krankheit zu preisen.

Eines Abends, als Adelaide auf einem Balle war, und die Kleinen schon unter den Träumen, saß ich einsam bei Edla. Die Nachtlampe brannte mit mildem und behaglichem Scheine, alles war still um uns her, und nur dann und wann rollte ein Wagen mit dumpfem Geräusche unter uns auf der Straße und machte das Lampenlicht zittern. Edla lag ruhig auf ihrem Bette und schien sich besser zu befinden. Ich fragte sie, ob sie nicht glaube, den folgenden Tag aufstehen zu können. Niedergeschlagen, aber ohne Bitterkeit antwortete sie: „Ich weiß nicht. Warum sollt' ich auch aufstehen? Keiner hat Freude daran, und ich habe nichts im Leben zu thun. Die Sonne leuchtet auf unglückliche und unnütze Menschen genug auch ohne mich. Das Krankenbett hat sein Angenehmes für mich, es erinnert mich an ein noch stilleres Bett, wo man noch besser verwahrt ist."

Ich antwortete nicht, aber dachte eben nach, ob ich es wagen sollte, Edla das Lesen des mir von Alarich gegebenen Manuscripts vorzuschlagen, als sie selbst mich bat, ihr etwas vorzulesen.

Ich holte das Manuscript, sagte, von wem ich es erhalten, und las es laut vor. Ich suchte meine Stimme angenehm zu machen, doch ohne Affectation; ich hütete mich, in den Worten zu stocken, denn ich wußte aus Erfahrung, wie sehr Stimme und Vortrag auf das Gemüth wirken können, und ich wünschte innig, daß Edla auf jede Weise einen wohlthuenden Eindruck erhalten möge. Einige Worte waren vom Grafen Alarich als Einleitung zum Manuscripte selbst geschrieben:

„Ein junger Cavalerieoffizier von meiner Verwandtschaft, der Liebling seiner Familie und reich an aller Achtung, ward vor einigen Jahren von einer zehrenden Krankheit befallen. Man hielt sie nicht für gefährlich, und es ward ihm verordnet, nach einem Bade des Auslandes zu reisen. Er reiste voller Hoffnung ab. Seine Verwandten und Freunde hofften ihn in kurzer Zeit mit wiedergewonnener Gesundheit wiederzusehen — aber er kehrte von der fremden Erde nie wieder. Er war ein ungewöhnlich liebenswürdiger und vielversprechender junger Mann, rein wie der Schnee auf den Gebirgen seines Vaterlandes, männlich und kraftvoll in Gedanken und That; sein Herz war liebevoll, sein Gemüth heiter, seine Seele glänzte aus seinen Augen. Er war geliebt und glücklich, wie es nur wenige sind. — Folgende Betrachtungen scheint er kurz vor seinem Tode anfgezeichnet zu haben. Man fand sie unter seinen nachgelassenen Papieren."

Das Manuscript.

Seit einigen Tagen weiß ich, daß ich bald sterben werde. Ein Arzt hat mir das auf meine ernste Frage eröffnet. Ich würde gern noch gelebt haben; ich bin in dieser Stunde noch nicht stark gegen den Tod. Ach, ich habe so viel zu lieben, für so manches zu leben. Ich hätte so gern etwas Gutes in der Welt ausgerichtet. — Wären nicht meine Schmerzen, ich würde vielleicht noch stärker am Leben hangen, doch diese sind schwer.

Im Hause meiner Mutter, in den Armen der Meinigen zu dem langen Schlafe einzugehen — auf dem Schlachtfelde zu fallen im Kampfe für mein theueres Vaterland, das wäre nicht schwer gewesen. Aber so einsam, so unrühmlich zu sterben — auf einem Krankenlager, weit

von allem, was ich liebe, — das drückt mich nieder. Doch ich will nicht murren, ich will mich ergeben. Mein Los ist nicht härter als das von Millionen Menschen; — ich will, ehe die Todesschatten meine Gedanken umdüstern, nach etwas suchen, was jenen und mir Trost verleihen könnte. Ich will Grund und Umfang des Trostes untersuchen, den ich auch in dieser Stunde in mir fühle, und ihn in meinem Herzen noch lebendiger machen; denn schwerere Stunden als diese erwarten mich noch, ehe es zu Ende geht.

Ich werde bald sterben! — Sterben? — Meine Seele hat noch zu viel Leben, um diese Gewißheit fassen zu können, den tiefen, tiefen Schlaf. Meine Seele war voll von andern Bildern — Bildern der Ehre, der Liebe und Freude. — Dennoch ist es gewiß, ich werde bald sterben. Der Vogel, der da über mein Haupt dahinfährt, die Blumen, die am Boden aufsprießen, haben eine längere Zukunft als ich. Die Hand, die dieses schreibt, wird in kurzem in der Erde vermodern, und das Auge, welches die Hand leitet, wird von Würmern verzehrt werden. Wohlan! Aber während es noch schwach ist, will es dir ins Antlitz schauen, du bleicher Zerstörer des Lebens! Dein Gefolge, o Tod, das du bald um mich lagern wirst, soll mich nicht schrecken. Ich bin jetzt einsam mit dir, du Fürchterlicher und Wunderbarer, den ich seit meiner Kindheit in einem erschreckenden und widerlichen Bilde gesehen habe. Ich will dich näher betrachten, ehe du meine Hand ergreifst; — vielleicht werde ich sie dir dann willig darreichen.

Tod!! — Seit das Leben auf der Erde ist, ist auch der Tod da. Die Blumen sprießen im Frühlinge aus ihrem Boden auf, duften eine Weile — im Herbste sind sie todt. Die Thiere werden geboren, spielen, paaren sich, bauen sich Wohnungen, gebären Junge und sterben so, einander zum Raube dienend.

Und der Mensch? Wie aus einem Traume erwacht

er allmählich zum Bewußtsein, blickt auf der Erde um sich und hinauf zum Himmel und versteht und betet an. Ein höheres Streben erfüllt seine Brust, und Ahnungen ewiger Wahrheiten durchströmen ihn; aber wie er dasteht und strebt und ahnt, mit unerfüllter Sehnsucht und ohne mit etwas fertig geworden zu sein, erfaßt ihn der Tod, und er versinkt in die Nacht und es ist vorbei mit ihm, — ja Alles, was er zurückgelassen, ist: sein Andenken und etwas Nahrung für die Würmer — er ist todt. Manche Menschen sterben so zeitig, ehe sie noch etwas auf Erden haben vollbringen können. Alles, was Leben bekommt, muß sterben; überall, wohin ich den Blick wende, sehe ich den Tod, — und die leblosen Berge sind die einzigen ewigen Dinge auf Erden. Warum trägt sie denn andere als solche? — Diese Wesen, welche lieben, welche in der Welt in Leiden und Hoffnung ihre Wurzel ineinanderschlingen und voneinander gerissen werden und sterben müssen — warum sind sie hier? Wozu all dies Liebliche, das verschwinden muß, alle diese Kraft, die erlahmen, all diese Schönheit, die vermodern wird; wozu diese Funken, die schon beim Auflodern verlöschen, diese Leben, welche keine Freude genossen — das tiefe Leiden? — Um endlich zu verstummen und in die Erde zu versinken, die Erde, die alles ausgleichen und ausmerzen wird? Soll mein Herz verzweifeln, indem es in diese traurigen Gedanken, in diese dunkeln Fragen versinkt? Das soll es nicht.

O Gott! an dich, den ich seit meinen Kindheitsjahren anbeten gelernt habe, den ich in der Tiefe meiner Seele leben fühle, den ich in meines Gewissens heiliger Stimme anbete und in allem, was ich Gutes und Schönes auf Erden sehe — an dich hält sich mein Herz und mein Gedanke fest, als ersten und einzigen Ausgangspunkt alles Lebens und alles Denkens. Du bist, das glaube ich, du bist heilig und liebevoll; du bist die Güte, Gott, das fühle ich, das glaube ich innig. Ich verstehe mich selbst nicht mehr, nicht, was ich an meinen Mitmenschen

liebe, ihre Tugend, ihre Liebe, nicht das heilige Muß, das in aller Menschen Brust geschrieben ist und das die Welt zusammenhält, alles ist mir ein Räthsel, wenn ich nicht an dich glaube. Mein Schöpfer! mit dem Besten, was du mir gegeben hast, mit diesem Herzen, das dich lieben, mit dieser Vernunft, die dich denken kann, mit diesem Willen, mächtig zu hören und dir zu gehorchen — will und muß ich dir huldigen. Tief in meine Seele hast du deinen Namen geschrieben, und in dieser Stunde, o Gott, wo ich meiner Zerstörung entgegengehe, deren Natur ich noch nicht kenne, wo ich, schon ein Schatten, unter die Schatten versinke, wo ich meine Seelenkräfte immer mehr hinschwinden fühle — in dieser Stunde kann ich an allem zweifeln, nur nicht an dir, an deiner Güte und Macht; du bist mein Gott.

Aber dieser Gott, an den ich glaube, dessen Güte und Allmacht mir so gewiß wie die Liebe in meinem eigenen Herzen sind — er hat nicht den Schmerz und den Tod geschaffen, nicht den Tod, wie er sich auf Erden zeigt, von Schmerzen und Dunkel gegeben! Die Werke, in denen die unendliche Güte sich ausgesprochen, müssen sein Gepräge tragen, — die Geister, von seinen Gedanken geboren, müssen heilige und vollkommene Geister sein, — die Natur, in der sie sich abspiegeln, schön und ohne Mängel. Gottes ewiges Liebesgesetz ist in der Geister Herzen eingeschrieben; es leitet ihre Wirksamkeit, und die Welt ordnet sich nach dem Gesetze dieser ewigen Güte und Heiligkeit. Die Geister folgen diesem Gesetze nicht aus Blindheit, sondern in Freiheit und mit Bewußtsein; sie sind mit Vernunft und Freiheit ausgerüstet, sie haben die Fähigkeit, Gottes Willen aufzufassen und ihn in Freiheit zu dem ihrigen zu machen.

Gut und weise muß er wol sein, dieser ewige Wille, und unveränderlich, denn das Veränderliche ist blos in der Zeit, und Gott steht über der Zeit. Gut sind da alle Werke Gottes, denn nur ein Thor zerstört seine eigenen

Meisterwerke. Einem jeden Leben, das von ihm ausgeht, gibt er die Vollkommenheit und Seligkeit, die es seiner Natur gemäß zu empfangen fähig ist, dem freien Geiste am vorzüglichsten, dann den Thieren, und im kleinsten Wurme und in der kleinsten Blume lebt er noch mit Kraft und Freude. Alles, alles durchdringt er mit seiner Liebe Leben! Sowie ein Geliebter in seiner geliebten Braut lebt, so muß Gott in seiner Schöpfung belebend und beseligend leben; sowie eine Braut in ihrem Bräutigame lebt, so muß die Welt Gott lieben und anbeten, und ewig müssen sie so von- und ineinander leben und sich verklären.

Und ist dieses das Verhältniß in dem Theile der Welt, den ich sehe, unter den geistigen Wesen, die ich kenne, den Menschen? Ach, es ist nicht so! Gott schuf den Menschen zu seinem Abbilde, das glaube ich, und es kann nicht anders sein. Wie, bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Woher die Sünde in der Menschen Herzen, woher die Verfinsterung in ihrem und der Natur Leben, woher das Leiden auf der Erde, die Unordnung, die Zerstörung, der Tod? Woher der fast unerträgliche Schmerz, der die Schweißtropfen auf meiner Stirne auspreßt und mich allmählich ins dunkle Grab niederlegt? O mein Gott! Gott der Güte! an dich glaube ich, dich halte ich fest.

Der Mensch wird sündhaft geboren, oder mit Neigungen zur Sünde, und der Streit und der Schmerz leben in der Natur, solange wir dessen gedenken. Der Mensch und seine Welt sind Gottes, des Heiligen, Allmächtigen, Werk. Gott hat den Menschen nicht sündhaft, die Welt nicht unvollkommen geschaffen; dies ist mir eine ewige Gewißheit. Ist denn der Mensch vor diesem Erdenleben dagewesen? Ist er rein aus seines Schöpfers Hand gegangen und dann gefallen? Hat er in seinem Falle seine Welt, die Natur mit sich gezogen? Ist dieses Vergessen seiner Präexistenz eine Folge seines Falles, ein

Aufheben seines höhern Bewußtseins während dieser irdischen Wiedergeburt? Sind die himmlischen Lichter, die hier noch bei ihm auflodern, das Gute, das Schöne, sind sie Erinnerungen seines Lebens bei Gott? Deuten sie neben dem Phänomen der Sünde auf Erden auf ein verlorenes Paradies? Wie hat der Mensch, ein vollkommenes Werk Gottes, fallen können? Was hat seinen Fall in einer Weltordnung verursachen können, wo Gott, der Allgütige, das einzige und leitende Princip ist? Tausend Fragen kreuzen sich in meinem Kopfe, — wo genügende Antwort finden?

— — — — — — — — — — —

Gott kann den Menschen nicht böse geschaffen haben; rein und herrlich muß er aus seiner Hand gegangen sein; — er muß vor diesem Erdenleben dagewesen sein, er ist von seiner ursprünglichen Herrlichkeit gefallen und mit ihm die Natur. Seine Wiedergeburt auf dieser Erde und in diesen Verhältnissen muß eine Folge seines Falles sein. Wie ist der Mensch gefallen? „Dadurch, daß er sich von der Verführung besiegen ließ", sagen die Traditionen unsers Geschlechts. Wer verführte ihn? Gott? Unmöglich. Der Teufel? Ich kann an keinen Teufel als persönliches Wesen, nicht an das Böse, als Reich, glauben. Gäbe es ein persönliches Wesen, dessen Wollen dem Gottes entgegenstände, ewig wie er, ein Oberhaupt eines Reiches in Feindschaft mit Gott, so wäre kein Grund, diese Macht böse zu nennen; ihren Anbetern würde sie ja ebenso wie Gott ewiges Leben verleihen können, d. h. die Fülle des Lebens, das sie liebt, z. B. Wollust, Haß, Schadenfreude, Egoismus, Grausamkeit u. s. w. Könnte man sich das Böse als eine selbständige, zusammenhängende Macht denken, so wäre es, wenn es im Kampfe mit dem sogenannten Guten unterläge, nicht als Böses, sondern als ein Schwächeres unterliegend, und Byron's Lucifer würde recht gehabt haben, zu sagen:

„Der andere ist stärker als ich, darum werden seine

Werke gute genannt; wäre ich ebenso stark, so würden die meinigen so genannt werden."

Aber nun offenbart sich das Böse überall, wo es hervortritt, nie als eine organisirende, immer als eine trennende, zerstörende Macht. Was ist denn das Böse? Vielleicht ursprünglich ein Diener des Guten — wie der Schatten für das Licht —, der aber seine Bestimmung verlassen hat; ein Diener, dem es gelungen ist, seines Herrn Kleider zu erlangen, und in ihnen verkleidet dessen Rolle zu spielen sucht; eine Macht, die nichts anderes bedeutet als des zerfallenen Geistes Unmacht, wenn er von seiner eigenen verkehrten Einbildung tyrannisirt wird, in demselben Maße, als er sich dem Göttlichen verschließt.

Ich will mich nicht mit meinen geschwächten Kräften in den metaphysischen Abgrund vertiefen, den zu ermessen ich in meiner vollen Lebenskraft nicht mächtig genug war, — und bei der Erklärung des Menschenfalles in Gottes heiliger Weltordnung will ich nur bei Folgendem stehen bleiben.

Gott, als Idee des Guten, als das lebende Gute, schließt das Böse in allen seinen Leben aus. Dieses Ausschließen setzt jedoch die Möglichkeit des Bösen voraus, daher folglich eine Wahl (die Bedingung der Freiheit). Gottes Wahl ist von Ewigkeit getroffen; der Mensch soll es bei sich verwirklichen; aber in der Wahl liegt die Vorstellung von dem Bösen (die Versuchung), die Vorstellung erzeugt die Begierde, und diese wiederum die Sünde.

Der Mensch sollte aus einem Zustande der Kindheit und Unschuld zu einem Zustande der Mündigkeit und Freiheit übergehen. Er hatte Wahlfreiheit zwischen einer seligen Wirklichkeit und dem leeren Gaukelbilde eines Guten; er ließ sich von dem letztern verlocken, Gottes Bild ward in seinem Innern verdunkelt, er fiel, und die Natur zerfiel in streitende Elemente. Aber er hatte Freiheit und Fähigkeit treu zu bleiben, sein Fall ist seine eigene Schuld, und die Folgen müssen alle ihm allein zugeschrieben wer=

den. Sein Zustand hier auf Erden, sein Unterliegen der Materie, sein Leiden an Körper und Seele, des ganzen Lebens aufgeregter Abgrund, alles ist da eine Folge seines Falles.

Aber Gott, die ewige Güte, die höchste Liebe, wird er sein gefallenes, unglückliches Kind verlassen? Wird er weniger thun, als eine Mutter auf Erden für das ihrige thun würde? O nein, er wird nie sein Antlitz wegwenden, er wird sein Kind suchen, er wird es rufen, er wird leiden, er wird sein Herzblut geben, um es wieder zu gewinnen und es wieder mit sich zu vereinigen. Wenn Gott in heiligen Welten als Spender der Seligkeit lebt, so muß er auf der Erde als Versöhner leben. Der Hymnus von Reue und Heimweh, der seit undenklichen Zeiten von der Erde emporstieg, dieser innerliche Ruf: „Herr, komm!“ ist von Ewigkeit zu Ewigkeit beantwortet worden mit: „Hier, mein Kind!“

„Hier, mein Kind!“ Ja, mein Gott, an dieses Wort, an diese Zukunft glaubt dein Kind von ganzem Herzen, und beim Lichte der Versöhnungslehre sehe ich die Welt und das Leben sich vor meinen Blicken ordnen. Glaube ich an Gott, den Allgütigen und Liebreichen, so glaube ich auch an den Weltversöhner, — glaube, daß das Leben, welches das Herz sucht, wirklich zugegen ist und sich uns so gern mittheilen will, — glaube, daß es unaufhörlich uns immer näher und näher kommt, bis es alles Hindernde aufgehoben und voll und innig sich mit uns vereinigt hat. Ich glaube, daß unser Gott kein vorbehaltsamer Gott ist, glaube, daß er uns alles geben will, seines Lebens Fülle, sich selbst, — glaube, daß er als ewige Liebe mit und für uns leiden wird, bis er gänzlich in uns lebt.

Ich glaube daher, daß schon seit Wiedergeburt des Menschen auf der Erde das Versöhnungswerk seinen Anfang genommen hat, daß alles, was die Geschichte Gutes und Großes aufzuweisen hat, eine Wirkung dieses Geistes ist, dieses ewigen Wortes, welches über die Welt wacht,

wie der Sonnenschein über die Blumenknospe, wie die Mutter über ihr Kind, und ihr Leben in dem Maße ausspendet, als die erwachende Welt es zu empfangen vermag. Ich glaube auch, daß, sobald die Welt dazu reif ist, die Versöhnung vollendet werden und Gott auf Erden in die innigste Gemeinschaft mit dem Menschen treten wird. Etwas muß da im Leben, in der Geschichte der Menschheit hervortreten, was Gottes Liebe den Menschen ganz offenbart — Liebe, die Gegenliebe erwecken muß, etwas, was beim Menschen kräftig das Bewußtsein seines Falles erweckt, die Erinnerung an die väterliche Heimat zurückruft und an eine verlorene Heiligkeit und Herrlichkeit; was ihm Willen und Kraft verleiht, das Böse in ihm zu unterjochen und zu einem Gotteskinde wiedergeboren zu werden; etwas, was des Todes Schrecken und Macht aufhebt und das Leben verklärt.

Ich weiß wol, zu wem ich gehen soll, um das zu finden, was ich suche. Ich will zu dem gehen, der, selbst heilig, den Menschen zur höchsten Heiligkeit berief, zur Gleichheit mit Gott, der Gottes Reich auf Erden verkündigte, der litt und kämpfte wie ein Mensch, aber siegte wie ein Gott, dem die Kräfte der Natur unterthänig waren, wenn er es wollte; ich will zu dem Gekreuzigten, dem Auferstandenen gehen, zu Gott, der in Christo die Welt mit sich selbst versöhnte.

— — — — — — — — — — —

Die Blätter der Geschichte liegen geöffnet vor mir, und es ist, als fühlte ich den Hauch vom Geiste der Zeiten, während deren Strom durch die Welt eilt. Einige wenige Blätter füllen das Leben des Versöhners aus; aber ein mächtiger Geist, voll von Freude und Erhebung, geht von ihnen aus und erneuert das Leben der Welt. In ihn versenkt, von ihm durchdrungen, stören mich nicht mehr die moralischen Schwierigkeiten, die ich in Jesu Leben zu finden geglaubt habe, — ich fühle, so gewiß wie ich lebe, daß hier Gott der Erde verklärt ist, daß er hier

sich selbst gerechtfertigt hat, — das Werk der Versöhnung ist vollendet.

Tief in meinem innersten Leben erfahre ich, daß es so ist. Der Gott, an den ich glaube, ist er wol ein anderer, als den das Christenthum verkündet? Die Kraft, wodurch ich das Böse in mir bekämpfen kann, ist sie nicht die Liebe zu dem Gotte, der die Welt so hoch liebte, daß er seinen Sohn zur Versöhnung hingab? O Herz der Schöpfung! O Brot des Lebens, das sich uns gibt! — ich glaube es, ich glaube es innig, in dir und durch dich allein haben wir das ewige Leben. — Du kamst zum Menschen nieder, damit der Mensch zu Gott aufsteigen möge. Der Vater hat sich zum Kinde niedergebeugt, um es an seine Brust zu erheben.

Auch auf dieser Erde wollte Gott den Menschen an seines Lebens Fülle theilhaben lassen; — aber was sagt vor allem das Christenthum?

„Gott ist die Liebe!“ Er wird dann nie aufhören, seines Geschlechtes Rettung zu wollen, — hier, dort, in Ewigkeit wird er dafür wirken. Gott ist das einzige Princip, ewig derselbe, ewig wirksam, — o gewiß wird die Stunde einst kommen, wo der Sohn, das ewige Wort, dem Vater, dem ewigen Gedanken, alles unterworfen hat.

Es muß ein Tag kommen, wo die Versöhnung, im Menschen verwirklicht, sich auch in der Natur verwirklicht — wo Gott in allem und in allen lebt.

Das Leben ist die Entwickelung eines herrlichen Dramas. Die Scene, die wir hier und vielleicht noch lange hernach aufführen, heißt Versöhnung. Wann wir wieder in Gottes ewige Ordnung eingegangen sind, entwickelt sich unser Leben in ungestörter Freiheit und Seligkeit, und das Drama ist dann die Entwickelung der ewigen Liebe in allen Sphären des Lebens.

Unendliche Ahnungen häufen sich um mich. Wie Strahlen einer neuentzündeten Sonne schießen sie über die Welt hervor und wollen alle deren Theile beleuchten; —

aber ach! die Schatten haben sich um meinen Blick gelagert, und einem müden Wanderer gleicht schon mein Gedanke.

Ehe er in Schlaf versinkt, will ich zu dir gehen, göttlicher Lehrer, und die Worte hören, die du den Deinigen sagtest, als du gleich mir am Rande des Grabes standest.

— — — — — — — — — — —

Eine stille Freude senkt sich über mein Herz, das Dunkel zerstreut sich, Gottes herrliches Licht verklärt das Leben, und alle seine Misverhältnisse lösen sich auf. Was ist denn der Tod in deinem Leben und in deiner Lehre, o Christus? Blos ein Uebergangsmoment im Leben des Geistes. Erleichtert ist jetzt meine Brust, heller geworden mein Auge, und ich will mit dem Apostel ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Der Tod ist mir näher gekommen; mag er kommen, er ist mein Freund. Mein Vaterland, meine Freunde, Mutter, Geschwister, lebet wohl! Ich verlasse euch; aber ich weiß, daß ich euch wiederfinden werde. Gern, ihr Geliebten meines Herzens, hätte ich zum Abschiede noch einmal euere Hände gedrückt — aber es sollte nicht so sein. Wohlan! Gottes Wille geschehe!

Als ich aufgehört hatte zu lesen, sah ich auf Edla. Sie hatte die Hände über die Brust gefaltet; ihre Thränen flossen reichlich, aber still. Ich hütete mich, sie zu stören; ich ahnte, daß eine tiefe und wohlthuende Bewegung sie durchdringe. O! wenn das arme, kranke Herz den Arzt kommen sieht, wenn es ahnet, daß es einen Balsam für alle Wunden des Lebens gibt, wenn der heiße Kopf, soeben noch von tausend Zweifeln gemartert, sich an der Brust der ewigen Güte zur Ruhe legt, o da geht im Menschen vor, was kein Verstand erfaßt, was keine Feder beschreiben, was nur mit stillen, wollustvollen Thränen

empfunden werden kann. Versöhnung mit Gott, mit dem Leben, mit sich selbst ist das Himmelsgefühl, welches sanft bis zum innersten Herzen dringt, welches das brennende Blut kühlt, welches jeden noch so beißenden Zweifel auflöst. Güte, göttliche Güte, du bist des Lebens Balsam!

Eine Stunde nach der andern ging dahin und noch sprachen Edla und ich kein Wort. Sie lag still da, und nie hatte ich auf ihrem Gesicht einen so ruhigen und hellen Ausdruck gesehen. Um 1 Uhr hörte ich die Wagen rollen, und Adelaidens Rückkehr erwartend, stand ich auf, um zu gehen. Adelaide hatte das kindliche Verlangen, jedesmal, wenn sie von einem Balle heimkehrte, wo sie nicht soupirt hatte, Pfefferkuchen zu essen, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, dann immer solche für sie bereit zu halten, die ich selbst nach einem Recepte buk, das ich von der seligen Cousine Beate Alltag erhalten hatte, und die selbst viel besser waren als die, welche man bei Frau Drif zum Kauf bekommt. Ich wollte daher gehen und wünschte Edla eine gute Nacht. Sie bat, das Manuscript behalten zu dürfen. „Es hat einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht", sagte sie, „es hat mir eine Ahnung deutlicher gemacht, welche immer in meiner Seele lag, eine Ahnung von einer Präexistenz, von einem verlorenen glückseligen Zustande. Wenn ich die Werke unserer vorzüglichsten Dichter las, wenn ich eine schöne Musik hörte, in ein herrliches Menschenantlitz sah, sind immer dunkle Bilder eines herrlichen verschwundenen «Ehemals» in meiner Seele aufgestiegen und verursachten mir eine Wehmuth, eine unklare Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann. Aber wenn die Präexistenz eine Wahrheit ist, wenn wir alle vor diesem Erdenleben dagewesen sind, woher das allgemeine und tiefe Vergessen derselben?"

„Das Vergessen muß wol durch den Fall selbst verschuldet worden sein. Das höhere Bewußtsein des Menschen ist in Schlaf versunken, und dieser Schlaf dauert in gewisser Hinsicht auch in diesem Leben fort. Es ist

jetzt Nacht, aber morgen, wenn die Sonne aufgeht, werden wir auch den gestrigen Tag klar sehen, das Verflossene und die Gegenwart."

„Jetzt", sagte Edla, „fange ich an, Alarich's Worte zu verstehen. Wenn eine ewige Güte die Welt ordnet, wenn ein nothwendiger Wille dort Gesetze gibt, dann, dann werde auch ich glücklich werden können — wenigstens nicht unglücklich!"

„Glücklich, glücklich, das hoffe ich innig", antwortete ich, umarmte sie und ging zu meiner Adelaide, die gut, froh und engelschön vom Balle zurückkam.

Seit diesem Tage ging eine merkbare Veränderung mit Edla vor. Sie suchte die Einsamkeit auf ihrem Zimmer, wo sie sich mit Lesen beschäftigte. In der Gesellschaft war ihr Wesen milder und ruhiger, aber noch lag eine Wolke von Wehmuth, ein Ausdruck von Muthlosigkeit über ihrem ganzen Wesen. Ich sah Graf Alarich ihr mit aufmerksamen Blicken folgen und gleichsam über die Entwickelung ihrer Seele wachen. Eines Abends, als Edla und ich durch Zufall mit ihm allein waren, führte er das Gespräch auf Glückseligkeit und auf die Mittel, diese zu gewinnen. Er sagte, daß es ein allen gemeinsames Element gäbe, außer welchem niemand ein dauerhaftes und wahres Glück finden könne, daß aber innerhalb desselben eine Menge verschiedener und doch nicht getrennter Elemente wären, von denen jedes Individuum das seinige wählen und dort seine Welt in Harmonie mit dem großen Ganzen organisiren könne. Er glaubte, daß die Glückseligkeit des Menschen darauf beruhe, mit seinem Geiste klar in Gottes ewiger Ordnung zu leben, und für seine Seele, seine eigene Kraft einen Wirkungskreis im Zeitlichen zu finden — oder einen Körper für diesen Geist, in dem er sich aussprechen und von dem er Nahrung zur weitern Entwickelung erhalten könne. Beim Mangel eines solchen Elements würde das Leben immer eine Leere empfinden.

„O meine Ahnung!“ sagte Edla, die lange schweigend und aufmerksam dagesessen hatte. Alarich vermochte sie durch seine lebhaften Fragen, ihre Schüchternheit zu besiegen und sich deutlicher auszusprechen.

„Das Manuscript, welches Sie mir gegeben“, sagte jetzt Edla, „und das Lesen des Buches, worauf dessen Trost sich gründet, hat es wirklich in meiner Seele heller gemacht und mir unendlich wohlgethan. Ich glaube, was es sagt, glaube an einen allgütigen Gott; und doch“ — Thränen drängten sich in ihre Augen — „doch bin ich nicht glücklich, doch scheint mir das Leben leer und ich bin mir selbst noch eine Bürde.“

Sie trocknete ihre Thränen und fuhr mit Klarheit und Ruhe fort:

„Ich habe viel den Frieden und die Freude preisen hören, welche religiöse Beschäftigungen der Seele verleihen. — Ich habe sie versucht“, fuhr sie erröthend fort, „in der Kirche sowol wie im einsamen Zimmer habe ich gestrebt, den Himmel herunter zu holen, um meine arme dürstende Seele zu befriedigen.“

„Und es ist Ihnen nicht geglückt?“ fragte Alarich mit dem Tone der innigsten Theilnahme.

„Nein!“ sagte Edla, und um nicht ihre tiefe Bewegung zu verrathen, schwieg sie.

„Und Sie haben geglaubt, daß dieses kein wirkliches Mittel zur Glückseligkeit wäre, sondern von schwärmerischen und kränklichen Gemüthern irrthümlich für ein solches gehalten werde?“

„Ich habe geglaubt“, antwortete Edla, „daß dieses Mittel für viele gut und segensreich wäre, doch nicht für mich. Ich wollte es nicht beiseitesetzen; aber es genügt mir nicht, meine Seele bedarf anderer Nahrung. Ich bin der fortgesetzten Seelenerhebung nicht fähig, welche eine solche Beschäftigung erfordert, soll sie nicht schwer und betäubend werden. Gelingt es mir, mein Gefühl bis zu wirklicher Ekstase zu steigern, und habe ich in ihr einige

glückliche Minuten gelebt, so verfällt meine Seele für mehrere Stunden in einen Zustand von Schlaffheit und Unlust; mein eigenes Wesen und Leben bedrückt mich dann mehr als jemals."

Hier ward das Gespräch durch die Baronin unterbrochen, welche mit Adelaide von der Oper zurückkam.

Noch an diesem Abende fand Edla auf ihrem Toilettentische ein Packet mit mehrern Büchern. Unter diesen waren Grubbe's Staatslehre, Forsell's Statistik, Montesquieu's Esprit des lois, Agardh's Organographie, Plato's Werke in deutscher Uebersetzung und mehrere andere. Auf einem Zettel, der zwischen den Büchern lag, waren folgende Zeilen geschrieben:

„Ueber Gottes Werke denken, sich mit ihrem Organismus bekannt machen, ist wahre Gottesfurcht und eine wohlthuende Andachtsübung. Die Welt wird reich für den Menschen in dem Maße, als er sich in ihr orientirt. Des Denkers Leben ist schön wie das des Liebenden. Gott hat auf seiner Erde Freudenblumen für alle seine Geschöpfe blühen lassen. Jeder wird diejenige finden, die ihm bestimmt ist, sobald er nur mit Ernst und Fleiß sucht."

Ueberrascht und froh nahm Edla diese Gabe an.

Graf Alarich und ich beschäftigten uns jetzt damit, einen Plan für Edla's zukünftige Studien zu entwerfen, beide davon überzeugt, daß sie bei einer Beschäftigung, die ihre Seelenanlagen entwickelte und ihr Gelegenheit gäbe, ihre Welt sich klar zu machen, bald ihre Kraft erkennen und den Weg zur Glückseligkeit für sich auffinden würde. Alarich suchte, sie das Leben als ein organisches Ganzes auffassen zu lassen, und die schriftlichen Fragen, die er ihr zur Beantwortung übergab, waren so gestellt, daß die darin enthaltenen Gegenstände gegenseitig Licht aufeinander warfen. Die Gegenstände betrafen alle Sphären des Lebens: Religion, Moral, Philosophie und Geschichte, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Graf Alarich war ein aufgeklärter Mann und zu kraftvoll, um zu fürchten, daß

ein Weib zu kenntnißreich und gebildet sein könne; er sah für das Weib wie für den Mann keine andern Schranken als die, welche die intellectuelle Kraft des Individuums vorschreibt. Was Edla betrifft, so ward ihre Neigung zum Lernen in kurzem zur wirklichen Leidenschaft, und man mußte ihr fast mit Gewalt Einhalt thun. Ueber die Fragen, die ihr vorgelegt wurden, machte sie Aufsätze, die im Anfange sehr fehlervoll waren, aber bald an Klarheit und Gründlichkeit gewannen. Tag und Nacht las sie die Schriften des griechischen Philosophen und machte aus ihnen Auszüge und Bemerkungen.

Es war ein glücklicher Umstand, daß der Präsident gerade zu dieser Zeit mit seinen Amtsgeschäften so viel zu schaffen hatte, daß er entweder auf seinem Zimmer oder außer dem Hause beschäftigt war und daher nicht über die Beschäftigungen seiner Töchter wachen konnte. Er versicherte mir, daß er sein volles Vertrauen in mich setze, und hielt sich überzeugt, daß seine und seiner seligen Frau Principien hinsichtlich der Erziehung seiner Töchter gewissenhaft von mir befolgt würden. Ich schwieg etwas verlegen bei diesen Reden, aber Edla arbeitete ungestört ganze Tage auf ihrem Zimmer und ward währenddessen immer klarer von Gemüth, immer freundlicher und heiterer mit allen Menschen.

Ach! wir sollten den Menschen nicht so viel vorpredigen; wir sollten ihnen ein Interesse im Leben geben, etwas zu lieben, und etwas, wofür sie leben könnten; wir sollten womöglich sie glücklich machen oder sie auf den Weg zum Glücke führen — dann würden sie wol gut werden.

Etwas von Adam und seinen Söhnen.

Adam lag in träumende Anschauung der jungen Schöpfung versenkt und sammelte die zerstreuten Züge ihrer unverdunkelten Schönheit. Endlich konnte er sie in ein einziges lebendes Bild zusammenfassen, und das Bild trat ihm näher und entfaltete immer deutlicher seine himmlische Gestalt. Er merkte nicht, daß es seine eigene Persönlichkeit sei, die sich von einem Wachsthume zum andern entfaltete, bis daß Gott dem Weibe Namen gab — da erwachte Adam und fand, daß er Mensch sei. — Deute mir die Sage. — Von allen Wahrheiten ist die die tiefste, daß es kein Leben gibt, das sich nicht wiederfände, das Urbild im Abbilde, und die Zwei sind Eins — ein einziger lebender Geist.

Aus einem Briefe von B.

Ein Sohn Adam's, Graf Alarich W., schrieb an einen andern Sohn Adam's, den Prediger Albert P.:

„Der Mensch ist ein wunderbares Wesen, mein bester Albert! Dieser splitterneuen Entdeckung müssen einige ganz frische Reflexionen folgen, welche wieder zu etwas Dir ganz Unbekanntem führen sollen. Geduld! Was der Mensch in allen Ländern und in allen Ständen sucht, ist Glückseligkeit, Genuß seiner selbst und seines Lebens. Aber die Begriffe dieser Glückseligkeit und die Mittel, sie zu erreichen, wie sind sie tausendfach wechselnd und ungleich! Es ist nicht lange her, daß uns die Denker Europas einreden wollten, diese Glückseligkeit sei wirklich nichts Positives, sie beruhe ganz und gar auf klimatischen Verhältnissen und auf dem besondern Charakter eines jeden Individuums. Sie fanden bei den Kindern Kamtschatkas, die glücklich sind bei ihrer Mahlzeit Thran, beim wollüsti=

gen Hindu, bei dem in Schmuz und thierischer Vergnügsamkeit lebenden Hottentotten, die Lebensweise ebenso vortrefflich, ja wol noch vortrefflicher als bei dem gebildeten Europäer, der sein Leben nach einer höhern Sittlichkeitslehre und einem ausgebildeten Schönheitssinne genießt. Es ist wahr, der Roheitszustand hat seine schönen und guten Seiten, die Cultur hat ihre beschwerlichen und verderblichen Begleiter; — aber leicht ist es doch, beiden auf der Jakobsleiter der Weltgeschichte ihren Platz anzuweisen.

Mannichfach sind in unserer Zeit die Mittel, um in Reinheit und Wahrheit das Dasein zu genießen. Sollte es aber doch nicht einen Zustand geben, der vorzugsweise des Menschen, wie er von Gott gedacht ist, würdig wäre, des Menschen, als Bürgers eines ihm gewährten Staats, einen Zustand, in welchem er am freiesten sein Wesen ausbilden und zum Besitze seines ganzen Lebens und seiner Glückseligkeit als geistiges und thierisches Wesen gelangen könnte; wo er ganz allen den Kräften gemäß leben könnte, die Gott in ihm niedergelegt hat? Du wirst meinen, dies seien ziemlich große Umwege, um zu sagen, daß man sich verheirathen will, und ich gebe Dir recht; aber da ich selbst nicht so leicht zu diesem Beschlusse gekommen bin, so ist es nicht mehr als billig, daß Du meine Mühen theilst.

— — — — — — — — — — —

Eben erhielt ich Deinen Brief vom 10. d. M. und werde dadurch gezwungen, ohne weiteres zur Sache selbst zu kommen. Du wünschest mir Glück zu meiner Verheirathung mit der Gräfin Augusta U., wovon das Gerücht Dir zu Ohren gekommen ist; aber noch nie war diese weiter von meinem Wunsche entfernt. Ich liebe von ganzem Herzen ein junges, schönes, gutes, fröhliches, bezauberndes Wesen, Adelaide, die zweite Tochter des Präsidenten G. Du weißt, wie hoch und heilig ich die eheliche Verbindung achte und was mir die Wahl einer Freundin zu dieser innerlichsten Vereinigung des Lebens sein muß.

Als ich meine alte väterliche Wohnung verließ, um mich in der Welt nach einer Person umzusehen, die sie mir verschönern sollte, gab ich im voraus der Liebe den Reisepaß, und war fest entschlossen, diese sich nicht in meine Angelegenheiten mischen zu lassen; denn ich liebe es, zu sehen, zu prüfen und mit offenen Augen zu wählen, und wollte mich nicht einer Leiterin anvertrauen, die, nach meiner Ueberzeugung, von Natur blind wäre. Du weißt, wie sehr ich beim Weibe eine reine und wahre Verstandesbildung schätze, und ich bedurfte im Leben nicht nur einer Freundin für mein Herz, sondern eines selbstdenkenden und aufgeklärten Wesens, das mein Denken durch das seinige beleben könnte, das warm für die Interessen der Menschheit fühlte und was Großes und Schönes unter ihnen wäre, zu beurtheilen verstände. Nicht blos einen sanften und weichen Busen wollte ich haben, um mich daran zu lehnen, nicht blos eine artige Wirthin für meine Freunde, eine gute Hausfrau für mein Haus, eine angenehme Gesellschaft für mich selbst in frohen und finstern Stunden; ich wollte — Albert, es ist nicht leicht, mit Worten das auszudrücken, was ich wollte, was ich suchte, was ich entbehrte. — Ich entbehrte Leben! Das Leben wollte ich an mein Herz drücken, — ich suchte, ich sehnte mich nach einem Wesen, das eins mit mir wäre in allem, in dessen Schose ich meine ganze Seele, meine Gefühle, meine Gedanken, meinen Schmerz, meine Freude niederlegen könnte und das sie mir verklärt wiedergeben würde — denn wie ein Traum kam mir bisjetzt mein Leben vor.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Leben machte ich auf dem Schlachtfelde, wusch dann das Blut von meinem Schwerte und lebte mit den friedlichen Weisen der Vorzeit und unserer Tage. Ernst und streng stand des Lebens Genius schon seit meiner Kindheit vor meinen Blicken, nie habe ich sein Lächeln gesehen; ich vergaß selbst zu lächeln, und ward von Jahr zu Jahr kälter, finsterer, strenger.

Ich wollte für mein Vaterland mit der Feder oder dem Degen leben; früh war dies mein Idol und wird es bis zu meiner letzten Stunde bleiben. Aber mein Idol ist kein heidnischer Abgott, es ist nicht eine äußere Macht oder Größe, der ich huldige; was ich an meiner Nation liebe, ist ihr individuelles Leben, ihre edle Persönlichkeit; für die Entwickelung ihrer eigenthümlichen Gestalt in allen ihren Gliedern, für ihre moralische Wahrheit und Schönheit, das ist es, wofür ich leben und nach meinen Kräften wirken will. Wunderbar genug, daß mit diesem Bilde in meinem Herzen, in meiner Einsamkeit zwischen den alten Mauern meiner väterlichen Behausung ich Hand und Herz erstarren fühlte, das Leben immer dunkler ward, ich selbst immer verschlossener und finsterer. Eine fröhlichere und glücklichere Natur als die meinige hätte dies nicht erfahren; aber unter blutigen Scenen aufgewachsen, früh in dem Empfindlichsten meiner Seele verwundet, ernst von Gemüth, fand ich in mir wol eine strebende Kraft, aber keine belebende, erfreuende Quelle, und einsam mit mir selbst, von Welt und Menschen geschieden, fühlte ich mich, sozusagen, allmählich versteinern. Meines Bruders Unglück hatte mir die Liebe und deren Verführungen abschreckend gemacht, und doch empfand ich ein tiefes und innerliches Bedürfniß eines weiblichen Freundes, die das Leben mit mir theilen sollte, die Interessen theilen, welche die meinigen waren, und meinem Leben die Klarheit und Wärme verleihen, die es bisjetzt entbehrt hatte. Es war ein anderes, ein edleres Selbst, das ich suchte, aber doch immer ein anderes Ich. Vaterland und Freiheit sollten meiner Gattin Idole sein, wir sollten an demselben Altare opfern.

Ich hatte die Gräfin Augusta U. kennen gelernt, während ihr Mann noch lebte. Ihre Unterhaltung gewährte mir Vergnügen; ich fand bei ihr eine höhere Bildung, Kenntnisse und Theilnahme für alle die Gegenstände, die mir wichtig und lieb waren. Mit einem lebhaften In=

teresse, mit einer Frage in meiner Seele an die ihrige näherte ich mich ihr aufs neue, seitdem sie Witwe geworden war. Auch jetzt fand ich Vergnügen an ihrer Gesellschaft, doch weniger als früher; ich vermißte bei ihr etwas, ich weiß selbst nicht was, als ich Adelaide G. kennen lernte. Ich sah sie zum ersten mal als Galathea und, als Pygmalion's Liebe Leben in diese herrliche Schöpfung goß, da hätte ich Pygmalion sein mögen, da erhob sich das Verlangen in meiner Brust, der erste Seufzer dieses jungen Herzens zu sein, in diesem lieblichen Wesen meine Welt, mein Vaterland, mein Paradies einzurichten. Sieh, Albert, nie fühlte ich neben Augusta mein Herz warm werden, nie meine Seele sich erweitern, besser und klarer werden. Ich sprach gern mit ihr, denn sie verstand meine Worte und beantwortete sie. — Neben Adelaide bin ich glücklich, sie schlägt unaufhörlich Saiten in meiner Seele an, Saiten, von denen ich nichts gewußt habe, die lieblich bei ihrer Berührung erklingen und mich eine noch nie gekannte Harmonie in meinem ganzen Wesen erfahren lassen. Es ist mir wohl, wenn ich um Adelaide bin; ich fühle mein ganzes Wesen verjüngt und gestärkt, die Gegenstände des Lebens haben eine Schönheit und eine bezaubernde Gewalt, die ich früher an ihnen nicht gekannt habe; ich liebe alles Gute wärmer, ich fühle mich sanft, wo ich es früher nie war; ich bin besser, das Leben ist reicher, seit ich Adelaide kenne; und doch — erkläre mir dies — entspricht sie dem Ideale nicht, das ich mir von meiner Gattin gemacht habe. Sie ist eine spielende Grazie, ein Kind, das noch nichts davon versteht, was das Leben Wichtiges und Schönes hat. Sie zeigt Blitze eines hohen und erhabenen Lebens, aber es sind nur Blitze. — Es würde mir schwer sein, dir zu sagen, was sie ist, ich weiß es selbst noch nicht; nur das weiß ich, daß ich bei ihr mich wohl und ein Mensch fühle, daß aller Zwang, alle Schwere aus dem Kreise verschwindet, wo sie sich bewegt, daß da das Leben klar und leicht ist. Ein bezau-

berndes Leben strahlt mir von ihrem ganzen schönen Wesen entgegen, und ich brenne vor Begierde, es an mein Herz zu schließen; aber in dem Augenblicke, wo ich die Hand ausstrecke, um die der Bezauberin zu ergreifen — in demselben Augenblicke bebe ich auch zurück; ich kann mir es nicht verhehlen, daß die blinde Leiterin mich gegen meinen Willen gefaßt hat. Ich fühle, daß ich liebe, ohne zu wissen warum! Denke ich über Adelaide nach, so muß ich erkennen, daß sie die Freundin nicht ist, auch wahrscheinlich nicht werden kann, die ich suchte; diese war ein höheres, kraftvolleres Wesen; Adelaide ist die Weiblichkeit eher in ihrer Schwäche, als in ihrer echten Schönheit. Und dieses Kind — dieses Kind, schwach, unverständig, übermüthig, hat alles, was einen Weisen toll machen könnte, sofern er nicht vermöchte, sie weise zu machen; und darauf kommt es an. Kann Adelaide lieben, kräftig, einen würdigen Gegenstand lieben, so kann sie alles werden, was gut und edet ist. Kann sie lieben? Es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß sie dessen fähig ist, und wo der Gedanke einer Verbindung mit diesem reizenden Geschöpfe mich entzückt. Dann betrachte ich sie wieder in ihrem Schmetterlingsleben, sehe sie von Schmeichelei, Pracht und eiteln Vergnügungen eingenommen werden und, um diese zu genießen, das Edle, Ernste verlassen; dann wende ich mich mit Unwillen von ihr weg, bis daß ein neuer Ton von Innerlichkeit, ein neuer Strahl eines edeln Lebens mich zu ihr zurückführt. Bald jedoch will ich meinem Zaudern ein Ende machen und einen entscheidenden Schritt thun. Ein junger und reicher Mann, ihr naher Verwandter, macht Ansprüche auf ihre Hand. Seine Persönlichkeit hat nichts Gefährliches für mich. Adelaide kann ihn nicht lieben. Aber er ist sehr reich; sollte ich merken, daß Adelaide auf diese lockende Sprache hört, so werde ich sie verlassen und vergessen. Ich will sie noch einige Zeit prüfen. Ich bin entschlossen, mich nicht von meiner Liebe bethören zu lassen, und ein Weib soll mich nicht aus

meiner Bahn reißen. Kann Adelaide nicht mein werden, so werde ich für immer in meine alte Burg und zu meinen Büchern zurückkehren. Kann ich sie gewinnen und in ihr eine würdige Gattin, so ist das schönste, das reichste Los im Leben mein. Das Vaterland, an das Adelaide mich fesselt, wie noch einmal so theuer und heilig wird es mir werden!

Du siehst leicht aus diesem rhapsodischen Briefe, daß ich verliebt bin, daß ich die Krankheit habe, die alle die Tollheiten verschuldete, durch welche die Welt mit Romanen, Novellen und Theaterstücken überschwemmt wird. Ein Romanheld werde ich mit Gottes Hülfe nicht werden, und ich will daher in allem, was ich unternehme, die goldene Klugheit und nicht die Leidenschaft um Rath fragen. Hilf Du mir damit zurecht, gib mir als Prediger, als verheiratheter Mann und als Freund einen klugen und guten Rath.

Dein Freund
A. W."

Albert P. an Alarich W.

Als verheiratheter Mann, als Prediger und als Dein Freund. Es sind nun zehn volle Jahre her, seitdem ich mich auf meinem Pfarrhofe niederließ und anfing zu predigen und Hausverhöre zu halten, und zu taufen und zu begraben, und meinen Beruf in der Kraft des Geistes und mit wohlmeinendem Herzen auszuüben, und mein Haus mit Küche und Keller u. s. w. von denen besorgen ließ, die für Geld danach sehen wollten.

Meine Schwester machte mir und meinem Hause einen Besuch. „Bruder", sagte sie, „das geht nicht mit rechten Dingen zu; die Zuckerdose wird schon in zwei Tagen leer, und ein Pfund Kaffee reicht schon in der Woche nicht mehr aus. Mit den Kartoffeln wird gewirthschaftet, als sollten sie vom Himmel herunterhageln — aber es ist kein Wunder, daß Frau Aberg's Ferkel so fett werden! Semmeln werden aus der Stadt geholt! Es ist eine Schande, auf einem Pfarrhofe nicht zu backen! In der Milchkammer stehen drei Töpfe ohne Rahm. Mein Bruder, mein lieber Bruder, du wirst grausam betrogen und bestohlen!"

Ich hatte schon selbst bemerkt, daß seit einiger Zeit die Hühner mehr Korn fraßen als hühnermäßig war, und Frau Aberg's Ferkel lagen mir vor der Treppe immer im Wege.

„Aber", fuhr meine Schwester fort, „warum lebst du auch nicht, wie es einem Kirchenhirten geziemt und ansteht; warum bist du nicht verheirathet? Sah nicht unser Herrgott, daß es für Adam — der doch gewiß noch keine großen Wirthschaftssorgen hatte — nicht gut war, allein zu sein, und sagte er nicht: Ich will ihm eine Hülfe geben, woran er sich halten mag?"

„Die sich an ihm halten mag, steht da", unterbrach ich sie; „Weiber müssen sich nie mit Citaten befassen, sie treffen es immer verkehrt."

„Nun, das ist einerlei; und als unser Herrgott sagte, daß er Adam eine Hülfe geben wolle, so zeigte er deutlich damit, daß der Mann sich nicht ohne Frau helfen kann. Mein Rath ist daher, lieber Bruder, daß du dich bald nach einer Frau umsiehst. Was denkst du von der Predigerwitwe Nyberg? Eine gebildete Person und eine erfahrene Hausfrau, welche sorgen wird, das verspreche ich dir, daß die Zuckerdose nicht in acht Tagen leer wird und daß ein Pfund Kaffee vierzehn Tage ausreicht."

„Wird aber dann der Kaffee nicht ziemlich schwach und sehr wenig süß während einer so langen Lebenszeit?“ fragte ich etwas bekümmert.

„Durchaus nicht. Stark und süß, soviel wie du willst. Darin liegt gerade die wahre Kunst der Hausfrau, daß alles gut ist und alles ausreicht. Uebrigens kennst du ja die Nyberg und konntest sie ja leiden, als ihr seliger Mann noch lebte.“

„Schön, sehr schön! Nun, man könnte ja versuchen!“ Und ich brach auf von meinem Pfarrhofe, um mir eine Frau zu suchen.

Mit einer großen Theilnahme näherte ich mich der Predigerwitwe Nyberg und mit einer Frage in meiner Seele an die ihrige. Ich hörte sie auch jetzt mit Vergnügen, doch nicht so wie früher; denn sprach sie auch noch nie so vortrefflich von Pacht und Wirthschaft, Bienen und dergleichen, so vergaß ich doch ihr zuzuhören, um ihrer Schwestertochter zu lauschen, welche am Klaviere saß und sang: „Wie glücklich, der in eigener Hütte u. s. w.“ Sieh, Alarich, nie fühlte ich neben der Predigersfrau mein Herz warm werden, nie meine Seele durch sie sich erweitern; dagegen neben der kleinen Nora — o, da fühlte ich mich glücklich! Da war es, als würde gleichsam ein Spielwerk in mir angestimmt, das ich früher nie gehört hatte, und von dem ich nicht wußte, daß es in mir wohnte. Wie verabscheuungswürdig erschienen mir jetzt nicht Frau Aberg und ihre Ferkel! — Und mein Pfarrhof, wie noch einmal so theuer würde er mir nicht werden, wenn die kleine Nora dort Predigerfrau würde! Ich wußte wol, daß ich verliebt war, aber ich war es so vollkommen, daß ich nie einen Augenblick mich deshalb für blind hielt. Ich reichte ihr meine Hand und bat: „O, meine Liebe, willst du mich nehmen?“ Sie reichte mir die ihrige und sagte: „Recht gern, wenn du mich haben willst!“

Die beiden Hände wurden vereinigt und wir hatten

Hochzeit. Ich habe jetzt seit sieben Jahren in der kleinen Nora alles, was gut und achtungswerth ist, zur Frau, und was einen Mann zufrieden und glücklich macht. Daher habe ich gute Gründe, zu glauben, daß die wahre Liebe clairvoyant ist und den Vernünftigen, der sich fromm von ihr leiten läßt, auf den rechten Weg zur Glückseligkeit führt.

Dies als verheiratheter Mann.

Daß ich Deine Trauung verrichten darf, darum ersuche ich Dich als Prediger. Gern würde ich hundert Meilen reisen, um des Himmels Segen über Dich und deine Braut auszusprechen. Deine Adelaide kenne ich. Ich habe sie gesehen, als sie einen meiner Verwandten besuchte, der ihr Zeichenlehrer gewesen war. Er war alt, krank und in knappen Umständen. Sie kam und gab vor, verschiedene kleine Gemälde zu Souvenirs, Armbändern, Tuchnadeln u. s. w. bestellen zu wollen, und sie zeigte sich so entzückt über die Kleinigkeiten aus des alten Mannes Fabrik, daß der glückliche Greis, sich wenigstens für einen Rafael in Miniatur haltend, mit gutem Gewissen den übertriebenen Preis annahm, welchen sie ihm in einem Tone bot, als fürchtete sie, es wäre noch zu wenig. Ich vergesse nicht den Ausdruck von Leben, Ernst und Güte in diesem engelschönen Antlitze, noch die Einfachheit in ihrem Handeln und Benehmen.

Einmal in jedem Monat erhalte ich Briefe von meinem Amtsbruder und Freunde, dem Pfarrer in der Gemeinde, wo der Präsident sein Landgut hat. Die Hälfte des Briefs spricht größtentheils nur von Adelaide und von der Klugheit und Güte, welche sie bei ihrer Theilnahme an den Angelegenheiten des Landvolks an den Tag legt. Daß diese Frau so bald wie möglich Deine Frau werden möge, das wünsche und rathe ich als

Dein Freund
A. P.

P. S. Laß den etwas stark scherzenden Ton in meinem Briefe Dich nicht unmuthig machen, Alarich! Unter uns gesagt, glaube ich, daß, welchen Rath man auch einem Liebenden in der Frage, ob er heirathen solle oder nicht, ertheilt, es ein Wort ist, das ganz und gar in den Wind gesprochen wird. Und jetzt sehe ich auch gar keine Veranlassung, ebenfalls in den Wind zu reden.

Alarich W. an Albert P.

Es ist vorbei, mein Freund, und Dein Rath kann jetzt nicht mehr gelten. Adelaide mag noch so gut, noch so bezaubernd sein, so ist sie ein schwaches und eitles Geschöpf, erpicht auf Vergnügen, Glanz und Schmeichelei, alles darüber vernachlässigend. Sie würde mich nie glücklich gemacht haben, und ich war ein Thor, daß ich glaubte, einige Gewalt über sie zu besitzen. Augusta hat mich gewarnt; sie hatte recht.

Nach einer langen Reihe von Tagen, die sie außer dem Hause in Lustbarkeiten zugebracht hatte, bat ich sie, einen Abend meinetwegen zu Hause zu bleiben. Ich wollte ihr etwas vorlesen, wollte mit ihr reden, mit einem Worte, ich bat sie, zu Hause zu bleiben. Sie versprach es bereitwillig und ernst; des Abends, als ich kam, war sie fort. — Ich hatte Ursache, zu glauben, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig wäre; — sie gab ihr Versprechen so frei, so herzlich, so froh — und sie brach es, um neben Otto in einer costümirten Quadrille beim Minister P . . s zu tanzen. Sie ist nicht für mich, und ich muß blos mir selbst zürnen, daß es mir so schmerzlich ist, sie zu verlassen. — Ich reise bald von hier, um mein

früheres einsames Leben wieder zu beginnen. Diese Thorheit war süß. — Lebe wohl, du Gaukelkind! Gut, daß ich zur rechten Zeit gewarnt wurde. Ich werde die ernsten, aber sichern Wege der Weisheit nicht mehr verlassen.

A. W.

Die Wege der Weisheit.

O! sie küßten sich, sie küßten sich, die Kleinen;
Aber wie es zuging, mag Gott allein wissen.
Erich XIV. Rune.

Der Präsident, der vielleicht einigen Unrath in Betreff Edla's merken mochte, hatte es für gut befunden, mir in einem kleinen Privatgespräche allerhand schmeichelndes Lob zukommen zu lassen und mich daneben mit einer neuen Dosis von den Gedanken und Grundsätzen der seligen Präsidentin aufzufrischen. Ich hatte jetzt aus einer nähern Bekanntschaft mit der Familie einigen Muth geschöpft und wagte gegen die Machtsprüche des Präsidenten dann und wann eine kleine Einwendung, einen oder den andern Zweifel. Der Präsident ward etwas überrascht, ich etwas bestimmter; er ward piquirt, ich etwas warm; er etwas vornehm, ich etwas ärgerlich, und allmählich wurden wir beide ganz heftig und heiß.

„Ich habe etwas von der Welt gesehen, Demoisselle Rönnquist", sagte der Präsident; „meine selige Frau hatte ihre Bildung in Kreisen erhalten, welche ...."

Hier ward er durch einen Bedienten unterbrochen, der ihm einen Brief übergab. Er las ihn und sagte: „Einladung zu morgen Mittag; mein Schwager will uns alle sehen. Ich werde gleich antworten." Er fuhr fort, den Brief durchzusehen, und murmelte dabei halblaut: „Bande, die wir immer fester zu knüpfen wünschen — dein Engel

von Tochter — hum, hum — ein Königreich werth — hum, hum — Otto's grenzenlose Liebe — Morgengabe — hum — diese wichtige Verbindung bald geschlossen. — Schön, sehr schön", sagte der Präsident ungemein vergnügt, vergaß seine Ermahnungen und fing dagegen wieder an, mich wegen der Hochzeitsanglaise zu necken. Ich fühlte mich nicht im mindesten tanzlustig, und der Präsident, der es wol merken mochte, nahm meine Hand, schüttelte sie freundlich und sagte: „Wir sind doch gute Freunde, bonne amie Rönnquist, und werden, hoffe ich, in kurzem uns vollkommen verstehen", und er ging, um seinen Brief zu beantworten.

Ich hegte nicht dieselbe gute Hoffnung wie der Präsident und ging ganz misgelaunt von ihm ins Vorgemach. Er war gerade nicht so gut, als daß man mit ihm gern in Fragen hätte zu thun haben mögen, wo man anderer Meinung war als er. Er war gar zu despotisch in seinem Willen, recht zu haben.

Im Vorgemache traf ich Adelaide, welche bleich bei der Nachtlampe saß und ihr Köpfchen auf die Hand stützte. Wenn jemand in die Thür kam, ward sie roth, und beim geringsten Geräusch fuhr sie zusammen. Edla war auf ihrem Zimmer, und im Zimmer nebenan kochten die Kleinen im Ofen eine Crême von getrockneten Heidelbeeren, womit sie auch mich zu bewirthen versprochen hatten.

„Es sollte mich wundern", sagte ich, „wenn wir heute Abend Graf Alarich sähen! Ich glaube, daß er anfängt, sich selten machen zu wollen. Auch Gräfin Augusta hat sich einige Tage nicht sehen lassen."

„Er kommt gewiß nicht", sagte Adelaide mit einer Thräne im Auge. „Er ist böse auf mich, und hat Ursache, es zu sein. Es sind jetzt vier Tage, seit er zuletzt hier war. Ach, der unglückliche Abend, wo Tante Ulla kam!"

„Und warum unglücklich, liebe Adelaide?"

„Wie kannst du fragen, Emma! Ich hatte Graf

Alarich versprochen, an diesem Abend zu Hause zu sein, und Tante Ulla zwang mich, sie zu begleiten, sodaß er mich nicht traf, als er kam und mich suchte. Es war unrecht gegen ihn gehandelt!"

„Es war unrecht, weil du versprochen, zu Hause zu bleiben. Aber warum mußtest du dieses Versprechen geben, da du doch wußtest, daß es dir unmöglich wäre, es zu halten?"

„Ich glaubte, es wäre alles möglich, wenn er es wollte. Ich bat die Tante, bei P . . 's zu sagen, daß ich krank wäre."

„Aber aus der costümirten Quadrille würde dann nichts geworden sein; — und außerdem würde man bald aus deiner Krankheit klug geworden sein. Du hattest versprochen, zu kommen, die Quadrille war zum Theil auf dich mit berechnet — du konntest dich nicht entziehen."

„Der unglückliche Otto! Es ist alles seine Schuld, er hat dies alles angestellt. Ich war so ungeduldig, vom Balle nach Hause zu kommen, daß ich Tante Ulla zwang, mich gleich nach der Quadrille wegfahren zu lassen. Aber als ich nach Hause kam, war er schon wieder weg."

„Wenn Graf Alarich dieser Tage kommt, so kannst du ihm das ganze Verhältniß sagen und dich entschuldigen."

„Ja, wenn er kommt! — Uebrigens mag er denken und glauben und kommen, wie er will, es geht mich nichts an."

Ich gab keine Antwort auf diesen plötzlichen Ausbruch von Gleichgültigkeit, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen sagte Adelaide:

„Wenn ich jemand liebte, so würde ich nie auf ihn böse sein können. Hätte er mir etwas zuwider gethan, so würde ich nicht gewartet haben, bis die Sonne untergegangen wäre, um mich zu versöhnen, ich würde keine Stunde haben vorbeigehen lassen."

Ich antwortete nicht, und als wir ungefähr eine Viertelstunde stillschweigend dagesessen hatten, sagte Adelaide wieder:

„Sage mir, Emma — denn du hast länger als ich gelebt —, sage mir, gibt es viele traurige Stunden im Leben, viele, wo das Herz recht beklommen ist, wo man glaubt, daß man sterben möchte?"

„Solche Stunden gibt es."

„Viele?"

„O ja! Besonders wenn man nicht recht fromm und mild von Gemüth ist.

„Dann will ich Gott bitten, daß er mich bald sterben läßt, denn ich will solche Stunden nicht haben", sagte mit Eifer Adelaide. „Meine liebe Emma, ich will nicht unglücklich sein!" fügte sie weinend hinzu.

„Willst nicht, Adelaide; es ist nicht recht, so zu reden."

„Nicht? Verzeihe mir", und sie trocknete ihre Thränen.

„Und wenn du selbst nicht glücklich bist, kannst du nicht für das Glück anderer leben? Du bist deines Vaters, du bist meine Freude, Adelaide; willst du nicht unsertwegen leben?"

„Ich will es", sagte Adelaide, küßte meine Wange und benetzte sie mit einer Thräne.

„Aber wenn du traurig, wenn du unglücklich bist, kann ich keine Freude haben."

„Ich will nicht mehr traurig sein, ich will mich daran gewöhnen, nicht so glücklich zu sein, — ich werde mich lehren — niemand soll meinethalben leiden."

Sie stand auf, ging ans Piano und suchte, wie immer, wenn ihre Seele aufgeregt war, Trost und Ergießung im Gesange. Nie hatte sie schöner als an diesem Abend gesungen; es lag ein Ernst und eine stille Wemuth in ihrer Stimme, die sie unbeschreiblich rührend machte. Allmählich erhob sich ihre Seele während des Gesanges, und

mit lebendiger und wahrer Begeisterung führte sie die schönen Arien aus der Schöpfung aus und schien alle schwere Wirklichkeit des Daseins bei der Schilderung der schönen jugendlichen Welt zu vergessen, die einst bei dem „Werde!" des Schöpfers frei von Sünde und Plage entstand. Adelaide's Gesang kam aus einer vollen Seele und rief deshalb immer unwiderstehlich eine Menge von Gedanken und Gefühlen in der Brust ihrer Zuhörer hervor. Diesen Abend berührte sie die innersten Saiten der Seele; ich vergaß, daß die Theestunde des Präsidenten nahe war; ich vergaß, daß die Lampe erlosch; ich gab mich den lieblichen Träumereien hin, die Adelaide's Töne in mir erweckten. Ich dachte an

die frohen Tage,
Wo des Morgens Thau noch auf der Erde lag;

ich dachte an die liebenswürdige Sängerin mit unnennbarer Zärtlichkeit und Unruhe und an die Schicksale, die ihr noch bevorstehen könnten. Während ich mich so von Adelaide in die Welt der Ahnungen und Erinnerungen führen ließ, hörte ich leise Fußtritte herannahen, aber so leise, als fürchteten sie, gehört zu werden. Ich dachte erst, es wäre der Präsident, als ich aber aufstand, trafen meine Blicke auf Graf Alarich's mehr als gewöhnlich ernstes und bleiches Gesicht. Er gab mir ein Zeichen, ruhig zu sein, und setzte sich in eine Ecke des Sofas, etwas von mir entfernt. Adelaide, die mit dem Rücken gegen uns gewandt saß, merkte nichts und fuhr zu singen fort. Ich schraubte die Lampe etwas herauf und schielte unbemerkt nach Alarich hin. Es dauerte nicht lange, so sah ich die Strenge von seinen schönen Zügen weichen und einem Ausdrucke unbeschreiblicher Milde Raum geben; und jetzt — erinnerte ich mich an den Thee des Präsidenten und ging, um ihn zu besorgen.

Im Salon ging der Präsident mit raschen Schritten und finsterm Aussehen auf und nieder. Während ich das Feuer schürte, fragte er:

„Ist Graf Alarich schon gegangen?"

„Nein, noch nicht", antwortete ich.

„Er reist!" sagte der Präsident, „es ist ver . . . . t. Es muß ihn etwas gestochen haben; er muß mit etwas unzufrieden sein. Ich begreife nicht, wie es zugeht. Er kam, um von mir Abschied zu nehmen, und bat mich, die Damen von ihm zu grüßen — aber ich schickte ihn selbst hinein. Augusta ist doch hier?"

„Nein, aber vielleicht kommt sie."

„Es gibt da irgendein Misverständniß, eine Eifersucht oder irgendeinen Spectakel. Augusta ist nicht vorsichtig, nicht aufmerksam genug. Nach meiner Ueberzeugung ist er sterblich in sie verliebt, und einen bessern Mann kann sie nicht bekommen; Geburt, Charakter, Gemüther, alles ist passend. Wenn ich nur begreifen könnte, woher dieses Misverständniß jetzt kommt. Ich muß Licht in der Sache haben —"

„Vielleicht", sagte ich, „ist Graf Alarich unbeständig, oder er liebt vielleicht wirklich die Gräfin Augnsta nicht."

„Nicht? Verlassen Sie sich auf mich, Demoiselle Rönnquist, er liebt sie. Ich bin zu viel mit Welt und Menschen umgegangen, um mich in so etwas zu irren, was übrigens ganz sonnenklar ist. Alarich ist in Augusta verliebt, und sie haßt ihn nicht, daß ist gewiß. Auch eignet er sich für sie, wie Otto für Adelaide."

In diesem Augenblick hörten wir kleine rasche Füße durch die Flur laufen und herein stürzten die Kleinen mit geöffneten Lippen und Augen, die vor Verwunderung und Eifer weit aus ihren Köpfchen herausstanden. Sie sprangen ganz athemlos zu mir hin und erzählten in einer Eile und Unordnung, die sich nicht beschreiben läßt, etwas, was unmöglich klar zu begreifen war; aber gewisse Namen, die sie wiederholten, und der oft wiederkommende Refrain:

„O er küßte, o sie küßte, sie küßten sich", machten, daß der Präsident die Augenbrauen zusammenzog.

„Gehen Sie hinein, Demoiselle Rönnquist! Um Gottes willen, gehen Sie, bonne amie", sagte der Präsident, dem in diesem Augenblicke ein Licht aufzugehen schien, „gehen Sie und sehen sie, was da vorgeht. Die Sache würde mir höchst fatal sein! Graf Alarich ist kein Mann, dem man Nein sagen könnte, und er ist nicht reich, er paßt nicht für Adelaide. Gehen Sie, ich komme gleich nach; ich muß erst meine Post expediren."

Ich ging ganz langsam, die Kleinen zu Vorläufern, die ich überredete zu gehen und ihre Crême anzurichten. Sogleich wie ich ins Vorgemach kam, sah ich, daß alles zwischen Adelaide und Alarich gesagt war. Liebe und Freude strahlten aus ihren Augen, sodaß das Zimmer hell davon zu werden schien. Adelaide eilte auf mich zu und schlang ihre Arme um meinen Hals. „Ich werde glücklich werden", flüsterte sie mir zu; Alarich ergriff meine Hand und in diesem Augenblicke trat Gräfin Augusta herein. Sie warf auf uns einen seltsamen forschenden Blick und erbleichte; ihre Zunge stotterte, als sie nach ihrem Vater fragte. Dieser kam fast in demselben Augenblicke herein; auch Edla kam, und wir setzten uns zum Thee in einer ganz zerstreuten und gezwungenen Gemüthsstimmung. Die beiden glücklichen Liebenden schienen jedoch dabei ihre Gefühle und Gedanken gesammelt zu haben.

Ueber Adelaide lag eine Wonne, welche sie gänzlich der Gegenwart entrissen zu haben schien; sie erinnerte mich an die Ambrosiawolken, mit denen die Götter der Vorzeit zuweilen ihre irdische Liebe umgaben. Adelaide zog sich in den Schatten zurück und barg dort ihre glühenden Wangen, ihr Uebermaß von Glückseligkeit. Alarich war schön anzuschauen, etwas so majestätisch Helles lag auf seiner breiten Stirn; man sah, daß er mit der Fülle der Kraft eine selige Welt in seiner Brust trug. Warum wol sein

flammender Blick den Schatten so suchte, als hätte er dort sein Licht?

Der Präsident sprach von der Cholera und von der Wahrscheinlichkeit, daß sie bald nach Schweden kommen würde.

„Sehr, sehr schönes Wetter“, antwortete Graf Alarich.

„Mein Vater“, begann die Gräfin Augusta, „spricht nicht vom Wetter, sondern von der Cholera, und daß sie wahrscheinlich bald zu uns kommt.“

„Aha, kommt sie?“ sagte Alarich, noch zerstreuter als erst.

Der Präsident sprach von den Verheerungen der Wölfe auf dem Lande — Alarich sagte etwas von den Festungswerken in Marstrand.

Der Präsident sah überrascht aus. Augusta fragte etwas spitz, wo der Graf heute Abend seine Gedanken habe. Ich ward nicht wenig froh, als die Kleinen mit ihrer Heidelbeerencrême kamen und dadurch eine heilsame Diversion in der Unterhaltung herbeiführten. Ich war die erste, die sich an die Anrichtung heranwagte, und ermunterte alle, meinem Beispiel zu folgen.

Mir ward etwas warm ums Herz, als ich hörte, wie Graf Alarich den Präsidenten fragte, um welche Stunde er am folgenden Vormittag zu Hause zu treffen wäre, und dieser, halb misgelaunt, halb verlegen, von Geschäften, Einladung zum Mittage u. s. w. sprach. Der Graf blieb aber bei seinem Verlangen, eine Stunde am folgenden Tage zu erhalten, sodaß der Präsident endlich nach manchen Ausflüchten sich bereitwillig fand, um zwölf Uhr vormittags für den Grafen zu Hause zu sein.

„Nun“, sagte der Präsident, als die Gesellschaft auseinandergegangen war, indem er mich beiseitenahm, „nun, was ist vorgefallen?“

„Ja, das ist es, was ich selbst unendlich gern wissen möchte“, antwortete ich. „Gräfin Augusta kam fast zu

gleicher Zeit wie ich ins Zimmer, und ich konnte über nichts Aufklärung erhalten."

Der Präsident sah sehr unzufrieden aus. „Es ist eine höchst fatale Sache", sagte er; „mein Schwager hat beinahe mein Versprechen wegen Adelaide. Aber ich werde es dem Grafen sagen, daß Adelaide nicht zur Frau für ihn paßt."

„Hören Sie erst, was er selbst davon denkt", sagte ich bittend.

„Eine höchst fatale Geschichte", waren des Präsidenten letzte Worte, „höchst fatal; bei gehöriger Aufmerksamkeit am rechten Orte wäre sie nie so weit gediehen."

Daß der Präsident mit dem „rechten Orte" mich meinte, begriff ich wohl, und las es außerdem in dem Blicke, den er mir dabei zuwarf; aber alles dieses kümmerte mich wenig. Adelaide sollte ja glücklich werden!

Als ich mit Adelaide auf ihrem Zimmer allein war, suchte ich über das Vorgefallene Aufklärung zu erhalten, und wie die beabsichtigte Abschiedsvisite eine solche Wendung erhalten hatte; aber aus dem, was Adelaide unter strahlendem Lächeln, Thränen, herzlichen Umarmungen mir sagte, würde der Scharfsinnigste nicht klug geworden sein. Es schien, als hätte Graf Alarich die Eingebung gehabt, den Pygmalion zu spielen, als hätte er fragend die Hand auf das Herz der Geliebten gelegt, sich aber versprochen und anstatt Galathea „Adelaide!" gerufen. Die Summe der Begebenheit schien in der Erzählung der Kleinen: „Sie küßten sich, sie küßten sich!" enthalten zu sein. Aber wie es kam, mag Gott allein wissen.

Vergnügungen.

Jetzt ging ein andres Leben an,
Jeden Abend großes Souper.
Madame Lenngren.

Die Uhr schlug zwölf, die Uhr schlug eins, zwei am folgenden Tage, und Adelaide und ich waren noch in der peinlichsten Erwartung und Ungewißheit. Man hörte darin beim Präsidenten gehen und sprechen. Um drei Uhr kam der Präsident zum Mittagstische, kein Graf Alarich ließ sich sehen. Der Präsident war weich gestimmt, er sah oft auf Adelaide und Thränen kamen ihm dann zuweilen in die Augen. Er aß mit zerstreuter Aufmerksamkeit (höchst ungewöhnlich) und sprach fast nichts. Gleich nach dem Kaffee berief er Adelaide zu sich auf sein Zimmer.

Nach einer kleinen Vorrede theilte er ihr Alarich's Anhalten mit, sprach von den Planen, die er selbst ihrer Zukunft wegen gehabt hätte, zeigte ihr den Unterschied in ihrer Lage als des reichen Otto Gattin in den glänzendsten Kreisen des Hofes und der Hauptstadt, und als Gattin des nicht reichen Grafen auf einem einsamen Gute in einer entlegenen Provinz. Er übertrieb die Contraste, wahrscheinlich um Adelaide zu prüfen, vielleicht auch um sie zu gewinnen; aber er ließ ihr übrigens freie Wahl. Adelaide hatte schon längst entschieden. Sie öffnete ihr Herz dem Vater, dessen väterliches und zärtliches Herz sich

auch jetzt unverstellt zeigte. Er sagte ihr, daß ihre Liebe ihr Ehre mache, daß Alarich auch sein Herz gewonnen habe, daß er stolz sei, ihn Sohn nennen zu dürfen. Er gab ihr darauf eine kleine Ermahnung für die Zukunft, stellte ihr das Gewicht und den Umfang der Pflichten vor, die sie auf sich zu nehmen im Begriff stehe; er warnte sie vor Eitelkeit und Zerstreuungssucht, welche gefährliche Feinde für ihres Mannes und ihre eigene Ruhe werden könnten. Der Präsident hatte dem Grafen keine bestimmte Antwort geben wollen, bis er zuvor mit seiner Tochter gesprochen und die Familie seines Schwagers von dem, was beabsichtigt ward, unterrichtet hätte; und dies letztere wollte er nun, obwol mit schwerem Herzen, am folgenden Tage vollführen.

Adelaide kam von ihrem Vater tiefgerührt und ernster, als ich sie je gesehen hatte. In einer Stunde jedoch war dieser Ernst der süßesten und herzlichsten Freude gewichen. Dazwischen seufzte sie und sagte: „Armer Otto!"

Ja, armer Otto! Er war wirklich zu bedauern. In der Familie der Excellenz entstand große Aufregung. Aber Se. Excellenz, ein kluger Weltmann, hielt es für das Beste, den Korb, den, wie er meinte, die Familie erhalten hätte, so wenig als möglich bekannt werden zu lassen. Dennoch würde wahrscheinlich eine wirkliche Trennung zwischen den beiden Familien entstanden sein, wäre nicht Adelaide gewesen. Sie sprach so herzlich mit Onkel und Tante, bewies ihnen so viel Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß sie aus Liebe zu ihr allen Unmuth vergaßen. Die Baronin, welche ihre Nichte mütterlich liebte, bat blos, daß diese gleichwie früher dann und wann ihre Gesellschafterin sein möge. „Ich werde sonst zu schnell arm", sagte sie mit Thränen in den Augen. Schlimmer ging es mit Otto. Er war in Verzweiflung, zerschlug Stühle und Tische, und es erforderte alle die wirkliche Liebe, die er für Adelaide hegte, um ihn abzuhalten, Alarich, als seinen Nebenbuhler, herauszufordern. Adelaide gebrauchte alle

ihre Gewalt, die sie über ihn hatte, um ihn ruhiger zu stimmen; sie sprach ihm zärtlich und verständig zu, sie versprach, ihn wie eine Schwester zu lieben — vergebens, er schickte die Schwester zum T— und weinte über die verlorene Braut. Seltsam genug glückte es der Gräfin Augusta besser als jedem andern, ihn zu trösten. Sie hatte lange und viele Unterredungen mit ihm, und er ward allmählich ruhiger. Auf Alarich warf er immer die wildesten Blicke. Dieser wieder, der von Herzen seinen unglücklichen Rivalen beklagte, war freundlich gegen ihn, und gewann allmählich die Excellenz und besonders dessen Frau für sich.

Die Gräfin Augusta schickte sich unübertrefflich, und ich kam wirklich in Zweifel, ob sie Alarich geliebt habe, wie ich es zuweilen geglaubt hatte. Sie sagte, sie machte sich eine Ehre daraus, seine Freundin und Schwester zu sein, und war glücklich über Adelaide's Glück.

Am Abend desselben Tages, wo der Präsident mit Adelaide sprach, sagte er zu mir:

„Der Graf hat mir heute mein ganzes Herz geraubt. Ein stolzer, ein edler Mann, Demoiselle Rönnquist, und arm ist er auch nicht. Er zeigte uns klar, wie es mit seinem Vermögen steht. Nun, er ist gerade nicht reich — weit davon entfernt; aber vielleicht ist das kein Unglück für Adelaide! — Ich glaube, daß er sie glücklich machen wird. Und sie liebt ihn, Demoiselle Rönnquist! Herr Gott, wie man sich doch irren kann! — Daß Adelaide so weit von mir wegziehen soll, kostet mir viel; aber es handelt sich ja um ihr Glück."

Ich wollte, daß du, mein Leser, Adelaide an ihrem Verlobungstage gesehen hättest! Ich hatte mir das Vergnügen gemacht, ihr weißes Seidenkleid mit Schwanendunen um den Saum, den Hals und die kurzen Aermel zu garniren; sie waren beinahe nicht weißer als ihre Haut. Einige frische Rosen, die ihr Alarich gegeben und die ihrem ersten erwachenden Blicke am Morgen

begegneten, und eine schöne Perlenschnur, auch ein Geschenk von ihm, waren ihre einzigen Zierathen. Sie war blendend schön und bezaubernd, darüber herrschte nur eine Stimme. Graf Alarich — um mich einer mehr ausdrucksvollen als schönen Redeweise zu bedienen — verschlang sie mit den Augen. Ein milder und lieblicher Ernst war an diesem Tage über Adelaide's Antlitz und ganzes Wesen verbreitet. Ihr Blick war fromm und verklärt, sie fühlte ihr Glück mit innerlicher Dankbarkeit.

„Sollte ich nicht froh sein?" sagte sie zu Alarich, „das Leben ist mir ja zum Rosengarten geworden."

Er drückte sie an seine Brust, nannte sie seinen schönen Schwan, seine Lieblingsblume, seine Freude. Der Philosoph war ganz und gar in den Liebenden umgewandelt.

Die Excellenz G. und die Baronin waren unter den Gästen. Ersterer hielt eine vortreffliche Rede; aber der Baronin Augen füllten sich zuweilen mit Thränen. Otto ließ sich nicht sehen.

Am Abend, als Adelaide in die Küche gehen wollte, um einen Blick auf die Anrichtungen zum Souper zu werfen, ward sie auf der Flur von einer langen, in einen Mantel gehüllten Mannsgestalt aufgehalten, erschrak anfangs, erkannte aber bald Otto.

„Ich wollte dich doch heute sehen, Adelaide", sagte er; „aber ich konnte nicht unter den übrigen sein — sieh, wie ich aussehe, Cousine Adelaide!"

„Armer Otto! Mein guter Otto!" sagte Adelaide mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Ja, armer Otto, nach dem fragst du jetzt wenig! Er könnte sich deinetwegen ins kühle Grab niederlegen — du würdest noch ebenso lustig tanzen."

„Otto! Wie kannst du so reden? Willst du mich böse machen? Es ist nicht recht von dir, Otto!"

„Wie schön bist du!" sagte Otto, sie mit Bewun-

derung betrachtend, „wie bezaubernd bist du! Jesus, wie göttlich bist du! — Bist du glücklich, Adelaide?“

„Ja, lieber Otto! Doch ich muß jetzt gehen; halte mich nicht länger auf, guter, lieber Otto! Adieu!“

„Gott segne dich, Adelaide!“ sagte Otto mit erstickter Stimme, bog das Knie und küßte die Schwandunen, die ihr Kleid umkanteten; „Gott segne dich, meine Adelaide!“

„Wessen Adelaide?“ fragte eine Stimme, vor der Adelaide zusammenfuhr. Es war Graf Alarich; er stand neben ihr.

„Deine“, sagte sie, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang. „Gute Nacht, bester Otto, lebe wohl!“

Otto lief wie verzweifelt die Treppe hinunter. Alarich war unzufrieden. Er äußerte sich verächtlich über Otto und misvergnügt darüber, daß Adelaide auf der Flur gestanden und kalt geworden wäre; Bediente hätten in der Nähe sein und hören können, was gesprochen wurde u. s. w. Er brummte schon recht nach Mannesart, „der Sünder!“

„Sei nicht so streng“, bat Adelaide zärtlich. „Du bist glücklich, Otto unglücklich!“

„So muß er es als ein Mann ertragen. Er schickt sich jämmerlich —“

„Otto ist gut, er ist besser als du!“

„Ja so!“

„Er ist nicht so streng gegen andere, nicht so verdammend.“

„Ja so!“

„Du bist nicht so recht gut —“

„Ja so!“

„Aber gut oder böse, lieb' ich in der Welt niemand anderes als dich.“

Küsse und Frieden.

Von diesem Tage an begann für das verlobte Paar eine ununterbrochene Reihe von Belustigungen. Adelaide

ward nach dem Wunsche des Präsidenten bei Hofe vorgestellt. Der König zeichnete den Grafen durch die ehrendsten Beweise seiner Achtung aus. Die Verlobung mit einem durch Tapferkeit, Kenntnisse und die edelste Persönlichkeit so ausgezeichneten Manne verlieh Adelaidens Leben einen neuen Glanz. Ihre Schönheit schien immer höher, immer blendender zu werden; sie war überall die Schönste unter den Schönen, die Gesuchteste, und ward so geschmeichelt, geliebkost, vergöttert und umringt, daß es Alarich oft schwer ward, sich ihr zu nähern. Dies und Otto's beständiges Hängen hinter Adelaidens Stuhl in den Gesellschaften, wo sie sich trafen, machte Alarich endlich diese Lebensart unangenehm. Er machte Vorstellungen, er wollte, man möchte zu Hause bleiben und die unaufhörlichen Einladungen unter irgendeinem Vorwande ablehnen; aber Adelaide, von Tanz, Liebkosungen und Jugendleben hingerissen, gab sich wild den Vergnügungen hin und wollte auf keine Vorstellungen hören. Jetzt begann auch ich mit ihr zu reden, sie zu bitten, mehr zu Hause zu sein und ihrem Bräutigam zu willfahren.

„Laß mich tanzen, laß mich spielen", bat Adelaide etwas ungeduldig, „ich bin ja so jung; ich mag wol einiges Vergnügen haben. Liebe Emma, gönne mir meinen Frohsinn! Dies ist ja mein letzter Tanzwinter; dann werde ich auf dem Lande sitzen und backen und brauen. — Jedes hat seine Zeit, liebe Emma; man muß mir jetzt nicht das Tanzen verbieten. Ist es nicht so?" rief sie, dem eintretenden Alarich entgegenlaufend, „ich darf mir Vergnügen machen, darf tanzen, froh sein, darf meinen Willen in allem haben, und niemand soll mir ein böses Wort sagen, sondern alle sollen mich liebhaben und mir willfahren?" Ihr Antlitz strahlte dabei vor Freude und Schalkhaftigkeit.

„Und dich verderben, Adelaide!" sagte Alarich, indem er ihre Stirn küßte.

„Nicht verderben! — Ich kann nicht verdorben werden."

„Du bist es schon, Adelaide!" sagte Alarich lächelnd, aber mit Ernst.

„So? Du findest Fehler an mir?"

„Ja!"

„Du sollst mich mit meinen Fehlern lieben, ja, du sollst sie meinetwegen lieben."

„Das kann ich nicht, Adelaide!"

„Du willst nicht!"

„Ich kann nicht. Ich kann kein wildes und leichtsinniges Weib lieben."

„So! Und ich kann keinen querköpfigen und mürrischen Mann lieben!"

„Adelaide!"

„Alarich! Hör', mein geliebter Alarich, ich will thun, was du willst, will werden, wie du willst, ich werde alle meine Fehler ablegen. Aber jetzt sei etwas gut gegen mich! Gönne mir in dieser kurzen Zeit noch einiges Vergnügen."

„Mache dir Vergnügen! Aber ich bin dieser sogenannten Vergnügungen müde, dieser ewig leeren Lustbarkeiten. Ich will zu Hause bleiben, du mußt allein fahren."

„Nein, nein, mein lieber, guter Alarich, begleite mich nur noch einige Tage. Laß doch sehen — eins, zwei, drei, vier — nur vier Tage; dann verspreche ich dir, vierzehn zu Hause zu bleiben. Meinetwegen komm mit, mein Alarich! Ohne dich kann ich keine Freude haben! Willst du nicht deiner Adelaide wegen mitkommen?"

Graf Alarich kam mit. Der Präsident fuhr an diesem Abende mit seinen Kindern aus. Edla arbeitete einsam auf ihrem Zimmer. Ich blieb zu Hause, denn ich war von mehrern Nachtwachen müde. Die Kleinen saßen bei mir. Wagen auf Wagen rollten auf den Straßen, Lichter strahlten aus allen Fenstern des Schlosses. Als wir den

Knall aufsteigender Raketen zu hören bekamen, die auf dem Strome den königlichen Geburtstag begrüßten, begannen die Kleinen zu weinen und fanden es etwas hart, daß sie im Dunkeln sitzen und die Pracht nicht sehen sollten, welche alle Welt sah. Um sie zu trösten, versprach ich ihnen eine Geschichte zu erzählen. Sie trockneten sogleich ihre Thränen, spitzten die Ohren und lauschten aufmerksam einer wahrhaftigen und moralischen Erzählung.

Mäßige Freuden.

„Es schmeckt doch nach dem Vogel", sagte die Alte und kochte den Zaunstecken, worauf die Krähe gesessen hatte.

Weit, weit unten im Klara-Bergpasse wohnte ich und meine Schwester Johanna. Wir lebten bei einer alten Tante, die uns nach unsers Vaters Tode zu sich genommen hatte. Aber sie war kränklich und arm, und konnte daher nicht sehr für uns sorgen; wir waren meistentheils einer alten Frau überlassen, welche Sorge für uns trug, allein diese war etwas streng und etwas geizig und sehr taub, sodaß wir gerade keine frohen Tage bei ihr hatten. Indessen suchten wir uns auf die beste Art zu erheitern. Wir hatten eine kleine Ratte gezähmt, sodaß, wenn wir ein Stück Zucker auf den Stein neben dem Ofen hinlegten, sie hervorkam und fraß, obgleich wir in der andern Ecke des Zimmers standen; es ist wahr, wir durften kaum Athem holen, aber wir waren nicht wenig durch ihr Vertrauen geschmeichelt. Die Zuckerstücke waren indessen dazumal etwas Rares für uns, und mehr als zwei kleine Stückchen wurden in der Woche nicht spendirt, um theils den Appetit unserer Ratte, theils unsern eigenen zu befriedigen. Die Sonntage waren große Festtage für uns, denn da bekamen wir Eau-de-Cologne auf einen Zipfel unserer Taschentücher, Butter zu unsern Kartoffeln beim Frühstück und zum Mittag Braten.

Eine andere große Freude, die ich gerade nicht den Kleinen erzählen wollte, die ich aber meinem Leser auch nicht verbergen will, hatten wir, wenn die alte Tante N., eine magere Witfrau, zum Mittagsbesuch zu unserer Tante kam. Dies war ungemein lustig, erstens weil wir dann des Abends einen Thee mit Zwieback bekamen, und besonders weil sie gern von ihren Freiern sprach, was uns allerlei Gedanken in den Kopf setzte. Ich vergesse nicht die Neugier und das Interesse, womit ich sie meiner Tante zuflüstern hörte: „Du! den reichen S. in der Bank habe ich bekommen können.“

Zu unsern Vergnügungen gehörte es auch, zweimal in der Woche eine Stunde auf dem Hofe spielen zu dürfen. Aber wie der Mensch selten mit dem, was er hat, zufrieden ist, so hatten wir auch an unsern Vergnügungen nicht genug, und als der Sommer kam und alle Herrschaften aufs Land herausfuhren, da bekamen auch wir große Lust, uns ein Landgut zu verschaffen. Wir hatten zuweilen die Frau in den Keller begleiten dürfen; dort merkten wir uns einen Fleck auf dem Boden, auf den das Tageslicht durch eine nach dem Hofe offene Zugluke schien. Hier pflanzten wir an einem schönen Tage im Mai eine Erbse. Drei Wochen lang gingen wir alle Tage und untersuchten die Stelle, rührten auch etwas in der Erde herum, um zu erfahren, ob nicht die Erbse heraufzukommen gedenke. Unsere Freude war daher groß, als wir am vierundzwanzigsten Tage nach dem Einpflanzen eine kleine Aufschwellung von Erde erblickten und unter dieser unsere göttliche Erbse ganz grün und schüchtern mit einem ausgeschlagenen Blatte hervorguckte. Wir tanzten um sie herum und sangen vor Freude. Vor die Pflanzung setzten wir jetzt ein kleines Haus von Karten und davor eine kleine Bank, worauf Herren und Damen aus Papier saßen. Und niemand kann ein lebhafteres Vergnügen an seinem Landgute haben, als wir an dem unserigen hatten.

Wir wohnten in einem kleinen, sehr finstern Zimmer. Aber von meinem Bette konnte ich des Morgens ein Stückchen Himmel und den Schornstein von des Nachbars Hause sehen. Wenn jetzt der Rauch aus dem Schornstein aufstieg und von der aufgehenden Sonne gelb und roth gefärbt ward, da schien es mir, als ob die Welt da oben in der Luft recht schön sein müsse, und ich sehnte mich dorthin. Ich bekam eine große Lust zu fliegen und theilte sie auch meiner Johanna mit. Wir machten uns Flügel aus Papier, und als diese uns nicht tragen wollten, versuchten wir, ob sie uns wenigstens nicht 'tragen würden, wenn wir uns, ohne uns irgendwo anzuhalten, von Schrank, Ofen, auf die wir hinaufgeklettert waren, niederfallen ließen. Aber außer daß wir manche Beulen davontrugen, machten die starken Stöße auf den Boden, daß die Frau hereinkam und die plumpen Engel recht ernstlich ausschalt. Indessen kamen wir bald auf einen andern Ausweg, um uns schwebend über der Erde zu erhalten. Wir wählten passende Stangen aus, die wir wie Krücken benutzten, und bewegten uns hiermit über den Hof hin, in die Kreuz und die Quere, uns einbildend, daß wir flögen.

Wären wir doch hiermit zufrieden gewesen! — Aber das Verlangen, mehr von der Welt zu wissen, stürzte uns ins Unglück. Das Haus, das wir bewohnten, lag auf einem Hofe und war durch eine hohe Holzplanke von der Straße getrennt. Ein Theil des Hofes war ein Garten, wohl umschlossen und einem Notarius gehörend. Er war ein strenger Herr, und wir fürchteten ihn sehr.

Die Versuchung zum Bösen kam diesmal in Gestalt eines kleinen Ferkels. Wir sahen nämlich eines Tages, als wir unsere Spielstunde auf dem Hofe hatten, ein glückseliges Ferkel, das auf die gewissenloseste Art im Garten hauste. Spinat und Tulpen, Erdbeeren und Petersilie, alles warf es um sich her, indem es mit der Schnauze in der Erde umherwühlte. Unsere Entrüstung hierüber war

groß; nicht geringer unsere Verwunderung, wie das Thier hatte in den Garten kommen können, da das Thor geschlossen und das Staket so dicht war. Wir forschten genau nach und entdeckten endlich eine Lücke im Gartenstaket, welche von einigen aufgestapelten morschen Bretern fast verdeckt war, welche aber das Ferkelchen entdeckt und seinen Weg dadurch genommen hatte. Wir hielten es für sehr wichtig, das Ferkelchen bald aus dem Garten herauszuschaffen, und fanden dazu kein schnelleres Mittel, als auf demselben Wege hineinzukriechen — was sich ohne viele Mühe machen ließ; und jetzt jagten wir mit großem Eifer unsern armen Wegweiser heraus und brachten, so gut wir konnten, das, was er beschädigt hatte, in Ordnung. Die Oeffnung im Staket verschlossen wir durch ein Bret, konnten aber nicht der Begierde widerstehen, diese zugleich zu einem Durchgange für uns dienen zu lassen. Da wir nichts im Garten beschädigen und anrühren wollten, so hielten wir es für nichts Böses, in diesem Paradiese zuweilen etwas frische Luft zu schöpfen. Rings um das Gartenstaket war eine Hecke von Fliederbüschen gepflanzt, welche verhinderte, daß man uns von außen sehen konnte. Indessen war es doch sehr unrecht von uns, ohne Erlaubniß in eines andern Garten zu gehen, und bald mußten wir erfahren, daß alles Böse früher oder später unabwendbar seine Strafe mit sich führt.

Ein kleines Lusthaus stand im Garten neben der Planke, die diesen von der Straße trennte. Einige Buchen standen so nahe, daß Johanna und ich den kühnen Entschluß faßten, auf diese zu klettern, um so auf das Dach des Lusthauses zu gelangen und über die Planke hinaus auf die Straße sehen zu können. Gedacht, gesagt, gethan. Stolz, triumphirend und froh sahen wir uns nach einer Viertelstunde Arbeit auf dem vielverheißenden Dache und reichlich wurden wir für unsere Bemühungen belohnt. Wir hatten volle Aussicht über die

Straße, sahen ein und das andere mal eine alte Frau mit ihrem Milchkarren, zuweilen einen Herrn in einer Chaise und, wenn das Glück gut war, eine Dame mit Hut und Sonnenschirm. Und dies war noch nicht genug, wir übersahen auch in entlegener Perspective ein Stück der Drottninggata (Königinstraße) und hatten die unbeschreibliche Freude, eine Menge von Gehenden, Reitenden und Fahrenden vorbeischimmern zu sehen. Die ganze Welt schien sich dort zu bewegen. Nachdem wir dies einmal gesehen hatten, konnten wir nicht leben, ohne es mehreremal zu sehen.

Eines Tages — ich erinnere mich dessen, als wäre es gestern — hatten wir unsern hohen Posten eingenommen und guckten neugierig nach der Welt auf der Drottninggata hin. Auf einmal erblickten wir einen stattlichen Reiter zu Pferde und gleich darauf ein Gespann von weißen Pferden, die einen glänzenden Wagen zogen. Das muß die Königin, vielleicht der König selbst sein! Außer uns vor Freude, klatschten wir in die Hände und begannen laut zu jubeln. In demselben Augenblicke hörten wir den Notarius im Garten husten. Unser Schreck war außerordentlich. Wir wollten in der Eile von dem Dache herunter, um uns zwischen den Bäumen zu verbergen — aber in der Angst verfehlten wir die rechten Tritte. Johanna rollte wie ein Ball in des Notarius Erdbeerenbeet nieder und ich blieb mit dem Kinn an einem großen Nagel in der Planke hängen und schrie dabei wie unsinnig. Seht, hier ist noch die Narbe von dem Nagel zu sehen!

Hier ward die Erzählung durch das Hereinbringen des Abendbrots unterbrochen, und die Kleinen, nachdem sie mich vom Nagel hatten gut herunterkommen sehen, waren recht begierig, ihre lieben Pfannkuchen zu verzehren. Während der Mahlzeit stellten sie allerlei heilsame Reflexionen über ihr Schicksal im Vergleich mit dem soeben von mir erzählten an, und als die Raketen rauschten und krachten,

wagten sie nicht mehr darüber zu klagen, daß sie nicht auch deren Licht wahrnehmen konnten.

Ich komme zu Adelaide zurück. Nach viertägigem Weltleben hielt sie Wort in dem, was sie Alarich versprochen hatte, blieb zu Hause, war dadurch glücklich, glücklicher noch durch seine Zufriedenheit. Drei Tage gingen so freudevoll dahin. Der Abend des vierten kam; Graf Alarich wollte uns da etwas aus seinem Lieblingsschriftsteller Shakspeare vorlesen, und wir freuten uns alle darauf, besonders Gräfin Augusta, die in allem besonders gleichen Geschmack mit Alarich hatte.

Die Eiche und die Weinrebe.

Was von dem langsamen Fluß, der im Thale fließet und spiegelt
Jegliches, dem er vorbeiführt die krystallene Flut,
Forderst du Sprüng' auf zur Wolk' wie am Wasserspiele beim Schlosse.
Willst du des Wasserfalls stürmende Kraft und Musik?

Franzén.

Alarich war besonders glücklich an diesem Abend. Adelaide saß neben ihm; denn er las laut den Macbeth vor und ergötzte sich an dem Eindrucke, den er auf ihre junge, leichtbewegliche Seele hervorbrachte; er schien die schnellern Schläge ihres Herzens bei kräftigen Stellen zu fühlen, und hielt unwillkürlich an, um sie bei den schrecklichen Worten zusammenschaudern und erbleichen zu sehen, mit denen Lady Macbeth ihren zaudernden Mann zum Verbrechen aufreizt:

War's denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thatest — da warst du ein Mann,
Und wenn du mehr wärst, als du warst, du würdest
Um so viel mehr ein Mann sein! Da du mir's
Entdeckt, bot weder Zeit noch Ort sich an;
Du wolltest beide machen. — Beide haben sich
Von selbst gemacht. Dich haben sie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — ja, bei Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
Hätt' ich geschworen, wie du jenes schworst.

Gerade bei der interessantesten Stelle des Stücks hielt ein Wagen vor dem Thore, und das Eintreten der blutigen Lady Macbeth selbst hätte, glaube ich, mir in diesem Augenblick einen geringern Schreck verursacht, als das der Baronin. Sie kam jetzt und verlangte, daß alle Kinder, insbesondere Adelaide, sie begleiten möchten, um Tredes' Affen zu sehen, und sie beschrieb nun deren Aufzüge und Kunststücke so lebhaft und komisch, daß Adelaide herzlich zu lachen anfing und sagte: „Wir müssen die lustigen Thiere sehen! Das Schauspiel dauert ja nicht lange!“

„Eine Stunde höchstens“, sagte die Baronin, „und dann bringe ich euch alle wieder nach Hause.“

„O, wir müssen sie sehen!“ rief Adelaide aus, ohne auf Alarich's finstere Miene zu achten. Der Präsident gab seine Zustimmung, die Kleinen waren außer sich, auch Edla war neugierig. Alle gingen, sich anzukleiden. Gräfin Augusta zuckte die Achseln und folgte misvergnügt ihrem Vater, welcher sie bat, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, um einige ihre Angelegenheiten betreffende Papiere mit ihm durchzusehen. Die Fräulein kamen bald, für das Schauspiel angekleidet, zurück. Adelaide ging zu ihrem Bräutigam. „Sei nicht böse, ich bin bald wieder hier!“ Sie küßte ihn flüchtig und flog davon. Ich blieb allein mit Alarich. Er sah Adelaide mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, Misvergnügen und Unruhe nach, kreuzte dann die Arme über die Brust und lehnte sich ins Sofa zurück, indem er mit Bitterkeit und gleichsam vor sich selbst hin sprach: „Leichtsinn, Leichtsinn!“

„Jugend, Jugend!“ antwortete ich entschuldigend.

„Jugend“, entgegnete Alarich ernst, „ist nicht Leichtsinn. Man kann vergnügt sein, ohne unaufhörlich nach Vergnügungen zu haschen. Man kann auch in der Jugend edlere Vergnügungen lieben und seine Freude an etwas anderm haben als an kindischen Spielen und wilden Lustbarkeiten. Sich diesen blind hingeben, heißt nicht, seine Jugend genießen, sondern sie vergeuden, sich untauglich

machen für die edelsten Pflichten des Lebens, für die schönsten Genüsse desselben."

„Nicht immer", antwortete ich; „für einige Gemüther ist es ein wirkliches Bedürfniß, daß das wilde Jugendfeuer freie Luft bekomme. Ich kenne Personen, welche, in jugendlichen Jahren beinahe wild, später ebenso besonnen und achtungswerth als liebenswürdig geworden sind."

„Ich kenne auch Personen", antwortete Alarich, „welche von ihrer wilden Jugend in reifern Jahren zur wirklichen Verderbniß übergingen und noch vor ihrem Alter zur niedrigsten Stufe der Verächtlichkeit herabsanken."

„Ich werde Ihnen die Ursache davon sagen", sagte ich scherzend. „Sie hatten keinen Alarich zum Bräutigam oder zum Manne."

Ohne besonders auf meine Artigkeit zu achten, fuhr er mit steigender Bewegung fort:

„Und wenn sie ihn unglücklich machte, anstatt durch ihn besser zu werden? Wenn das bezaubernde, aber leichtsinnige Weib ihn ihrer feurigen und unsteten Seele nicht genügend fände; wenn sie an einem strengen Mentor keinen Gefallen fände, und von ihm wegeilte zu schmeichelnden Gaukelbildern, und ihn allein ließe mit seiner Weisheit und Tugend; — oder wenn sie auch ihn schwach machte; wenn die Furcht, ihre Liebe zu verlieren, ihn zum Theilnehmer und Beförderer ihrer Thorheiten werden ließe; wenn sie ihn verführte, allmählich sich selbst, seine Pflichten gegen den Staat zu vergessen; wenn sie ihn dazu brächte, sich selbst verachten zu müssen, und dann zum gerechten Lohn für seine Schwäche ihm Mitleiden und Verachtung schenkte —"

Hier stand Alarich heftig auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Ich hatte einen Bruder — einen einzigen Bruder, er liebte ein junges und schönes Mädchen, eine zweite Adelaide —"

„Eine zweite Adelaide?" unterbrach ich ihn mistrauisch.

„Ja, sie war bezaubernd und leichtsinnig wie sie. Während einer dreijährigen Ehe hatte ihre Eitelkeit und Zerstreuungssucht ihn zu dem Elenden gemacht, den ich soeben beschrieb. Da verließ sie ihn, und er schoß sich vor die Stirn."

„War sie Adelaide ähnlich, so war es sein Fehler, daß sie nicht glücklich wurden", sagte ich mit Bestimmtheit. „Adelaide ist ein Engel von Güte, sie wird im ganzen sich immer von dem leiten lassen, den sie liebt und achtet; aber dieser muß nicht jede Aeußerung ihres lebhaften Gemüths unterdrücken wollen. Erlauben Sie ihr zuweilen, Sie wegen flüchtiger Freuden zu verlassen, und sie wird mit verdoppelter Liebe zu Ihnen zurückkehren. Seien Sie zärtlich und zuweilen nachsichtig gegen sie, und Sie werden sie leiten können wie Sie wollen."

„Ein so schönes, so flüchtiges, so gefallsüchtiges Geschöpf wird sich weder durch Liebe noch durch Ernst leicht leiten lassen. Wenn Adelaide nur denken könnte —"

„Das kann sie", sagte ich. „Sie hält keine Reden, sie kann nicht moralisiren; aber wirft sie nicht während des Gesprächs Worte hin, so treffend, so voller Gefühle und Gedanken, Worte, die in einem Blitze die Frage beantworten, über die man grübelt?"

„Ja, Blitze hat sie vom wirklichen Geiste, aber gerade dies ist die gefährlichste ihrer Gaben. Geistesblitze bei einem Weibe wie Adelaide dienen öfter dazu, es zu verwirren als es aufzuklären. Könnte Adelaide nur über das Leben nachdenken, könnte sie nur dessen Gewicht, dessen tiefe, göttliche Wahrheit einsehen, — ja, könnte sie nur einen Grundsatz fassen und danach handeln, sähe ich nur mit der Zeit die Möglichkeit hierzu, so würde ich ruhiger sein. Aber das liegt durchaus außer ihrem Charakter und ihrem Gemüth. Sie ist keines Raisonnements fähig, sie folgt in allem den Eingebungen des Augenblicks, sie hat keinen Bestand in sich selbst. Sie ist weich, sie ist wahr, sie ist schwach; ihre Begierde, alle zufrieden zu stellen, und

mehr noch, ein gewisser Leichtsinn macht sie zum Spielball für aller Launen, mögen diese nun gut oder böse sein. Die Güte ist etwas Göttliches, aber Leichtsinn und Schwäche sind nicht Güte."

Ich fühlte mich verletzt. „Es muß lustig sein", sagte ich, „ein Medusenhaupt zu malen und es auf die Schultern seiner Geliebten zu setzen — gerade ein Liebesdienst, der des Dankes werth ist. Meine schöne, liebliche Adelaide! Der, welcher dich noch vor kurzem seines Lebens Blume nannte, sieht jetzt in dir nur ein schwaches und leichtsinniges Geschöpf!"

Alarich lächelte, als wäre er sich sowol seiner als meiner Uebertreibung bewußt, sagte aber dann mit einem traurigen Ernst:

„Haben Sie nicht von herrlichen, aber wurzellosen Blumen sprechen hören, die auf dem Wasserspiegel liegen und vor den Wogen hertreiben?"

„Sie sind in der That ungerecht gegen Adelaide", sagte ich mit Eifer. „Sie kennen sie wirklich noch nicht. Sie kann ihre eigene Meinung haben und kann, wenn sie will, ihren bestimmten Willen geltend machen. Ein Beweis hiervon, den ich anführen will, wird Ihnen vielleicht unbedeutend erscheinen, für mich ist er es nicht. Sie kann zum Beispiel von den Dienenden im Hause sich noch bessern Gehorsam verschaffen, als der Präsident selbst, und ist von ihnen ebenso gefürchtet wie geliebt."

„Ist es so?" fragte Alarich sichtbar zufrieden.

„Ja; denn wie weich sie auch ist, so kann sie doch auch schelten, und ist nie liebenswürdiger als dann; es liegt so viel Ernst und zugleich so viel Billigkeit in ihren Worten, die dann des Fehlenden Sinn treffen, sofern dieser nicht ganz verschroben ist. Und was wollen Sie wol aus Adelaiden machen? Ist sie nicht das Liebenswürdigste in der Natur? Ist sie nicht die Güte, die Liebe selbst, die Freude und das Leben, wo sie nur verweilt? Scheint sie nicht in der Welt da zu sein, um alles zu ver-

schönern und zu versöhnen? Und ihre Schönheit, ihre Talente scheint sie nur des angenehmen Eindrucks wegen, den diese andern verleihen, zu schätzen. Wissen Sie, ich habe sie in der niedern Kammer eines kranken und armen Mädchens — dies Mädchen liebte Musik bis zur Leidenschaft — mit derselben Sorgfalt und Vortrefflichkeit singen hören als auf den prachtvollen Festen, wo die königliche Familie zugegen war. Diese Art von Gefallsucht scheint mir ganz verzeihlich zu sein.“ Ich hatte mit Eifer und Unmuth gesprochen, denn ich fand ihn so ungerecht gegen Adelaide.

„Ja“, sagte er jetzt endlich milder, „sie ist gut, und Güte ist eine schöne Tugend; aber —“

Ich unterbrach ihn und, auf eine Stelle in Wilhelm Meister's Lehrjahren, die aufgeschlagen auf dem Tische lagen, hinweisend, las ich laut:

„Blos alle Menschen machen die Menschheit aus, blos alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Eine jede Anlage ist von Gewicht und muß entwickelt werden, aber nicht in einem, sondern in mehrern. Wenn einer das Schöne befördert, ein anderer das Nützliche, so machen diese beide zusammen einen Menschen aus.“

Ich fuhr hierauf fort: „Warum sollen wir vom Weinstocke verlangen, daß er feststehe und den Winden Trotz biete, wie die Eiche? Ist nicht ein jeder in seiner Art gut und vortrefflich? Lasset uns dem Weinstocke die Eiche zur Stütze geben und er wird sich um deren festen Stamm schlingen, mit ihr eins werden, so den Stürmen widerstehen und die schönsten Früchte hervorbringen. O, wie manches schön begabte Wesen, wie manche Adelaide wäre nicht von den Verirrungen der Welt gerettet worden, wenn sie sich früh an eine edle und feste Stütze hätte schließen dürfen!‘“

„Aber wenn die Stütze fällt, wenn, nachdem Adelaide meine Gattin geworden, ich sterben oder genöthigt sein sollte sie auf längere Zeit zu verlassen?“

„Der Weinstock hat noch einen Beschützer außer der Eiche", sagte ich.

„Und der wäre?"

„Die Sonne, welche das Leben der Pflanze entwickeln kann, wenn diese auch zur Erde gesunken ist."

„Lassen wir die Gleichnisse; sie treffen nur halb. Was meinen Sie?"

„Adelaide ist gottesfürchtig."

„Adelaide ist nur siebzehn Jahr alt."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß die religiösen Gefühle ihrem Alter angehören, daß das jugendwarme Blut ihr Herz für den Himmel schwellen macht, den der Religionsunterricht ihr soeben aufgeschlossen hat. Aber lassen Sie diesen Schwall sich legen, oder lassen sie die Genüsse der Welt und der Sinnlichkeit ihn in Anspruch nehmen, und wir werden bald sehen, wie der Himmel wegen irdischer Freuden vergessen wird, wie leer und arm das Leben werden wird, das nicht in dem kraftvollen Elemente des geordneten Denkens Wurzel gefaßt hat."

Ich war schmerzlich aufgeregt. „Sollten wir denn", sagte ich, „jeden Glauben an eine Tugend aufgeben, die nicht auf durchdachte Grundsätze, auf philosophische Ansichten von dem Leben und den Dingen gegründet wäre? O, Graf Alarich! da müßten wir an zwei Drittheilen der Menschen und besonders an dem weiblichen Geschlechte verzweifeln. Nein! Lassen Sie mich glauben, und Sie dürften es wol selbst erfahren, daß der gute Mensch in seinem Gefühle, das einmal erfaßt und durch die Wahrheiten der Religion erhellt ist, einen untrüglichen Wegweiser besitzt. Das ungelehrte, aber fromme Weib wird von ihrem Genius ebenso sicher zu einem heiligen Himmel geführt, wie der größte Philosoph von dem seinigen."

„Ich fordere nicht Gelehrsamkeit", sagte Alarich, „ich fordere gesunde Vernunft."

„Was Adelaiden fehlt, ist nicht gesunde Vernunft. Noch einige Jahre und —"

„Der Leichtsinn, der Leichtsinn!" unterbrach mich Alarich kopfschüttelnd.

Ich war jetzt dieses Themas etwas müde geworden.

„Ja", sagte ich seufzend, „gewiß ist Adelaide sehr leichtsinnig."

Er sah mich an. „Aber sie ist gut", sagte er, „engelgut; durch Zärtlichkeit und Ernst kann sie wol dahin geführt werden, sich das, was ihr jetzt fehlt, anzueignen."

„Ja, gewiß ist sie gut", sagte ich; „aber Sie haben recht, sie ist sehr schwach, sehr schlaff."

„Sie ist noch jung, ihre Seele kann gestärkt werden."

„Das liegt ganz außer ihrem Charakter. Sie ist leider dazu gemacht, aller Launen zum Spielball zu dienen. Sie ist eine wurzellose Blume, die vor Sturm und Woge dahintreibt."

„Sie soll an meiner Brust Wurzel schlagen", sagte Alarich mit Wärme und Innigkeit. „Ich werde sie stützen, ich werde sie lieben und festhalten."

„Ja, dessen wird sie bald überdrüssig. Sie hat einen zu moralisirenden Mentor. Sie läßt Sie bald allein mit Ihrer Weisheit."

„Das kann nicht geschehen!" rief er mit Hitze und erröthend. „Sie verkennen —" aber schnell sich besinnend und mich betrachtend, die ich jetzt einige Thränen nicht zurückhalten konnte, nahm er freundlich meine Hand, drückte sie und fuhr fort: „Ich sehe, Sie wollen sich rächen, und Sie haben recht, sie zu lieben. Lieben Sie sie, lieben Sie sie nur recht sehr", fuhr er mit Wärme und Bewegung fort. „Ich bin zu streng. Durch meines Bruders Schicksal erschreckt, bin ich mistrauisch und argwöhnisch geworden, vielleicht zu ernst für ein Wesen wie Adelaide. Sie liebt nicht das Ernste —"

„Ja", sagte ich, „sie beweist es. Sie ist gar zu ungern bei Ihnen, sie scheut Sie sogar."

Er lächelte, ward aber im Augenblicke wieder ernst und sagte: „Warum ging sie gerade jetzt fort, jetzt, wo ich den Abend mit ihr hinzubringen und mein Lieblingsvergnügen mit ihr zu theilen wünschte? — Und es im Stiche zu lassen wegen einiger Meerkatzen!"

„Die Geschichte da", sagte ich, auf Macbeth hinschielend, „ist gar zu ernst für ein siebzehnjähriges Mädchen, und ein Affenschauspiel ist noch etwas ganz Neues für Adelaide. Der Affe ist außerdem interessant als ein Naturspiel. — Nun aber, haben sie nicht gemerkt, wie seit einiger Zeit Adelaide weit mehr Aufmerksamkeit auf Gegenstände von höherm Interesse verwendet, besonders wenn Sie davon reden?"

„Ich habe es nicht gemerkt", antwortete Alarich, jedoch mit sichtbarer Freude über meinen großen Scharfblick. „Ich liebe sie innig", fuhr er mit starker Bewegung fort, „ja bis zur Abgötterei trotz aller ihrer Fehler. Aber gerade dieses Gefühl ist es, was mich erschreckt. Die Furcht, Adelaiden nicht genug zu sein, die Furcht, daß sie zu große Gewalt über mich erlangen und sie misbrauchen könnte, macht, daß ich oft denke, es wäre am besten —" er zauderte und fügte fast lautlos hinzu: „daß ich mich von ihr trennte, ehe es zu spät wäre."

„Sich von Adelaide trennen?" rief ich aus. „O, wie unzart kann nicht die Liebe der Männer sein, wie egoistisch sind nicht diese Philosophen!"

„Ich wollte für sie sterben", sagte Alarich, „aber nicht leben, um sie durch mich unglücklich, oder mich durch sie geschmäht zu sehen."

Jetzt hörten wir ein paar Zimmer von uns entfernt mit voller Stimme singen. Es war Adelaidens klare, junge Stimme. Sie kam hereingetanzt, froh wie die Maisonne, stutzte aber bei Alarich's Anblick, der, die Arme über den Tisch gekreuzt, unbeweglich dasaß und einen strengen und scharfen Blick auf sie heftete.

Sie näherte sich ihm nichtsdestoweniger, legte ihre Hand auf seine Schulter und sah ihm mit einem bezaubernden Ausdruck von Liebe und Unruhe in die Augen. Er öffnete ihr seine Arme, sie schlang ihre Arme um seinen Hals und legte mit kindlicher Anmuth ihre Wange an die seinige.

„Die Eiche und die Weinrebe“, dachte ich froh. Ich fühlte mich überflüssig und machte, was bei solchen Umständen machen zu können immer schön ist, mich unsichtbar.

Die Erziehung der Frauenzimmer.

Unser Haushalt ist unsere Republik,
Unsere Politik die Toilette.

Bleib bei deinen Bändern, deinem Zeug,
Deinen Stickereien und Kleidergarniren,
Und glaube, man kann Volk und Reich
Ganz wohl auch ohne uns regieren.

Madame Lenngren.

Es kommt mir oft so vor, wie die künstlichen Schalen, die die Schnecke um sich ablagert, dadurch in Ruhe bleibend vor den Einwirkungen des Lichts und der Elemente, welche möglicherweise das bebende Leben in seiner Armuth zerstören und den Eingang zu einem reichern, mehr umfassenden öffnen könnten.

Aus einem Briefe von B......n.

Auf Edla's Bitte hatte ich den Präsidenten vermocht, sie zu Hause zu lassen, wenn wir auf Bälle und in Gesellschaften fuhren. Aber bald war der Präsident hierüber unzufrieden, und ich mußte viele und lange Reden über die selige Frederike und ihre Principien mitanhören: daß sich junge Mädchen nie durch Ungewöhnlichkeiten auszeichnen müßten; daß auch das Gesellschaftsleben seine Ansprüche an den Menschen habe und der Mensch seine Pflichten gegen die Gesellschaft; daß Frauenzimmer sich

früh gewöhnen müßten, sich einem gewissen Zwange zu unterwerfen; denn auf der Fähigkeit, sich mit guter Miene nach den Wünschen anderer richten zu können, beruhe ihr Glück im Leben. Die beste Weise, sagte der Präsident, junge Leute menschenscheu und zu Misanthropen zu machen, wäre, ihnen zu erlauben, sich einzuschließen, u. s. w.

Schon längst war mir die selige Präsidentin mit aller ihrer Weisheit ziemlich langweilig erschienen, und mir ward ganz ängstlich zu Muthe, sobald der Präsident mit ihr hervorkommen wollte; aber da ich es nicht wagte, mich in eigener Person ihrem ehrfurchtgebietenden Schatten entgegenzusetzen, so sah ich mich nach einer Autorität um, die ich vor dem Präsidenten ihr entgegenstellen könnte. Ich fand diese auch; denn zu allem Glück hatte ich einen Schwager gehabt, Namens Stapplander, der Bürgermeister in Westerwik, früher ein Universitätsfreund des Präsidenten gewesen und von ihm wegen seines guten Kopfes und seiner Kenntnisse sehr geschätzt worden war. Wenn jetzt der Präsident mit der seligen Frederike hervorkam, so griff ich zum seligen Stapplander, und nicht wenig wunderte sich der Präsident — und nicht weniger würde der gute Mann selbst erstaunt sein, wenn er wiedergekommen wäre und gehorcht hätte — über die Gedanken und Reden von der Erziehung junger Frauenzimmer, mit denen er von mir beschenkt ward. Indessen hatte diese Methode ihre ganz gute Wirkung. Jedoch sagte der Präsident oft, wenn Edla von irgendeinem Souper zu Hause blieb: „Ich weiß nicht, wozu dies dienen soll! Auch spielt und zeichnet sie nicht mehr; sie erscheint kaum bei den Mahlzeiten. Was thut sie denn?"

Ich antwortete eine Zeit lang ausweichend auf alle diese Fragen, denn ich glaubte, daß der Präsident noch nicht gehörig vorbereitet wäre, um über Edla's Beschäftigungen Rechenschaft zu erhalten. Eines Tages ging er selbst zu ihr hinauf und überraschte sie mitten unter ihren Papieren und Büchern. Ganz blaß und ernstlich böse kam er zu

mir herunter, setzte sich mir gegenüber und begann mit feierlichem Ernste:

„Ich hatte geglaubt, daß die Person, die ich in mein Haus genommen, um für die Erziehung meiner Töchter zu sorgen, die Person, der ich das wichtige Amt anvertraute, meine selige Frau bei ihren Kindern zu ersetzen, — ich hatte geglaubt, daß diese es sich zum Gesetz machen würde, gewissenhaft die Principien zu befolgen, von denen sie in Kenntniß zu setzen ich mir angelegen sein ließ."

„Das mag Gott wissen", dachte ich.

„Ich habe geglaubt", fuhr der Präsident fort, „daß meinem herzlichen Vertrauen entsprochen werden würde, — ich hatte nicht erwartet, daß ich den Kummer haben würde, meine Töchter dazu ermuntert zu sehen, sich gegen meinen bestimmten Willen, meinen Geschmack und meine Freude aufzulehnen, — den Kummer, anstatt häuslicher und liebenswürdiger Frauenzimmer hochgelahrte, pedantische, tintenbekleckste in meinem Hause zu sehen —"

Ich war nahe daran, zu lachen, ward aber statt dessen ganz unvermuthet gerührt und antwortete mit Thränen in den Augen:

„Ich bin davon überzeugt, daß Sie Ihre Töchter glücklich sehen wollen."

„Und deshalb", antwortete er, „sollen sie in ihrem Berufe verbleiben, sollen sie ihrer Bestimmung folgen."

„Und was ist des Weibes Bestimmung, Herr Präsident?"

„Gattin und Mutter zu werden."

„Sollten denn alle, die kein Ehebündniß schließen, alle die, welche die Natur stiefmütterlich behandelt hat, alle, welche edler Pflichten halber, oder aus Neigung, oder aus welcher Ursache es auch sei, unverheirathet alt werden, sollte auch ich als Unverheirathete mit allen diesen meine Bestimmung verfehlt haben, sollte unser Leben zwecklos sein?

Der Präsident schwieg eine Weile, sagte aber dann lächelnd und mit einer kleinen Beugung des Kopfes, ich sei noch jung und würde wahrscheinlich noch meine Lebensstellung ändern.

„Wahrscheinlich nicht, denn ich bin arm und nicht schön.“

Der Präsident war so gütig, zu dem letztern eine Beifall verweigernde Miene zu machen; aber ich fuhr fort: „Und wenn auch ich mich verheirathen sollte, so gilt doch meine Frage hinsichtlich der Millionen Frauenzimmer, die sich nicht verheirathen. Sollten diese ihre Bestimmung nicht verfehlt haben, sind sie zu nichts in der Welt nütze?“

Da der Präsideut nicht antwortete, so fuhr ich fort: „Wenn wir dem Weibe eine verschiedene, der des Mannes unähnliche Wirksamkeit zuschreiben wollten, sollten wir diese nicht überhaupt in die mildernde, ordnende und belebende Kraft setzen, welche der Schöpfer vorzugsweise in das Weib niedergelegt zu haben scheint? Die Wirksamkeit des Weibes als Gattin und Mutter ist nur eine besondere Weise, vielleicht die vornehmste, in der diese Wirksamkeit hervortritt. Aber unzählige Lücken finden sich noch im Leben, die diese Kraft auszufüllen hätte. Viele derselben sehen wir von weiblicher Wirksamkeit ausgefüllt und segensreich gemacht, viele sind noch übrig. — Das Weib ist noch nicht für die Menschheit, was es sein könnte, und es ist noch nicht so frei und glücklich, wie es sein könnte.“

„Da haben wir wieder das alte Lied von den Rechten der Frauenzimmer“, sagte der Präsident. „Aber wenn ich auch zugebe, daß Sie recht haben, wenn ich auch zugebe, daß das Weib auch außerhalb der Ehe nützlich werden und glücklich machen kann, so sehe ich auch dieses nur in einer Wirksamkeit, die ihren Kräften analog ist. Es bleibt immer innerhalb des häuslichen Lebens, als Freundin, als Erzieherin, als Pflegerin der innern Angelegenheiten des

Hauses u. s. w. Aber sagen Sie mir, meine beste Demoiselle, was soll das Studiren von Philosophie und Dialektik dem Weibe helfen, um nützlicher und glücklicher in der Welt zu werden? Was, um Gottes willen, soll ein junges Mädchen mit Plato machen?"

„Von ihm lernen, geordnet und consequent zu denken; von ihm lernen, klar in sich selbst und in die sie umgebende Welt zu sehen."

„Und wohin wird dieses abstracte Denken sie führen? Dahin, untauglich zu werden für die Beschäftigungen und die Annehmlichkeit unsers Alltagslebens und pedantisch, disputirend und unerträglich. Welche Freude wird dieses Studiren ihr und andern bringen?"

„Die größte und dauerhafteste, die der Mensch genießen kann, die Freude, sich selbst und die Welt klar zu verstehen, ihren Platz in derselben und in der Wirksamkeit zu finden, die für ihre Anlagen passend ist. Die Folge davon ist Genuß ihrer selbst und ihres Lebens und das Vermögen, ihre Kraft für andere wirksam zu machen. Die Glückseligkeit selbst ist ja nichts anderes als eine unsern Bedürfnissen angemessene Wirksamkeit."

„Was soll Edla mit Plato machen?" sagte der Präsident ungeduldig.

„Sie soll durch seine Mithülfe ihre herrlichen Verstandesgaben entwickeln und in dem Denken über die Welt einen vollen Ersatz für das finden, was von den zartern Genüssen des Gefühls und der Sympathie ihr das Glück versagt hat. Edla ist häßlich, von einem stillen und zurückhaltenden Wesen; sie wird nicht leicht geliebt werden. Das Schicksal versagte ihr die lieblichen Taubenfreuden des Menschen auf der Erde; nun wohlan, sie soll sich als Paradiesvogel über sie erheben."

Der Präsident sah zum Fenster hinaus; ich sah, daß er gerührt war. Nach einem Augenblicke sagte er:

„Gibt es nicht andere, näher liegende Mittel, um sie Ersatz finden zu lassen, als philosophische Studien? Sind

nicht Talente, weiblicher Fleiß, das Gesellschaftsleben und vor allem die Genüsse, welche die Religion und ein wirksames Wohlthun verleihen, sind dies nicht noch zweckdienlichere Mittel?"

„Ja, für viele Menschen! Nicht für Edla. Wäre sie schön und anmuthig, so würde ich nicht so ganz zu dem Wege rathen, den ihre bestimmten Anlagen als den einzig richtigen für sie zeigen. Edla hat einen starken und forschenden, einen wirklich männlichen Geist."

„Ja, ja", sagte der Präsident seufzend, „den hat sie von ihrem Vater." Er schien dies nicht so gar schlimm zu finden.

Ich fuhr fort: „Edla hat keine Talente. Sie macht ja weder in der Musik, noch im Zeichnen Fortschritte. Ueberhaupt, wenn das Talent wirklich eines Menschen Leben erfüllen soll, muß er vom bloßen Kunstliebhaber sich zum Künstler ausbilden können. Für weibliche Arbeiten hat Edla weder Anlage noch Neigung —"

„Und weil sie nicht Lust hat, etwas zu thun", unterbrach mich der Präsident, „soll man ihr vielleicht gestatten, unthätig zu sein? Demoiselle Rönnquist, ich kann mich in diese Ideen nicht finden! Ganz anders dachte meine selige Frederike. Sie hielt dafür, daß die Erziehung mit oder gegen des Kindes Willen alle die Kräfte entwickeln müßte, die im Menschen lägen, sowie die Gymnastik durch allseitige Uebung alle Glieder des Menschen ausbildet. Das Kind kann aus Unverstand dem widerstreben, wird aber in reifern Jahren finden, daß es nur auf diesem Wege ein völlig entwickelter Mensch geworden ist."

„Das Kind, aber nicht der junge Mensch muß gezwungen werden. Der selige Stapplander sagte, daß in dem Kinde die Anlagen schlummerten und unter allseitiger Uebung geweckt werden müßten, damit der Mensch sich dieser bewußt würde. Aber bald sieht man eine Anlage vor den andern hervorragen, und je weiter der Mensch in der Entwickelung fortschreitet, desto mehr muß er diese

eigene Anlage ausbilden — vorausgesetzt, daß sie auf etwas Gutes gerichtet ist — mit Hintansetzung (selten mit gänzlicher Vernachlässigung) von niedern Fähigkeiten und Talenten; Stapplander sagte, daß sonst der Mensch Gefahr liefe, für sein ganzes Leben ein Invalide, ein formloses Wesen zu werden, das nicht einmal sich selbst gefaßt hätte. Edla soll sich nicht der Unthätigkeit hingeben, im Gegentheil, sie soll mehr als jemals, aber in einer bestimmten Richtung arbeiten; sie soll nicht in einer vielseitigen Wirksamkeit ihre Kraft zersplittern, sie soll sie zu einem gegegebenen Ziele sammeln."

„Stapplander glaubte also", sagte der Präsident gedankenvoll, „daß jeder Mensch seine eigene bestimmte und mitgeborene Anlage hätte?"

„Ja; aber er glaubte, daß diese Anlage oft spät, oft gar nicht während dieses ganzen Lebens deutlich beim Menschen hervortrete. Die Ursachen können vielfach sein; am öftersten liegen sie in der mehr einschränkenden und abstumpfenden als befreienden Kraft der Erziehung. Das gilt vorzüglich hinsichtlich der Erziehung der Frauenzimmer. Indessen ist dies nicht der Fall bei Edla: ihre natürlichen Anlagen sind ebenso von einer innern Nothwendigkeit bestimmt, wie es ihr Leben von einer äußern zu sein scheint. Von ihrer Religion wird Edla erst dann vollen, wirkungsreichen Genuß haben, wenn sie über das, was andere nur mit ihrem Gefühl aufzufassen brauchen, nachdenken und es klar verstehen kann. Und das Gesellschaftsleben — wie sollte Edla hieran Vergnügen finden, da ihr Aeußeres und mehr noch ihr Gemüth alle von ihr entfernen. Man kann sich den leichten und gefälligen Gesellschaftsgeist ebenso wenig geben, wie man sich Schönheit geben kann. Aber lassen Sie Edla ihre schönen Verstandsgaben ausbilden, lassen Sie sie in der Welt und deren Einrichtungen mehr heimisch werden, lassen Sie sie gründliche Kenntnisse gewinnen, und sie wird dann Genuß vom Gesellschaftsleben haben, wenn auch auf eine andere als die gewöhn-

liche Weise. Sie wird dort eine Menge von Gegenständen für ihr Nachdenken finden, sie wird viele Menschen treffen, die sich glücklich fühlen, eine lehrreiche Unterhaltung zu führen, und sie wird auf einem erhabenen Standpunkte aus dem Wechselvertrage zwischen Menschen den Genuß schöpfen, welcher einer der größten des Lebens ist. Ich bin gewiß, daß auch Sie dann große Freude an Ihrer Tochter haben werden."

„Mag es sein", sagte der Präsident, „daß sie in der Stadt einigen Genuß von ihrer Gelehrsamkeit haben kann; was aber soll sie damit auf dem Lande machen — an einem einsamen und entlegenen Orte, wo ich mich künftig niederzulassen gedenke?"

„Gerade auf dem Lande wird sie von ihren Kenntnissen die größte Freude haben. Sie hat große Neigung für die Naturwissenschaft, und diese scheint vor allen andern für das Weib besonders passend zu sein. Der selige Stapplander sagte: Bei dem feinen Takte, der dem Weibe eigen ist, bei ihrem Instincte, der bis zur Divination klar ist — wie unendlich viel Gutes könnte es nicht mit einer größern Kenntniß von dem Organismus der Natur und von der Anwendung ihrer Producte wirken? Und neben dem Genusse, in die Mysterien der Natur eingeweiht zu werden, könnte sie gerade dadurch auch den sich erwerben, den eine wirksame Wohlthätigkeit verleiht. Das der Naturwissenschaft kundige Weib könnte leicht des Landmanns guter Genius werden."

„Ja, und sein Doctor und Quacksalber u. s. w. Des einen Ruin, des andern Spott. Meine beste Demoiselle Rönnquist, man mag für die Gelehrsamkeit sagen, was man will: was wird doch am Ende aus diesen unsern gelehrten Damen? — Stehen sie nicht überall, wo sie auftreten, wie misglückte Figuren da, ebenso unerträglich wie lächerlich?"

„Ja, in Büchern! Aber finden wir sie jetzt in der Wirklichkeit oft so, wie in Büchern? Und stehen sie nicht

gerade deshalb als solche da, weil sie in der Wirklichkeit nicht dasjenige besessen haben, was man ihnen geben sollte, nämlich gründliche und wahre Kenntnisse, — weil ihre natürlichen Anlagen im Finstern und gegen Hindernisse kämpfen mußten, die sie, einsam und ohne Schutz, zu überwinden nicht die Kraft hatten? Die Menschen nahmen das Mislungene für das Unmögliche, sahen in den Fehlgriffen Fehler der Richtung selbst und verwarfen den Weg, auf den sie selbst die Steine geschleudert hatten, und mehr als einmal wurden die Weiber, gleich den kühnen Titanen, von den höhern Regionen, die sie erobern wollten, vertrieben; mehr als einmal wurden sie, bald mit Hohn, bald mit artigen Ermahnungen in die Küche und an den Spinnrocken verwiesen; doch diese Zeiten der Schwäche bei den Starken sind längst vorbei. — Wie viel Gutes das Weib für die Menschheit wirken kann, wenn es mit gründlichen Kenntnissen und Klarheit des Geistes ins öffentliche Leben hervortritt, das zeigt unter vielen andern Englands Miß Martineau. Aber auch ohne ins öffentliche Leben hervorzutreten, scheint das Weib in unserer Zeit mehr als je dazu berufen zu sein, ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihr Denken zu befestigen. Wie manche Mutter wird nicht veranlaßt, ihres Sohnes Erziehung zu leiten; wie mancher edle Mann sucht nicht in seiner Gattin eine Freundin, die sein Streben verstehen, durch liebevolle Theilnahme seine Wirksamkeit beleben und das zu theilen vermag, was er für die hohen Interessen der Menschheit fühlt!"

„Und muß man nothwendig Plato lesen, um dies zu verstehen?" sagte der Präsident mit sarkastischer Miene. „Gibt es keinen Weg zum Lichte als nur durch Plato?"

Ich antwortete: „Wenn es sich darum handelt, einen jungen Menschen in Stand zu setzen, sich selbst seine innere und äußere Welt zu ordnen, einen Ueberblick von ihrem Ganzen und ihren Theilen und Einsicht in deren Leben und Zusammenhang zu erhalten: so weiß ich ihn

an keinen bessern Lehrer zu weisen, als an den eben genannten, wenn er nämlich im Stande ist, ihn zu verstehen. Er ist überdies ein Lehrer, der zum Nachdenken anleitet."

„Lassen Sie sie indeß, meine gute Demoiselle, nicht davon reden, daß sie ihn liest, denn sie kann sich sonst auf eine reiche Ernte von Spott von seiten der meisten Menschen gefaßt machen."

„Und was macht das, Herr Präsident? Lassen Sie die Menschen lachen; aber lassen Sie Edla lernen und sich früher oder später des Beifalls der Klugen und Denkenden erfreuen. Aber Kenntnisse sind nicht nur deshalb gut, weil sie Mittel gewähren, um sich Achtung zu erwerben; nicht einmal blos wegen ihres wirksamen Nutzens: sie machen ihren Besitzer für sich selbst glücklich; sie schaffen ihm sein enges Zimmer zu einer reichen Welt um, und bei seiner einsamen Lampe kann er den Reichthum der Schöpfung Gottes, welcher in dem Leben des Geistes und der Natur waltet, vor seinem bewundernden Blicke erscheinen lassen. Und die Welt, die er versteht, worin seine Gedanken leben, wird ihm lieb werden, und er wird, wenn auch arm an Gold und an der Liebe der Menschen, doch genug und mehr als genug haben. Die Welt ist voller Beispiele, welche zeigen, daß das Leben keinem so reich und werth ist als dem Denker. Unschuldig und glücklich auf Erden zu leben, Herr Präsident, ist schon so schön —"

„Machen Sie mir Edla nur zu keinem pedantischen und anspruchsvollen Weibe", sagte der Präsident; „solche dulde ich nicht!"

„Ihr reiner weiblicher Sinn, ihre Schüchternheit und vor allem der Ernst, die Frömmigkeit und Andacht ihrer Wißbegierde werden sie davor bewahren."

„Und wenn Edla Lust und Neigung zu Kriegsthaten hätte — würden Sie einen General aus ihr machen wollen? Oder, wenn sie entschiedene Lust zur Anatomie hätte, einen Professor der Anatomie? Demoiselle gehören vermuthlich zu den Saint-Simonisten, und Demoiselle wollen,

wie diese, überall im bürgerlichen Leben dem Weibe dieselben Privilegien wie dem Manne geben."

(Der Präsident demoisellirte mich immer sehr, wenn er unzufrieden mit mir war.)

„Nein, gewiß nicht", antwortete ich, „denn daraus entstände Unordnung und keine Harmonie. Solche Neigungen, wie Sie eben nannten, sind, glaube ich, als wirklich falsche Richtungen beim Weibe zu betrachten und könnten vielleicht leicht genug berichtigt werden. Sie treten außerdem so selten hervor, daß wegen Ungewöhnlichkeiten bei einigen wenigen nicht das Wohl des Ganzen verrückt würde; und das Wohl des Ganzen gründet sich darauf, daß ein jeder seinen von Gott und der Natur ihm angewiesenen Beruf im Leben erfülle."

„Und doch klagen die Weiber seit Anbeginn der Welt bis auf unsere Tage, daß ihre Rechte durch den Despotismus der Männer beschränkt würden. Doch wollen Sie selbst Edla zu einem Philosophen machen, — warum nicht ebenso gern zu einem General oder einem Professor der Anatomie, wenn sie Lust dazu hätte? Ich sehe nicht ein, warum nicht?"

„Es gibt einen factisch gegebenen, großen Unterschied zwischen einer Wirksamkeit, wie es z. B. die Entwickelung des Lebens in der Welt des Gedankens ist, welche nicht im geringsten das Weib aus dem ihr vom Schöpfer angewiesenen Platze verdrängt, welche blos ihre Welt und ihr Wesen ihr selbst verklärt und sie andern interessant macht; es ist ein großer Unterschied zwischen einer solchen Wirksamkeit und zwischen Beschäftigungen, deren Ausübung das Eigentliche der Weiblichkeit wegnehmen würde, ihre echte Schönheit und, wenn ich so sagen darf, den edlern Nutzen ihres Lebens. — Was die Klage meines Geschlechts betrifft, so erlauben Sie mir, Herr Präsident, zu sagen, daß niemals etwas unaufhörlich während Jahrtausenden bestanden und sich wiederholt hat, ohne einen wahren Grund zu haben. Das Weib hat wirklich noch

von der Menschheit und von der allgemeinen Meinung eine Erweiterung ihres Wirkungskreises und Elemente für ihre mannichfaltigen Kräfte zu fordern. Doch soll sie keineswegs die Wirkungssphäre der Männer erobern, das wäre das gemeinsame Unglück beider Geschlechter."

„Ja, ja", sagte der Präsident, „aber es ist gerade ein solches Unglück, wie es die Prätensionen der Frauenzimmer jetzt auf die Bahn zu bringen scheinen."

„Man kläre sie auf", sagte ich, „und die Gefahr wird vorüber sein. Man gebe ihnen, was ihnen zukommt, und sie werden nicht mehr klagen. Gerade in dieser Zeit, wo die Ehen immer seltener werden, erscheint es immer nothwendiger, dem Weibe eine von der Ehe unabhängige Wirksamkeit zu sichern — und ihm die Möglichkeit zu verschaffen, in Klarheit und Freuden durch sich selbst bestehen zu können."

„Und warum sind die Ehen so selten, Demoiselle Rönnquist? Ja, gerade wegen der übertriebenen Ansprüche der Weiber. Früh werden des Mannes Kräfte von bürgerlicher Wirksamkeit in Anspruch genommen; er soll sein Brot verdienen und muß die schönen Wissenschaften für ernstere und oft langweilige Beschäftigungen verlassen; und wenn es ihm durch Fleiß und Mühen geglückt ist, festen Fuß im Leben zu fassen, und er dies mit einer Gattin theilen will, so findet er blos feine und vornehme Damen, die nichts weiter zu thun hatten, als belesen und talentvoll zu werden, und die den redlichen Mann viel zu roh finden, ebenso wie er sie viel zu fein findet. Unsere Frauenzimmer, Demoiselle Rönnquist, sollten mehr Verstand haben. Sie sollten ihre Bildung nach dem Manne richten, mit dem sie Aussicht hätten, sich zu verbinden — sie sollten so klug sein, ihm etwas nachzugeben, und wir würden mehr und glücklichere Ehen haben."

„Verbildung ist nicht wahre Bildung", antwortete ich. „Das mit Talenten und Anmuth begabte Mädchen, welches den redlichen und geschickten Mitbürger für roh hält,

ist ein verbildetes Geschöpf. Sollten ihre Gaben ihr nicht gerade dazu dienen, den Kreis zu beleben, in dem er lebt? Er gibt ihr Schutz und einen Wirkungskreis; ihr liegt es ob, ihm Wohlbehagen und Freude zu verleihen. Aber kein Mensch soll im Wachsthume aufgehalten werden, damit ein anderer aufkommen möge. Uebrigens liegen das rechte Gedeihen und die rechte Kraft wol nicht in der Entwickelung der feinen Bildung — also in dieser Hinsicht nicht auf Seite des Frauenzimmers. Vielleicht auch müssen wir die Seltenheit der Heirathen andern Ursachen als einem solchen Misverhältnisse zuschreiben; vielleicht gibt es auf gewissen Theilen der Erde mehr Menschen, als diese erhalten kann. — Ja, es ließe sich viel über diesen Gegenstand sagen; aber, Herr Präsident, wie viel unglückliche Ehen weniger, wie viel glückliche Menschen mehr würde es nicht in der Welt geben, wenn dem Weibe eine größere und freiere Wirksamkeit erlaubt wäre, wenn die ungleichen Anlagen, die im Geschlechte liegen, gründlich ausgebildet und weise benutzt würden! Staat und Familienleben würden dadurch gewinnen; es würden nicht so viele gute und edle Kräfte, wie jetzt so oft geschieht, aus Mangel an Nahrung in Todesschlummer versinken oder zu Friedensstörern ausarten; wir würden nicht so viele Nullwesen in der Welt sehen, die doch an diesem Gefühle leiden. In Wahrheit, es gibt Augenblicke, wo das lutherische Weib die Katholiken um ihre Klöster beneiden kann, so finster und misverstanden diese Zufluchtsörter auch sein mögen."

„Bah, bah! Sophismen, Sophismen, meine beste Demoiselle!" sagte der Präsident, indem er aufstand. „Nun, machen Sie mit Edla", fuhr er fort, „was Sie wollen, und womit sie zufrieden ist. Aber was ich mir ausdrücklich vorbehalte, ist, daß Sie mir aus den Kleinen keine gelehrten Damen machen. Versprechen Sie mir dies, Demoiselle Rönnquist?"

Ich konnte es dreist versprechen, denn die Kleinen

hatten sehr wenig Lust zu lernen, soviel Quecksilber sie übrigens in ihrem Wesen hatten. Der Präsident ging, stand aber in der Thür still und sagte, indem er nach dem Dache hinaufblickte:

„Wenn Edla Bücher nöthig hat, oder wenn sie noch einiger Privatstunden bedarf, so benachrichtigen Sie mich davon, Demoiselle Rönnquist!"

Ich versprach es dankend, und froh über Edla's Emancipation, eilte ich, sie davon in Kenntniß zu setzen.

Der Geist der Liebe.

Des Lebens Sphären sind sich nicht mechanisch untergeordnet, sondern sie sind innerlich Glieder voneinander. Und wenn der Mann sich am Busen des Weibes heimisch fühlt, das Weib an des Mannes Brust, so ist es der Widerklang seines geahnten Himmels, dem er hier lauscht, und die Ahnung höherer Kraft, welche sie an ihn bindet — sie sind beide Sonnen füreinander.

B . . . n.

Unterdessen kam der Frühling. Mit einem Liebesblicke von Gott lächelte die Sonne über der Erde; sie empfand es, erwachte aus ihrem Schlafe und hauchte ihr Morgengebet in der stillen, aber duftenden Sprache der Blumen hervor.

Ich möchte wol wissen, was in deinem Schose vorgeht, o Erde, wenn deine Vögel zu singen anfangen, deine Wogen zu tanzen; wenn du dich in ein Gewand kleidest, so schön, daß selbst während der Schatten der Nacht die Sterne des Himmels und des Menschen Auge dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleiner geflügelter Wesen aus deinen Blumenbeeten aufsteigen und die Luft mit dem harmonischen Geräusche ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudezuckungen alle deine Adern durcheilen, wenn die ganze inspirirte Natur e i n Liebesblick und e i n Freudenhymnus ist, — ich möchte wol wissen, ob du die Freude

fühlst, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du aushauchst! Was ich weiß, ist, daß du dem Herzen des Menschen neues Leben gibst, seinem Blute einen raschern Umlauf, daß du seinen Geist von des Lebens drückendem Grauwinter befreiest, daß er am Busen der Natur ruhend eine Wonne empfinden kann, die von allem andern unabhängig ist, ein reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben. O könnte ich jeden am Gemüthe oder Körper Erkrankten in den Frühlingsmorgen hinausführen, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn schauen lassen den dunkelblauen Himmel und alle die ruhige und lebende Herrlichkeit, welche die Erde erzeugt; ihn fühlen lassen die Wärme im Sonnenstrahle, die balsamische Kühlung des Windes, alle diese innerliche Güte in der Luft und der Natur, welche zum Herzen spricht mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blicke von Gott! Gewiß würde hier der Unglückliche für einen Augenblick die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan; die Qualen vergessen, die an seinem Lebensfaden zerren; selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzeihung glauben, der oft Betrogene würde aufs neue hoffen; gewiß würde der Sohn der Leiden noch vor seinem Tode einige Stunden sorgenfreier Glückseligkeit genossen haben; er würde an seinem Abende auf diesen Frühlingsmorgen zurückblicken können und sagen: „Auch ich bin auf der Erde glücklich gewesen!“

Es ist Frühling im Norden, und aller Städte Bewohner werden zur ländlichen Feier zu Gaste gebeten. Veronica und Stelleria haben den prachtvollen Teppich gewirkt, der den festlichen Tisch bekleidet. Die Mittagsfackel ist angezündet, der Vogel mit den melodischen Seufzern — die wandernde Stimme — und die jubelnde Lerche rufen hinaus zu den laubreichen Hainen, zu den sonnenbeglänzten Feldern, sie singen: „Kommt, kommt! Herrlich ist das Leben auf dem Lande!“ Und der Städte Thore öffnen sich, und eine unzählbare Volksschar strömt heraus — aus dem Engen ins Freie. Hier sehen wir die Familien-

kalesche mit Papa und Mama und kleinen Söhnchen und Töchterchen zwischen Bündeln und Packeten eingepflanzt; hier das bescheidene Eingespann, mit Vater und Mutter und dem Kleinen, das eng dazwischen sitzt; hier die stattliche Kutsche mit dem Hofmarschall, der Gräfin und dem Papagai. — Wohin wollen sie alle? Aufs Land, aufs Land, zu Gut und Hof, Orangerie, Fasanerie, Brennerei u. s. w. u. s. w. Wer will sie zählen, alle die wogenden Wagen, welche mittagslustige Herren nach den Wirthshäusern im Grünen hinausführen? Welche Gesundheiten dort dem Andenken Bellmann's! Lasset uns die Fußgänger betrachten, die aus Stockholms Thoren hinauswandern, um das Leben in den schönen Umgegenden zu genießen. Hier haben wir die gemüthliche Handwerkerfamilie, welche hinausgeht, ihr Eßbündel auf den grünen Matten des Thiergartens aufzudecken; hier ein liebendes Paar, welches geht, um Vergißmeinnicht zu pflücken und seine Namen am Fußgestelle irgendeiner Statue im Parke zu Drottningholm aufzukritzeln. Seht diese elegante Gesellschaft! Damen mit Parasolitten, Herren in Fracks stehen, Spreezweige in den Händen, um die große Urne bei Rosendal, schwatzen und schauen sich um, ob die Königlichen wol erscheinen werden. Wollt ihr mehr ausführlichere und witzigere Zeichnungen, so seht weiter bei Hjalmar Mörner; — nur noch einige flüchtige Conturen von den freundlichen Auftritten des Frühlings.

Junge Mädchen tanzen mit leichten Füßen hinaus auf die Fluren, vergessen alle Eitelkeit, womit sie das Weltleben befleckt hat, und Blumen unter den Blumen werden sie einfach, schön und schuldlos wie diese; sie schließen Freundschaft; sie binden Kränze, preisen Gott und sind glücklich. Die jungen Männer schwärmen hinaus durch Wälder, Wind und Wogen, — die Kraft, welche die Natur durchströmt, steigert das Leben in ihrer Brust; sie glauben, die ganze Welt gehöre ihnen; jede Morgenröthe, jede goldene Abendwolke schreibt ihnen eine Verheißung

von Sieg und Ehre. Und die Alten — auch sie gehen aus, gestützt auf den Arm eines Sohnes, öfter einer sorgenvollen Tochter, noch öfter vielleicht auf eine Krücke; sie gehen hinaus, um in der Sonne sich zu wärmen, auf einer Bank zu sitzen und den Gesang der Vögel zu hören und die frische Luft einzuathmen; sie freuen sich mit der Sonne, die Glücklichern unter ihnen freuen sich an der Freude ihrer Enkel. Und die Kinder — die Kinder, o ihr kleinen, lieblichen, schönen, unschuldsvollen Wesen, Gottes und der Menschen Lieblinge, für euch scheint der Frühling geschaffen zu sein und ihr für den Frühling; wenn ich euch unter den Blumen erblicke, umtanzt von glänzenden Schmetterlingen, so weiß ich nicht, was wol die höhere Welt Schöneres haben könnte!

Auch die Familie des Präsidenten folgte dem Rufe des Frühlings. Wir verließen die Stadt, und am Ende des Maimonats befanden wir uns auf des Präsidenten schönem Landgute einige Meilen von Stockholm. Hier gab es keine Prachtwohnung, aber der Aufenthalt hier war unendlich gemüthlich. Die Lieblingsstelle der Familie war eine kleine, schöne, mit Gemälden und einigen schönen Marmorstücken geschmückte Galerie. Adelaide schmückte sie jeden Tag mit frischen Blumen. Adelaide lebte immer völlig in der Gegenwart, und hier auf dem Lande, von weltlichen Vergnügungen und Zerstreuungen getrennt, war sie noch einmal so liebenswürdig wie in der Stadt. Hier ward sie Alarich's aufmerksame Schülerin, und die Natur, deren Mysterien er ihr deutete und deren Liebesleben sie ihn kennen lehrte, ward ihnen beiden doppelt lieb und werth. Hier weihete Pygmalion seine Galathea zu einer höhern Liebe ein, hier schlug ihr junges Herz von unendlich süßen Ahnungen. Eva erwachte an Adam's Brust, er sah sein Bild in ihrem Auge verklärt, und Eden umschloß sie beide, und Vögel und Blumen und flüsternde Winde schienen mit ihnen zu bezeugen: „O, wie lieblich ist es, zu lieben!“

Hier machte ich des Morgens lange Wanderungen mit den Kleinen und ließ sie eine nähere Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Natur anknüpfen, in deren Schose sie einst als Frauen so vielen Trost und so viel reine Glückseligkeit sollten finden können. Es war eine Freude, die kleinen, schönen und lebendigen Kinder umherspringen und Blumen pflücken zu sehen, die ich, die schwedische Flora in der Hand, betrachtete, benannte und mit deren Eigenschaften ich die kleinen Botaniker bekannt machte.

Hier hatte ich auch Gelegenheit, Graf Alarich's Charakter und Gemüth näher kennen zu lernen. Ich studirte sie mit einer Aufmerksamkeit, die meine Liebe zu Adelaide hervorrief, und ich war nicht immer zufrieden, ja manchesmal empfand ich eine unruhige Ahnung wegen Adelaidens Zukunft. Alarich war ein edler und kraftvoller Mann, aber heftig von Gemüth und geneigt, einen despotischen Willen zu haben; er war zuweilen argwöhnisch und dann oft unbillig. Dennoch liebte er Adelaide gar zu stark und heftig, und so sehr er auch Philosoph war, so huldigte er doch ihrer Schönheit und war zuweilen ein Sklave unter ihrer Herrschaft. Er wollte außerdem Adelaide gar zu ausschließend blos für sich haben; es gab Augenblicke, wo er dem Vater, den Schwestern und Freunden ihre Gesellschaft, ihre freundlichen Blicke misgönnte, ja wol nicht einmal die Sonne sie ansehen durfte. Wenn wir ausgingen, so wollte er, daß sie einen dichten Schleier trüge; er wollte sie in seiner Nähe, wie ein Geheimniß, nur ihm bekannt, haben; er hätte, glaube ich, gewünscht, ihr Herz und ihre Person hinter Schloß und Riegel halten zu können. Diese Herrschsucht über Adelaide schien zuzunehmen, mit jedem Tage ruhte sein Blick strenger auf ihr und es zogen sich seine Augenbrauen schneller zusammen, wenn er auch nur in der Entfernung den jungen Otto zu Gesicht bekam, und mit jedem Tage wurden seine Launen schwerer zu ertragen. Adelaide war die einzige von uns, die es nicht merkte. Sie liebte zu sehr, war zugleich zu flüchtigen Sinnes und

ließ sich überhaupt nicht im geringsten durch Alarich's despotischen Geist unterjochen. Mit unbeschreiblicher Zartheit gab sie zuweilen seinem Willen oder seinen Launen nach, und es schien ihr Freude zu machen, sich beherrschen zu lassen; ein anderes mal war sie Despot, und mit einer bald spielenden, bald trotzigen Anmuth widerstand sie seinem Willen und zwang ihn durch eine Art Zaubergewalt, dem ihrigen zu gehorchen. Wenn aber Graf Alarich seine bösen Stunden hatte, so mußte man doch anerkennen, daß er während seiner guten reichen Ersatz dafür gab. Niemand konnte dann einnehmender sein als er, niemand einen noch wohlthuendern Einfluß auf aller Gemüther ausüben.

Es war während einer dieser guten Stunden, daß wir an einem schönen Abende, im Anfange des Juni, einen Spaziergang in der schönen Gegend unternahmen. Adelaide ging an Alarich's Arme. Er ward mild und froh; seine Stimme, wenn er sprach, war unbeschreiblich lieblich, und er betrachtete Adelaide mit inniger Liebe. Wir gingen in einem Thale, das von Bergströmen durchschnitten war, die Luft war warm, und mit innerm Wohlbehagen sah man die kühlen, dunkelgrünen Wellen und hörte ihr Brausen. Adelaide nahm den Hut ab und ließ einen Augenblick den aufsteigenden Silberstaub der Wogen ihr Gesicht und ihr schönes Haar benetzen.

„Sieh, wie perlenumkränzt du wirst!" sagte Edla, welche jetzt ihre schöne Schwester mit neidlosem Entzücken betrachtete. „Ich sah dich heute Nacht im Traum mit Perlen in den Haaren."

„Perlen", sagte Adelaide, „bedeuten Thränen", und schnell, wie von einer traurigen Ahnung hervorgerufen, flossen wirkliche Thränen über ihre Wangen. Alarich ward unruhig, wir alle traten um sie herum, und in diesem Augenblicke schenkte sie uns eins ihrer freundlichsten und schönsten Lächeln, trocknete ihre Thränen, und wir setzten unsere Wanderung fort; aber wir waren alle betrübt, wir

wußten nicht warum. Am Ende des Thals kamen wir zu den Ueberbleibseln einiger niedergebrannter Häuser. „Hier", erzählte Adelaide, „hat vor einigen Jahren ein Bauerhof gestanden. Das Feuer war dort während der Nacht ausgebrochen. Der Mann war nicht zu Hause, und mit Mühe glückte es der Hausfrau, sich und ihre drei Kinder aus den Flammen zu retten. Einige Nachbarn, die hinzukamen, sahen der Zerstörung stumm und rathlos zu. Sobald die junge Frau sich hatte sammeln können, sah sie sich um und stieß einen Schrei des Schreckens aus; ihres Mannes alte Mutter, die lahm und sinnesschwach war, lag noch in einem Zimmer der brennenden Wohnung. Mit der Angst der Verzweiflung bat sie die Umstehenden, die Arme aus einem so schrecklichen Tode zu retten; aber keiner wagte sich ins Haus, dessen Dach jetzt dem Einsturze nahe war. Als sie sah, daß ihre Bitten fruchtlos waren, legte sie ihr jüngstes Kind, das sie in den Armen hielt, auf den Boden nieder, warf einen flehenden Blick zum Himmel und stürzte entschlossen ins Haus. Einen Augenblick darauf stürzte das Dach ein. Ein durchdringender Schrei einer Menschenstimme machte sich durch das Geprassel der einstürzenden Wohnung Bahn, aber nur ein Schrei — dann war es still. Die Nachbarn sahen mit stieren Blicken in die hoch aufwirbelnden Flammen; die Kinder riefen weinend; aber keine Mutter kehrte aus den Flammen zu ihnen zurück — man fand ihre Gebeine am folgenden Tage unter der Asche."

Diese Erzählung, die Adelaide so einfach und zugleich mit so lebendigem und wahrem Gefühle vortrug, machte auf uns alle einen traurigen, aber wohlthuenden Eindruck. Ist es doch so stärkend, so wohlthuend, einer reinen und kraftvollen That seine Bewunderung widmen zu können! Alarich brach das Stillschweigen durch Erkundigung nach dem Namen dieses Weibes; aber Adelaide wußte ihn nicht, konnte sich auch nicht erinnern, ihnen je nennen gehört zu haben. Eine Wolke lagerte sich hierbei auf Edla's Stirne.

„Dieses Weib", sagte sie, „vollbrachte ein wirklich edle That — und sie ist vergessen und man weiß ihren Namen nicht; — aber ein Mann, der während seines ganzen Lebens keine völlig reine und selbstverleugnende Handlung gethan, allein die zufällige Gabe des Genies erhalten hat, wird von seiner Mitwelt gefeiert, und seine Werke und sein Name leben von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, — und mit Recht, denn ihm verlieh das Glück, Samen für die Unendlichkeit auszustreuen; aber es ist sein Glück, und dieses wird mit dem Lorber bekränzt, während ihr Verdienst und ihr Herz von Asche verdeckt werden. Welch großer Unterschied, welch wunderbare Ungerechtigkeit in dem Leben dieser beiden Menschen und in der Wirkung ihrer Thaten auf Erden!"

„Nicht so groß, wie es vielleicht beim ersten Anblicke erscheint", sagte Alarich, „und ohne Thaten der Art und des Geistes, wie die soeben erzählte, hätte das Genie auf Erden wenig zu sagen gehabt."

„Wie meinst du das?" fragte Adelaide aufmerksam.

„Daß der Liebe Genius dem der Kunst im Leben vorangeht. Es gibt Menschen, welche schön handeln, andere, die diese Handlungen besingen und verewigen. Ohne die tiefe, kraftvolle Liebe, welche macht, daß Verwandte und Freunde mit Freuden füreinander leiden und sterben, ohne Thaten, welche zeigen, daß «die Liebe stärker ist als der Tod», hätten Pinsel und Meißel nie ihre Meisterstücke geschaffen, kein Mittlerauge hätte aus dem Gesange hervorgeblickt und die Musik hätte — — — Es ist der Liebe begeisterter Blick, der das Wort auf die Feuerzunge der Kunst legt — sie kann nichts Schönes aussprechen, das nicht jene dictirt hätte."

„Aber die Ehre, aber das Gerücht", rief Edla aus. „Die Individuen, welche dem Gesange Stoff geben, sterben und werden vergessen — wenn nicht irgendeine Zufälligkeit, wie Geburt oder Reichthum, ihre Namen aus der Nacht heraufwirft. Die Thaten der Geringern sterben

mit ihnen, oder leben blos durch den Dichter, — aber der Dichter selbst lebt ewig auf der Erde und ist dort unsterblich."

„Glückselig die, welche Gutes thun und vergessen werden, — die das Unsterbliche wirken und unbesungen sterben", sagte Graf Alarich mit unbeschreiblichem Ausdrucke in seinem schönen Gesichte; „kein Eigennutz, keine Eitelkeit hat ihre Herzen befleckt, sie thun das Gute des Guten wegen."

Edla erröthete peinlich; es that mir leid, und da ich glaubte, daß sie in dem Gefühle, das sie ausdrückte, nicht ganz unrecht hatte, so suchte ich es gegen Alarich zu vertheidigen.

„Ein schöner und ehrenvoller Ruf muß doch etwas Gutes sein", sagte ich, „und es darf dem Menschen nicht gleichgültig sein, von seinen Mitmenschen gepriesen zu werden. Einen edeln Stolz hierüber zu hegen, scheint mir nicht nur menschlich, sondern auch recht. Außerdem ist Berühmtheit nicht nur ein schöner Lorber, sie ist auch eine wirkliche Macht, womit der Besitzer unendlich viel Gutes stiften kann."

„Als solches, oder als Mittel, das, was man will, zu wirken, betrachte ich es auch als etwas Gutes", sagte Alarich; „übrigens —" er hielt inne und ein ironisches Lächeln schwebte auf seinen feinen Lippen; dann fuhr er mit mildem Ernste fort:

„Die Folgen, die die Handlungen des Menschen nach sich ziehen können, liegen meistentheils, was ihre Ausdehnung betrifft, außerhalb seiner Berechnung. Ein unbedeutendes Samenkorn kann zum großen Baume anwachsen, ein loderndes Feuer zur Asche zusammenfallen. Ob die Siege des Helden mehr für der Menschheit Bestes gewirkt haben, als eines ungekannten Menschen stilles Liebesleben, das sieht allein das allwissende Auge über uns. Ein jeder thue das Gute auf seinem Wege und in seinem Berufe, und sein Werk wird bleiben, wenn es auch

zu vergehen schien, und wird zu seiner Zeit Früchte tragen. — Ehrenreiches Gerücht, beste Edla", fuhr er fort, indem er sich mit einem vollen und herzlichen Blicke zu ihr hinwendete, „muß nicht mit Unsterblichkeit auf Erden verwechselt werden." Ein Name wird durch Jahrtausende hindurch von Millionen wiederholt — es ist Gerücht; das Gute, das du gedacht und geübt hast, der Geist, der von dir durch unendliche Generationen fortwirkt, das ist die wahre Unsterblichkeit auf Erden."

Edla.

O wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Botschaftsbringer, die da Frieden verkündigen, die da Gutes verkündigen.

Jesaias 51, 7.

Beim Schlusse des Junimonats reiste Graf Alarich auf seine Güter, um dort alles zum Empfange seiner jungen Gattin vorzubereiten. Die Trennung der Liebenden sollte nicht länger als zwei Monate dauern, aber man hätte beim Abschiede glauben können, daß es mehrere Jahre gelte. Adelaide bemühte sich vergebens zu lächeln; die Thränen flossen über ihr jugendlich schönes Antlitz. Alarich konnte sich nicht von ihr trennen, bis Adelaide selbst, von seiner unruhigen Heftigkeit erschreckt, ihn sanft von sich schob, worauf er, nachdem er noch einmal ihre kleinen Hände geküßt und an seine Brust gepreßt hatte, sich entschlossen losriß und aus dem Zimmer stürzte. Ich konnte im Anfange nicht unterlassen, mit Adelaide zu weinen, suchte sie aber dann mit den Zubereitungen zu ihrer Hochzeit zu zerstreuen und mit Reden über alles, was wir zur Aussteuer zuzuschneiden und zu nähen hatten. Bald war ihre gewandte und fleißige Hand in voller Arbeit. Der

Gedanke, vor Alarich zierlich und nett zu erscheinen, lieh der Nähnadel Flügel, und bei der Arbeit sang sie ein fröhliches Lied nach dem andern.

Mit herzlicher Freude sah der Präsident ihren Fleiß und hörte ihren fröhlichen Gesang. „Adelaide", sagte er oft, „wird eine wahrhaft gute Gattin und Hausfrau; — aber Edla — arme Edla!" und er zuckte mit schwerer Grimasse die Achseln. Die arme Edla theilte unterdessen ungestört ihre Zeit zwischen ihren Büchern und einsamen Wanderungen ins Freie, und durfte sich ungestört nach ihrem Geschmacke beschäftigen.

Habt ihr an einem finstern Tage gesehen, wie bei freundlichen Lüften der Himmel sich aufheitert, wie durch die dunkeln Wolken sein blaues Auge immer klarer und freier hervorblickt? — Dann habt ihr ein Bild von dem gesehen, was mit Edla vorging. Ein neues Leben ging in ihr auf, wieder und wieder brach durch die Nacht langen Leidens ein Strahl schöner Hoffnung, von Tage zu Tage ward sie freundlicher und froher, ja es gab Stunden, wo ihr sonst so häßliches Gesicht durch den Ausdruck von Ruhe und Klarheit, der auf demselben ruhte, wirklich anmuthig erschien. Sie mischte sich oft ins Gespräch, und man hörte keine bittere Anmerkung mehr, auch kein Wort, das Anspruch auf Gelehrsamkeit verrieth, keine Schultermen oder dergleichen, aber dagegen manches Wort, welches durch den klaren Gedanken, den es bündig aussprach, Freude machte, manches, das Gespräche von hohem Interesse anregte. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß der Präsident oft, während er eine Zeitung zu lesen schien, aufmerksam nach dem, was sie sagte, hinhorchte, obgleich er sich hütete, sich davon etwas merken zu lassen.

Der Präsident hatte, nachdem er Edla Freiheit gelassen, ihren eigenen Weg zu gehen, sich fast noch kälter als früher gegen sie gezeigt. Ihr dagegen merkte man es an, daß des Vaters Nachgiebigkeit ihr Herz ihm zugeneigt hatte. Sie war aufmerksam auf seine kleinsten Wünsche,

seine Lieblingsspeisen kamen während ihres Wirthschaftsmonats oft auf den Tisch; sein Thee war immer stark und warm; er fand sich zu Hause immer behaglicher, er wußte im Anfange selbst nicht, woher es kam — ja, er fing an, dies alles auf meine Rechnnng zu setzen, und ein und das andere mal glaubte er, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen mir und der seligen Frederike zu finden, bald in der Stimme, bald wieder im Geschmacke des Ankleidens, zuweilen im Profile, von der linken Seite gesehen. — Wäre ich nicht so eifrig gewesen, Edla's Verdienste geltend zu machen und dadurch die Summe meiner eigenen zu vermindern, wer weiß, bis zu welchem Grade meine Aehnlichkeit mit der seligen Präsidentin hätte steigen können? — Wer weiß es noch? Hum, hum!

Der Präsident war um diese Zeit in großer Sorge wegen einer Reise, die er nach seinem Bergwerke an der lappländischen Grenze unternehmen mußte, und von welcher er nicht eher als bis zu Adelaide's Hochzeit zurückkehren konnte. Der Sommer war regnerisch und kalt, der Präsident ward von seinen Rheumatismen sehr geplagt und, unter uns gesagt, war er etwas unbeholfen darin, sich selbst zu pflegen, zumal wenn er krank war. Er war mehr als irgendjemand an Pflege und Bequemlichkeiten verwöhnt.

Eines Abends waren wir ums Kaminfeuer versammelt, denn das Wetter war so kalt, daß man fast in allen Zimmern heizen mußte. Ich saß nahe am Ofen, meine Füße wärmend, Edla servirte Thee etwas weiter hinten im Zimmer, und im Vorgemache hörten wir Adelaide, welche ihren kleinen Schwestern „Die kleinen Köhlerknaben“ singen lehrte. Der Präsident saß in einem Lehnstuhle gerade dem Feuer gegenüber und dachte an seine Reise, die am folgenden Tage angetreten werden sollte.

„Wäre Adelaide nicht verlobt und hätte sie nicht so vollauf zu thun, so würde ich sie mit mir nehmen — ich wäre dann wenigstens gewiß, wohl gepflegt zu werden. —

Aber daran ist jetzt nicht zu denken, — der Haushalt dort oben muß auch besorgt werden, — und wer soll das thun? Wenn die selige Frederike noch lebte —"

Ich saß gerade mit der Seite meines Profils dem Präsidenten zugewandt, die mit der seligen Präsidentin Aehnlichkeit hatte, und war gespannt darauf, ob nicht jetzt im Augenblicke der Sorge die Aehnlichkeit ihm noch frappanter erscheinen würde. Aber er schwieg und sah starr ins Feuer, während er auf seinen Siegelring biß.

„Wenn ich dürfte, wenn ich könnte", sagte jetzt Edla mit einer Stimme, so schwach und zitternd, daß sie kaum gehört wurde.

Mein Genius gab mir ein, meinen Strickstrumpf im anstoßenden Zimmer zu suchen, von wo aus ich folgendes Gespräch vernahm:

„Was sagst du?" war des Präsidenten Frage auf Edla's stotterndes Anerbieten.

„Lieber Vater, wenn ich ihnen nützlich sein könnte", sagte sie bestimmter, indem sie näher trat, „so würde mich dies glücklich machen!"

„Du?" sagte der Präsident nicht ohne Bitterkeit. „Du hast wichtigere Sachen für dich zu thun. Bleibe du bei deinen Studien, deinen Büchern, deinem Plato."

Edla war verletzt und machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen, bezwang sich aber und bat mit thränenvollen Augen: „Lassen Sie mich mitkommen und Sie pflegen, mein Vater! — Ich verlasse gern alles dafür —"

„Ich fordere nicht so große Opfer von meinen Kindern", sagte der Präsident kalt. „Ich begehre nicht, daß sie wegen meiner Behaglichkeit ihren Vergnügungen entsagen sollen. Ich habe es vielleicht früher gethan — habe aber mein Unrecht eingesehen. Bleibe du bei deinen Büchern, Edla!"

Dieser Moment war entscheidend. Ich zitterte vor Furcht, daß Edla's verletztes Gefühl sie abhalten möchte, einen neuen Versuch auf ihres Vaters Herz zu machen;

ich fürchtete, daß dieser Augenblick Vater und Kind noch mehr voneinander entfernen könnte. Aber Edla zog sich nicht zurück, sondern sagte mild:

„Und wenn gerade meine Bücher mich an meine Pflicht mahnen? Und wenn die Güte, die Sie mir erwiesen haben, mir diese Pflicht theuerer als alles andere gemacht hat?“ — Sie hielt inne. Der Präsident sagte nichts. „Ich werde nicht mehr bitten“, fuhr sie fort, „ich werde nicht zudringlich sein. — Vater — Sie lieben mich nicht mehr — und ich weiß, ich bin nicht gut gewesen — ich habe nicht verdient, geliebt zu werden; aber ich wollte, wenn es mir möglich wäre, wieder gut machen —“ Sie schwieg wieder.

„Der Fehler ist wol gegenseitig gewesen“, sagte der Präsident kalt-freundlich. „Ich hatte kein Recht, Liebe von dir zu erwarten, da ich dich nicht glücklich gemacht habe, und es wäre Egoismus, mich jetzt dessen zu bedienen, was dein Pflichtgefühl gebietet.“

„O, dies ist hart, sehr hart!“ sagte Edla mit tiefem Schmerz, aber ohne Bitterkeit. Sie zog sich zurück und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

„Edla!“ rief jetzt schnell der Präsident, indem er sich umwandte und ihr seine Arme entgegenstreckte. „Edla, mein Kind, komm hierher!“ Große Thränen standen in seinen Augen. Edla warf sich weinend an seine Brust. Eine stumme, eine lange, eine innige Umarmung, zu der die Engel lächelten.

„Verzeih, verzeih, mein Kind“, sagte der Präsident mit gebrochener Stimme, „ich wollte dich prüfen. — Deine Sanftmuth entzückt mich! — Wir reisen zusammen — Gott segne dich, mein Kind! Dieses hatte noch meinem Glücke gefehlt.“ Edla ließ ihren Kopf auf des Vaters Schulter ruhen. Ihre Thränen flossen. Leise und melodisch erhob sich Adelaidens Silberstimme im angrenzenden Zimmer. Sie sang zur Zither:

Selig alle, welche weinen
Still an der versöhnten Brust,
Die da segnen und verzeihen
Mit der Liebe reiner Lust.

Selig alle, die gewinnen
Wieder den verlornen Freund
Und den Himmel wiederfinden
Noch einmal mit ihm vereint.

Laßt den Zweifel uns vergessen,
Lieben jedes wunde Herz.
Ströme, Liebesquelle, ströme,
Heilige Versöhnungsthrän'.

Es war das erste mal, daß Edla an der Brust eines Freundes geweint hatte, und dieser Freund war ihr Vater; es war das erste mal, daß sie das Süße des Verhältnisses zwischen Aeltern und Kind empfunden hatte. Ihr Gefühl war übervoll, aber ihre Schüchternheit und ihre Gewohnheit, sich zu beherrschen, machten, daß sie nach der Hingebung der ersten Augenblicke sich schnell fassen konnte. Noch einmal umarmte sie dankbar ihren Vater und verließ dann das Zimmer.

Der Präsident war zugleich gerührt und innig froh, und viel sprach er diesen Abend nicht von der seligen Präsidentin und ihren Principien, desto mehr aber von den seinigen, die er mit den meinigen verwechselt hatte, und gab sich Mühe, mir ganz ernstlich alles das zu beweisen, was kurz vorher ich ihm zu beweisen gesucht hatte. Viel und mit väterlicher Liebe sprach er auch von Edla und ihrer Zukunft.

„Gott weiß", sagte er zuletzt, „wie es mit meiner Pflege auf der Reise gehen wird. Gelehrte Frauenzimmer pflegen mit so kleinen irdischen Sorgen nicht recht fertig zu werden. Aber es mag nun gehen wie es will, so danke ich Gott für das, was heute Abend vorgefallen ist. Ich hätte Edla nicht für so gefühlvoll gehalten. Sie soll nie mehr ein böses Wort von mir hören."

Unterdessen half Adelaide der Schwester ihre Sachen einpacken und alles besorgen, was zu ihres Vaters Bequemlichkeit und Freude beitragen könnte. Auch die Dienstleute im Hause schienen zu merken, daß etwas Freudiges vorgefallen war; sie sahen alle fröhlich aus und waren doch dienstwilliger als gewöhnlich. Es ist angenehm, zu sehen, wie unter guten Herren die Dienenden Freude und Kummer mit den erstern theilen, wie alles ein Haus und eine Familie ist.

Spät des Abends, als Adelaide schon zu Bett gegangen war, kam Edla und setzte sich neben sie.

„Schläfst du, Adelaide?" fragte sie leise.

„Nein", antwortete diese und legte die Hand in den Schos der Schwester. Edla ergriff die schwanenweiße Hand und führte sie an ihre Lippen, während sie mit weicher Stimme sagte:

„Adelaide, verzeih alle meine Unfreundlichkeit gegen dich!"

„Sprich nicht so, Edla! Du bist nie unfreundlich gegen mich gewesen. — Du warst nur nicht glücklich."

„Nein, ich bin es nicht gewesen — aber ich werde es werden; denn ich werde von dir lernen, Adelaide, gut und sanft zu sein."

„Liebe Edla!" rief Adelaide aus und schlang ihre Arme um der Schwester Hals, „ich bin nicht die Gute; — o, ich bin so voller Fehler!"

„Höre, Adelaide!" sagte Edla mit feierlicher Innigkeit, „mache Alarich glücklich! Bleibe seiner würdig. Du bist ein guter Engel; bleibe es. Aber deine Fehler, deinen Leichtsinn, deine Unbesonnenheit — ändere sie, lege sie ab, Alarich's wegen."

„Ich will es, ich werde es!" sagte Adelaide mit thränenvollen Augen.

„Gehe während seiner Abwesenheit nicht zu Tante Ulla", fuhr Edla fort; „sieh Otto nicht oft, es würde ihm

vielleicht nicht recht sein. Mache ihn glücklich, Adelaide, er ist der beste, der edelste Mensch und" — ihre Stimme zitterte — „und jetzt — Gott segne dich, meine liebe, meine gute, meine glückliche Schwester!" sagte sie, indem sie aufstand, sich über Adelaide hinbeugte und sie küßte. „Gott segne dich!" und sie eilte fort, das Tuch vor den Augen.

Am folgenden Tage standen die Sonne und der Präsident ganz klar und freudenvoll auf. Die Wolken, die heraufzukommen drohten, wurden von dem Westwinde „gute Laune" weggescheucht. — Beim Frühstück war die Bouillon versalzen; aber der Präsident schluckte sie schweigend hinunter und als Edla ihren Verdruß darüber äußerte, sagte er: „Eine recht gute, kräftige Suppe, mein Kind — vielleicht etwas zu salzig, aber das ist magenstärkend; ich glaube, es wird mir recht wohl bekommen."

Gleich nach dem Frühstück reiste der Präsident mit seiner Tochter und mit der besten Laune von der Welt ab. Er hatte mir an demselben Morgen eine bedeutende Summe Geldes gegeben, um während Edla's Abwesenheit Bücher für sie einzukaufen und Bücherschränke in ihrem Zimmer einzurichten.

Als ich nach des Präsidenten Abreise auf mein Zimmer ging, fand ich dort auf dem Toilettentische ein versiegeltes Packet mit der Adresse an mich von Edla's Hand. Ich erbrach es und las folgende, auf einem losen Stückchen Papier geschriebene Worte:

„Ich habe dir Unruhe gemacht, ich möchte dir einige Freude machen können. Erblicke in meiner Seele die Gedanken, die seit einiger Zeit dort klar zu werden begonnen haben. Ich weiß, dies wird der beste Dank für alle deine Sorgfalt sein."

Das Packet enthielt außerdem einige Blätter, auf denen Edla ihre Gefühle und ihre Gedanken aufgezeichnet hatte. Diese Stücke waren von verschiedenem Datum

und ließen dadurch die fortschreitende Entwickelung ihrer Seele erkennen. Ich werde hier einige derselben vorlegen.

Ich muß rein und völlig mich vom Weltleben trennen, nicht in dem Aeußern, sondern im Innern! O, es ist hart, unbeschreiblich hart, das Gnadenbrot der Welt zu essen! Ich bin stolz genug, lieber ohne dieses hungern zu wollen, als es zu erbetteln; aber ich muß es nicht einmal bedürfen, nicht danach hungrig sein. Ich muß ein anderes Brot finden, ich muß mir selbst genug werden.

Sich selbst kennen, seine natürlichen Anlagen, seine Fähigkeit, wissen, was man will, dies unausgesetzt wollen, vorausgesetzt, daß es etwas Gutes ist, auf Erreichung seines Zweckes all sein Streben hinrichten, das sind die Bedingungen zum Genusse seiner selbst und der Gabe des Lebens, ja wol auch zur Erreichung der Achtung und Freundschaft der Menschen; zugleich die Bedingung, um sie ruhig entbehren zu können, wenn sie von uns durch unfreundliche Schicksale fern gehalten werden.

Ich habe früher nicht so gedacht und gefühlt. Ich habe es für das größte und einzige Glück angesehen, zu gefallen, bewundert und geliebt zu werden. Ich hätte dieses Los auf Kosten eigener Tugend und der Glückseligkeit anderer erkaufen mögen. Ich wünsche es nicht mehr. Diese Zeit ist vorüber, Gottlob! für immer vorüber. Ich begehre nicht mehr vor allem der Menschen Beifall und Liebe, ich will Klarheit und Gewißheit in meinem eigenen Geiste haben, Harmonie mit mir selbst, Frieden mit Gott, mit seiner Stimme in mir, mit meinem ewigen Genius.

Noch ahne ich mehr, als daß ich bewußtlos die Glückseligkeit des Zustandes empfinde, wo man die Welt ge-

braucht, als gebrauchte man sie nicht; wo man Welt und Menschen geduldig und leicht trägt und sich von diesen an seine Einsamkeit, an sein stilles Zimmer, an sein eigenes Herz wendet und sich ungestört findet, und fortfährt, in Frieden und Klarheit in seinem eigenen Geiste und nach dem einmal angenommenen Lebensplane zu arbeiten. Ist das nicht schon auf Erden ein Zustand wahrer Freiheit und Glückseligkeit! O gebe Gott, ich könnte dazu gelangen! Gebe Gott, daß jedes Geschöpf in meiner Lage diesen stillen und sichern Hafen erreichen könne! Ich werde wenigstens nicht aufhören zu hoffen, zu arbeiten.

Wäre ich nur gut — wäre ich nur recht gut, — so würde alles leichter und ich glücklicher sein. Warum ist Adelaide so glücklich? Nicht blos deshalb, weil sie so schön, so geliebt, sondern vorzüglich, weil sie so gut ist. Sie hat Frieden in ihrem Herzen, Frieden mit der ganzen Welt; sie weiß nicht, was Bitterkeit, was Groll, was Murren heißt. Wäre ich nur gut! Mein Gott, mache mich gut!

Resignation! O wer dein stilles und stärkendes Leben vollkommen zu erfassen vermöchte! Resignation — d. i. Entsagung in Ergebenheit. Ist es nicht fast allen Menschen vorbehalten, sich etwas zu versagen, wenn sie etwas gewinnen wollen? Entsagen ist das Gesetz, Ergebenheit ist Evangelium.

O, es ist doch schön, zu leben, wenn auch nur, um in Gottes Schöpfung hineinzuschauen, um darüber zu denken!

Und wenn die Gedanken klarer werden, wenn sie sich harmonisch ineinanderreihen, da beginnen sie zu strahlen, da beleben sie das Herz, da erleuchten sie den Weg.

Es ist gut, von den großen Herzen zu lesen, welche für ewige Wahrheiten geschlagen und geblutet haben. Man fühlt sich wie ein Tropfen neben diesen Oceanen von Kraft und Liebe. Wenn der Tropfen leidet, was macht das in dem großen Ganzen? Nationen verbluten, Heldenleben schwinden in Fesseln dahin — Tropfen, klage nicht!

Und du großer und guter Ordner des Lebens, du ewiger, du nothwendiger Wille, der du die Welt der Zufälligkeiten beherrschst und früher oder später das Ungleiche ausgleichst, das Gesetz deiner ewigen Güte wirken lässest und einer jeden Tugend ihren Tempel, jeder Kraft ihren Scepter gibst — es sind die Gedanken unablässig auf dich gerichtet, daß ich in das Leben und dessen Umwälzungen schauen will. Mag alles vor meinem Blicke sich verwirren, mag ich schwindelnd in den wirbelnden Strom der Begebenheiten niedersinken — dich halte ich fest.

Man hatte mir gesagt: „Bete Gott in der Natur an!“ Ich suchte ihn dort, den Allweisen, den Allguten — ich fand ihn nicht. Ich suchte ihn im Menschenleben; ich fragte trostlos: „Wo ist mein Gott?“ Ich suchte ihn in der Versöhnungslehre — ich habe ihn gefunden; und jetzt erst verstehe ich seine Worte in der Natur und dem Menschenleben. Sonne und Blume, Güte und Geist, ihr Strahlen seines Lebens, jetzt kann ich euch aus vollem Herzen lieben und bewundern!

Bewunderung — reiche Quelle des Genusses! Warum bist du nicht mehr gesucht? Deine reine Ader wird nie dem Durstenden versiegen; heute kann er auf der kleinen Erde von dir erquickt werden, in tausend Jahren in einer

höhern Entwickelung der unendlichen Schöpfung Gottes wird er dich ebenso jung und ebenso frisch trinken. Glücklich derjenige, der früh das Bewunderungswerthe zu bewundern verstand.

Meine Gedanken klären sich auf eine Weise auf, die mir große Freude verursacht. Die Begriffe und Dinge ordnen sich.

Der Mangel an Unterscheidung ist wol das, was die Unklarheit und Schiefheit verschuldet, die man so oft im Leben der Menschheit sieht und in ihren Urtheilen hört. Die Erziehung müßte den Menschen zur eigenen Unterscheidung heranbilden. Man lernt nicht die Dinge betrachten und unterscheiden, ohne auch sich selbst betrachten und beurtheilen zu lernen. So viele verunglückte Menschenleben, so manche Menschencaricaturen entstehen wol blos daher, daß man seinen Genius nicht hat kennen lernen, oder den ewigen Gedanken des Schöpfers, den man berufen ist im Leben auszusprechen, und der des Menschen eigentliches Ich ist. Man versteht sich selbst nicht, man schwebt in fremde Sphären hinüber, man ahmt andern nach und vergißt, sich selbst ähnlich zu werden; man verliert seine eigene Kraft, seine echte Originalität. Welch verunglücktes Wesen würde das nicht werden, welches Adelaide nachahmen wollte, oder das, welches ohne Kopf philosophiren wollte! Jeder verbleibe in seiner Wahrheit; jede Wahrheit hat eine Lüge zum Schweigen zu bringen.

Und wie? — Genuß, Freude — sie sind mir keine fremden Namen mehr! Wie schnell enteilt nicht der Tag, wie frisch ist nicht die Sonne am Abend, wie froh der Gedanke, daß ich heute reicher bin, als ich gestern war; wie licht der Blick am morgenden Tage! O, diese

friedlichen Eroberungen in der Welt des Gedankens, wie segensreich sind sie nicht!

Ich fühle, daß ich auf einem Wege bin, der mit meinen Naturanlagen und meinen Neigungen in Harmonie ist. Ich fühle, daß ich jeden Tag fortschreite; es macht mich glücklich. Ich werde mir selbst und andern klarer; dies macht mich milder und besser.

O, mein Vater, du liebst mich also! Ich werde dich glücklich machen, mein Vater! Gesegnet seien deine Thränen, gesegnet dieser Tag!

Ja, mein Gott — ja, meine guten, leitenden Freunde, ich glaube es jetzt, ich fühle es an der Ruhe und Kraft in meiner Brust, ich werde gut werden, ich werde glücklich werden und gewiß noch Gott für die Leiden danken, die mich auf den rechten Weg und zur rechten Freude geführt haben.

So Edla — so wol noch mancher, den Unglück und Leiden in der Jugend betroffen haben. Es glich dem Tode, und sieh, es war nur eine Prüfung, eine Berufung zu höherm Leben. Ich hatte die Feder ergriffen, um eins und das andere in Edla's Papieren zu berichtigen, und ließ sie sich sodann in folgenden Zeilen ergehen, die meine Betrachtungen über Edla und manche ihrer Mitschwestern hervorriefen:

Die Schneeflocke im Frühling,

oder die Jugendsorgen.

Ein Maitag kam so bleich daher,
Es blies ein Nordwind kühl;
Der Himmel hing wie Blei so schwer —
Da sieh, aus grauer Winterwolk'
Zur Erd' ein' Schneeflock' fiel.

Doch der milde Strahl der Sonne brach
Bald die eisigen Schuppen los.
Eine Perle schön die Schneeflock' lag
Und klar zum blauen Himmel sah,
Und sank in der Erde Schos.

Geweckt von Himmelsthränen ward
Ein Same und brach auf,
Und Blatt und Stengel sproßten zart;
Aus ihnen eines Morgens stieg
Die schönste Blume auf.

Der ungebetene Gast.

Madame will heute doch hinaus,
Ließ sämmtliche Gäste durch Karten bitten.
Madame Lenngren.

Bald nach des Präsidenten Abreise zog Gräfin Augusta zu uns heraus. Sie wollte, wie sie sagte, Adelaiden bei der Verfertigung ihrer Aussteuer behülflich sein. Ich war nicht sehr damit zufrieden, denn ich hätte gewünscht, diese Zeit allein mit Adelaiden und meinen Kleinen hinzubringen. Aber Gräfin Augusta schien so gemüthlich, freundlich und fleißig, daß ich allmählich ihre Gesellschaft recht gern hatte. Sie besaß Kenntnisse, sprach nicht viel, konnte aber interessant über viele Gegenstände reden, und mit einer solchen Fähigkeit hält es nicht schwer, sich auf die Länge beliebt zu machen.

Seitdem Graf Alarich fort war, ließen die Baronin und der junge Otto sich wieder öfter sehen. Adelaide war immer freundlich gegen sie; sie war froh, wenn sie kamen: denn ihr Herz war so liebevoll, daß alle, die ihr Zärtlichkeit bewiesen, ihr theuer wurden.

Unser Leben während dieser Monate verfloß angenehm, aber so einförmig, daß ich, um es kurz zu schildern, nichts Besseres zu thun weiß, als das Modell zu benutzen, das ich in dem Tagebuche einer jungen Dame gefunden habe.

Den 1. Juli Promenade, Lesen, Arbeit.
» 2. » desgl.
» 3. » desgl.
» 4. » desgl.
» 5. » desgl.
» 6. » desgl.
» 7. » der Prediger hier zum Besuche;

und so weiter Woche für Woche. Aber es lebe die fröhliche Einförmigkeit, die die Tage schnell schwinden läßt und die Seele bei Muth und Kraft erhält!

Unvermerkt nahte sich die Zeit für Alarich's Rückkehr. Adelaide sah ihr mit innigem Entzücken entgegen, und oftmals streckte sie ihre Arme aus, um ihn zu empfangen, und nannte seinen Namen in den lieblichsten, herzlichsten Tönen.

Auch noch ein anderer Tag nahte heran, nämlich der Geburtstag der Excellenz G., und die Baronin und Otto bestürmten Adelaide mit Bitten, eine Rolle in einem kleinem Stücke zu übernehmen, welches man an diesem merkwürdigen Tage, der Excellenz zur Ueberraschung und der ganzen Nachbarschaft nah und fern zur Erbauung, aufführen wollte. Ich rieth Adelaiden davon ab, ihre Zustimmung zu geben, denn ich fürchtete, daß Alarich es sehr übel aufnehmen würde; aber Adelaide hielt es für so unfreundlich, für so ganz unmöglich, Nein zu sagen, und war überdies so gewiß, Alarich bald wieder gut und zufrieden zu machen, daß ich zuletzt schwieg; aber ich sah sie doch mit wirklicher Herzensangst von der triumphirenden Baronin weggehen. Die Kleinen hatten den unglücklichen Einfall gehabt, sich das kalte Fieber zuzuziehen, sodaß ich Adelaide nicht begleiten konnte, um über sie zu wachen. Gräfin Augusta blieb bei mir, um, wie sie sagte, mir bei

der Pflege der Kleinen behülflich zu sein. Ich wußte nie recht, ob ich ihr .trauen sollte.

Das Stück, welches aufgeführt werden sollte, hieß „Der ungebetene Gast". Die Excellenz, welche damit und mit noch siebzig gebetenen Gästen überrascht werden sollte, war so artig, sich für all das Nageln und Hämmern im Hause taub zu stellen, und blind für alles, was um ihn her vorging. Er schien es gar nicht zu begreifen, daß man etwas Ungewöhnliches vorhabe, und während alle Welt sich bemühte, ihn zu überraschen, amusirte er sich seinerseits damit, die Karpfen in einem lindenumschatteten Teiche zu überraschen.

Die Baronin war die glücklichste und beschäftigtste Person von der Welt; sie ordnete Spiegel und Coulissen, Toiletten und Beleuchtung, und vermittelte unaufhörlich zwischen den streitenden Schauspielern, was gerade nicht das Leichteste war; denn während man unter Freunden und Bekannten sich Rollen ausbat und nahm, fand es sich oft, daß die Tochter im Stücke fünf Mütter bekommen sollte, und bald hatte man wieder acht Töchter und keine Mutter. Otto hielt für sich die Rolle des Liebhabers unerschütterlich fest; aber es ward ihm bodenlos schwer, sie auswendig zu lernen. Morgens, mittags und abends hörte man sie ihn wiederholen, aber jedesmal, wenn er ausgerufen hatte: „Himmel, was sehe ich!" mußte er im Buche nachsehen, was er denn eigentlich sähe. Er war jedoch so guten Muths und bei so guter Laune und außerdem so eigensinnig, daß niemand daran dachte, ihm die Rolle streitig zu machen. Die unvorsichtige Adelaide ließ sich, obgleich nach langem Sträuben, überreden, die Rolle der Liebhaberin zu spielen, überhörte Otto in der seinigen, und lachte recht herzlich mit ihm über sein schlechtes Gedächtniß.

Und der große Tag kam. Die Schauspieler waren im Costüm, die Gäste versammelt, die Lichter angezündet. Das Orchester spielte Rossini, der Vorhang ging in die Höhe. Seine Excellenz sagte: „Ah!"

Wer war schön, wer war eine liebenswürdige Liebhaberin, wer bezauberte aller Augen und Herzen, wenn nicht Adelaide? Wer war entzückt und wer gerieth außer sich, wenn nicht Otto? Wer half ihm, wer war von großem Werthe, obgleich vergessen und verborgen, jetzt wie oft, wenn nicht der Souffleur? Wir sind auf dem Zuge, durch Fragen zu erzählen; laßt uns denn weiter so fortfahren. Wer ist der Mann mit den bleichen, strengen Zügen, der sich still unter die Zuschauer schleicht, sich im Hintergrunde des Saales verbirgt und sein finsteres Auge von der in Jugend und Schönheit strahlenden Adelaide nicht wegwendet? Was verursacht, daß Adelaidens Spiel mit einem mal unsicher wird, daß ihr Blick unruhig suchend unter den Zuschauern irrt, als wäre ihr dort irgendein Bild vorbeigeschwunden?

Der Moment der Liebeserklärung war gekommen. Otto rief aus: „Göttliche Julie, bleibe, höre mich!"

Aber Julie hörte nicht mehr, ihr strahlender Blick war unbeweglich auf einen Gegenstand im Hintergrunde des Saales geheftet. Ohne Entschuldigung sprang sie von dem überraschten Otto in die Coulissen hinein. Sprachlos vor Freude und Entzücken öffnete hier Adelaide ihre Arme dem, der ihr jetzt entgegenkam; aber es war eine kalte Hand, die die ihrige faßte, es war eine strenge, obgleich geliebte Stimme, welche sie ermahnte, auf die Bühne zurückzukehren und ihre Rolle weiter zu spielen. Adelaide, überrascht und erschreckt, unterdrückte ihre Thränen und ging. Das Schauspiel war bald zu Ende; aber ein anderes begann jetzt.

Es war nicht Eleonore, die von ihres Geliebten Geiste in der Nacht entführt wird, aber etwas Aehnliches — denn als Adelaide von der Bühne herabging, erfaßte sie dieselbe kalte Hand wie vorher, ein Mantel ward um sie gehüllt und sie in einen Wagen getragen, der, von feurigen Pferden gezogen, mit der Schnelligkeit des Windes davonrasselte. Adelaide sagte kein Wort, machte keine Miene

zum Widerstande; aber, als der Sturm um den Wagen pfiff, der Regen an die Fenster schlug und rings umher schwarze Nacht herrschte, und die hohe Gestalt an ihrer Seite bleich wie ein Gespenst dasaß und stumm und unbeweglich, — da fühlte sie ihr Herz brechen, und was die Liebe Süßes, die Reue Rührendes hat, Lächeln, Bitten, Thränen, das ergoß sie über das Bild an ihrer Seite. Aber alles fruchtlos. Alarich sah sie nur mit einem durchdringenden Blicke an, sprach aber nicht. Zuletzt verlor Adelaide den Muth, ihr Herz zog sich zusammen, ihre Zunge erlahmte, ihre Wangen erbleichten, sie schwieg verzagt und niedergeschlagen.

Schweigend, wie er sie in den Wagen gebracht hatte, führte Alarich sie auch aus demselben und übergab sie mir, die ihnen entgegenkam. Er selbst verlangte eine Unterredung mit der Gräfin Augusta. Adelaide war anfangs ganz stumm vor Schmerz und Schrecken. Aber bald gelang es mir, sie wieder zu sich selbst zu bringen, und sie machte ihren Thränen und ihrer Verzweiflung Luft. „Ach, wenn er noch stürmte", sagte sie, „wenn er mir noch so heftige und harte Vorwürfe machte, das würde mir angenehm sein gegen diese Kälte, dieses Schweigen — das tödtet mich."

Was Augusta Alarich gesagt hatte, weiß ich nicht; aber es ist gewiß, daß er sie in einer sanftern Gemüthsstimmung verließ. Ich sprach auch mit ihm, um Adelaide zu entschuldigen; er hörte mich höflich, aber kalt an; ich konnte merken, daß er mir nicht traute, daß er mit mir unzufrieden war, und die Wahrheit zu sagen, war ich es auch mit ihm. Anstatt aufrichtig mit Adelaiden zu reden, ihr ihre Unbesonnenheit, ihren Leichtsinn, wenn er ihren Jugendfehler so hart beurtheilen wollte, vorzuwerfen; anstatt dann verzeihend und liebevoll sie an seine Brust zu schließen — ging er eine halbe Versöhnung in einer väterlichen Manier mit ihr ein. Er stellte ihr mit einer steifen Milde die Unvorsichtigkeit vor, jetzt die Rolle einer

Liebhaberin mit einem jungen Manne zu spielen, dessen Liebe zu ihr der ganzen Welt so wie ihr selbst bekannt wäre.

Adelaide erkannte alles, aber Alarich's scheinbare Kälte legte ihrem jungen Herzen einen bisher fremden Zwang auf; sie ward verlegen und furchtsam. Ich war böse auf Alarich und begann immer mehr zu fürchten, daß er nichts weniger als der vollkommene Mann war, wofür ich ihn früher gehalten hatte. Ich war böse auf ihn, denn er war der erste, der Adelaidens schöne, liebenswürdige Sicherheit gestört hatte; er war es, der sie peinliche Furcht und Unruhe kennen gelehrt hatte. Der Sünder! Konnte es ihm möglich sein, ihre Unschuld, ihre Liebe nicht in ihrem Auge, in ihrem ganzen Wesen zu lesen? Ja, denn er war schwach, er war brennend eifersüchtig. Außerdem hege ich den Verdacht, daß er fürchtete, seine eigene Würde bloßzugeben, wenn er eine Liebe zeigte, die er unerwidert glaubte — ich war sehr böse auf Graf Alarich.

Eine Krise.

Ein bitteres Herz strebt Schaden zu stiften; aber ein fürchterlicher Engel wird über ihn kommen.

Der Zustand von Spannung, worin Adelaide und ihr Bräutigam sich befanden, ward mit jedem Tage gewaltsamer, und man sah, daß es bald zu einem Bruche kommen müßte. Adelaide war zärtlich, aber unruhig; ihre Blicke suchten die seinigen, aber sie waren oft von Thränen verhüllt. Er hingegen war zuweilen bis zur Härte kalt gegen sie; seine Blicke verriethen Argwohn, seine Worte waren bitter; diesem Zustande folgten oft Ausbrüche leidenschaftlicher Liebe, die oft Adelaide selbst in Schrecken setzten. Es war schön mit anzusehen, wie sie ihn dann beruhigte, wie sie in den süßesten Worten zu ihm sprach und in die schwedische Sprache den ganzen Reichthum der italienischen an Benennungen für Geliebte übertrug. Schön war es zu sehen, wie dann das Unruhige und Wilde in seinem Wesen allmählich sich milderte. Ganze Stunden konnte er zu ihren Füßen sitzen und seinen Blick in dem ihrigen sonnen, der von Güte und Liebe strahlte. Sie spielte mit den Locken seiner

Haare, sie sang ihm die lieblichsten Gesänge, und von wonnigen, seligen Gefühlen eingewiegt, stützte er seinen Kopf gegen ihre Knie, und manches mal flossen dann Thränen über seine männlichen Wangen; das Leben war beiden wieder harmonisch und lieblich. Nach solchen Stunden überließ sich Adelaide aufs neue ihrer ganzen natürlichen Fröhlichkeit; sie lachte, sang und spielte mit allem, was sie umgab, bis daß ein strenger Blick Alarich's, eine plötzliche Kälte in seinem Wesen wieder ihre unschuldige Freude unterdrückte.

Gräfin Augusta sprach oft allein mit Alarich; dies machte mir besondere Unruhe. Eines Abends, als die Liebenden die ganze Welt vergessen zu haben schienen, um blos zu fühlen, daß sie einander angehörten, als sie dastanden, Mund an Mund, schön und selig, da überraschte ich in der Gräfin finsterm Auge einen Blick, einen flüchtigen Blick — denn sie erhob sich dabei heftig und verließ das Zimmer; — aber dieser Blick machte mich schaudern, Neid, Haß, Verzweiflung lagen in diesem Blicke, er glich einem mordenden Pfeile. Und ein dunkler Argwohn gegen Gräfin Augusta regte sich in mir; ich beschloß, sie genau zu beobachten.

Ich ging hinaus, um den Thee zu bereiten, und beschäftigte mich nebenbei, den Köpfen der Kleinen einzuprägen, daß der Thee in China wachse u. s. w. Gräfin Augusta kam und setzte sich neben mich, entfernte die Kleinen unter irgendeinem Vorwande und, während ihre zitternde Hand mit dem Theesiebe spielte, sagte sie mit halblauter Stimme:

„Demoiselle Rönnquist, Sie können sich nicht vorstellen, wie der Anblick zweier glücklich Liebenden mein Herz schmerzlich erregt — welche niederschlagende Erinnerungen dieses Bild bei mir hervorruft. Ich fühle wieder alle Glückseligkeit, die ich einst besaß, um zugleich zu fühlen, was ich verloren, was ich für ewig verloren habe. Ich könnte in einem solchen Augenblicke wahnsinnig werden,

und ich eile dann, einem Anblick zu entgehen, der mich umbringt."

Die Wahrscheinlichkeit in dieser Erklärung, die einfache Weise, in der sie dieselbe gab, der Ausdruck bittern Schmerzes in ihrem jungen, schönen Gesicht, ihre Thränen, alles bewog mich, ihr in meinem Herzen stille Abbitte für den gehegten Verdacht zu thun. Hierzu kam, daß ihre Zärtlichkeit für Adelaide zuzunehmen schien, je näher der Tag der Hochzeit herankam. Sie verlangte, daß Adelaide wenigstens die Nächte in ihrem Zimmer zubringen möge, indem sie vorgab, daß die häufigen nächtlichen Gewitter stark auf ihre Nerven wirkten und ihr den Schlaf raubten, und sie könne keine andere um sich haben als Adelaide.

Da Adelaide einwilligte, so konnte ich es nicht verweigern; aber es kostete mich viel, die Nähe meines Lieblings zu entbehren, nicht mehr der stille Zeuge ihres Liebewaltens sein zu dürfen, welches, wenn alles schwieg und in stiller Nacht ruhte, sich oft in Gebeten für den Geliebten aussprach, in Ausdrücken innigster Dankbarkeit gegen den allgütigen Ursprung aller reinen Liebe und Glückseligkeit.

Was ich bald mit Unruhe merkte, war, daß Adelaidens Fröhlichkeit sichtbar abnahm seit dem Augenblicke, wo sie zu Gräfin Augusta gezogen war, welche in dem einen Flügel des Hauses wohnte, während ich mit den Kleinen den andern bewohnte — und sonderbar genug, schien ihre Zärtlichkeit für die Schwester täglich zuzunehmen.

Alarich suchte öfter Augustens als Adelaidens Gesellschaft, und auf diese warf er oft Blicke, die ich mir nicht erklären konnte, so flammend und doch so finster. Ich suchte Aufklärung bei Adelaide, aber sie wich mir aus; dasselbe that auch Alarich mit sichtbarer Kälte, wenn ich ihm meines Herzens Unruhe verrathen wollte. Es war eine unruhige Zeit, und einige Verwandte des Präsidenten,

die auf einige Wochen zum Besuch kamen, waren zur Zerstreuung recht willkommen; aber daß es jetzt einer solchen bedurfte, darin lag nichts Gutes.

Um nicht die Ordnung in meiner Erzählung zu stören, will ich die Rolle einer Clairvoyante spielen und nacheinander, wie sie in der Wirklichkeit vorkamen, die Auftritte vorführen, die erst lange nachdem sie vorbei waren, mir erzählt wurden. So sei denn der Vorhang dem Leser aufgezogen und Gräfin Augusta trete hervor!

„Ich bin deine Freundin, Alarich", sagte die Gräfin zu ihm in den Unterredungen, die sie oft mit ihm hatte. „Deine Freundin in der tiefsten, innigsten Bedeutung des Wortes. Dein Wohl, dein Glück sind mein lebhaftester Wunsch auf Erden. O, was wollte ich nicht hingeben, wäre Adelaide deiner ganz würdig! Ich will mein Urtheil nicht übereilen, aber Adelaidens Flüchtigkeit, ihre grenzenlose Begierde nach Pracht und Vergnügungen, welche sie nur deinetwegen jetzt nicht blicken läßt, ihre Freundschaft für Otto, seine Liebe, sein Reichthum, ihr Benehmen gegen ihn während deiner Abwesenheit — alles macht mich unruhig. Doch bin ich gewiß, daß Adelaide dich liebt, sowie sie lieben kann; aber sie ist so leichtsinnig. — Was? Du willst offen mit Adelaiden reden? Laß sie nur eine Ahnung von deinen Zweifeln, deinem Schmerz erhalten, und sie wird dir Versicherungen ihrer ewigen Liebe geben, die alle deine Zweifel für den Augenblick zerstreuen werden — aber wie bald erlischt nicht dies lodernde Feuer! Laß uns nichts übereilen. Schweige, sei ruhig gegen Adelaide, sei aufmerksam auf ihr Leben und ihr Wesen, und bald wirst du einsehen können, ob sie dich glücklich machen kann, ob sie dich zu lieben versteht."

„Es ist natürlich", sagte sie ein anderes mal, als Alarich aufgeregt und heftig die Fessel des Argwohns, in die es ihr geglückt war, seine Seele zu legen, sprengen wollte; „es ist natürlich, daß diese Spannung, diese Ver-

stellung gegen diejenige, die du so zärtlichst liebst, dir unerträglich vorkommen muß. Geh denn, Alarich, — deine schwesterliche Freundin will dich nur warnen, — geh denn zur Geliebten, äußere deine Unruhe, deinen Schmerz, empfange ihre Eide, ihre Thränen, und gehe dann, das heilige Band mit ihr zu knüpfen, das nur der Tod auflösen wird. — O Gott, Alarich, — wird es dein Glück sichern oder zerstören?"

Alarich, unruhig und gepeinigt, äußerte den Wunsch, mit mir über Adelaide zu reden.

„Demoiselle Rönnquist?" unterbrach ihn verwundert die Gräfin, „Demoiselle Rönnquist ist eine gute Närrin*), die keinen eigenen Gedanken, keine eigene Ueberzeugung hat, die alles blind glaubt, was Adelaide ihr sagt."

„Du, Alarich", flüsterte sie bei einer andern Gelegenheit, „du bist nicht der Mann, der sich von Leidenschaft verblenden lassen und einige Augenblicke rauschender Freude mit dem Verluste der klaren, besonnenen Glückseligkeit eines ganzen Lebens erkaufen wollte. Du bist kein Sklave des Zufalls, der Gewalt eines andern, des eigenen Herzens. — O mein Freund, wie bewundere ich dich, wie wenige sind dir gleich! Und bald wird wol diese peinliche Unruhe aufhören. Ich selbst habe täglich mehr Gelegenheit, in Adelaidens Herz zu blicken, — bald wirst du Licht und Gewißheit haben; — und wäre diese Gewißheit auch schmerzlich, ich kenne dich — ruhig, wenn auch leidend, wirst du der Wahrheit ins Antlitz schauen, du bist ein Mann."

Es gibt beim Mann eine sehr schwache Seite für Schmeichelei, und besonders für die Schmeichelei, welche seine Selbständigkeit und höhere Weisheit preist — und er wird so leicht gebunden, gerade deshalb, weil er sich so frei glaubt.

Alarich war ein edler, kraftvoller Mann, ich wieder=

---

*) Unendlich verbunden, gnädige Gräfin!

hole es jetzt in diesem Augenblick, wo der Leser ihn recht schwach finden dürfte. Aber ist er wol die einzige edle und starke Natur, die eine schwache und verwundbare Seite gehabt hätte, — die von einer listigen Sirenenzunge verführt wurde, sich von der liebenden, treuen Brust wegzuwenden, die nur für ihn athmete? — Wir wollen jetzt Augusta mit Adelaiden zusammen sehen.

Wenn sie des Abends sich in ihr Zimmer begeben hatte, so hob Gräfin Augusta meistens heftig zu weinen und zu klagen an. Sie sagte, sie sei das unglücklichste Wesen in der Welt und hoffe bald zu sterben. Deutlicher äußerte sie sich nicht. Vergebens suchte Adelaide durch Bitten, Liebkosungen und theilnehmende Thränen sie zu vermögen, die Ursache ihres Schmerzes anzugeben und dessen Ausdrücke zu mildern. Augusta antwortete nur mit Thränen, und diese Scenen erneuerten sich oft während der Nacht und raubten Adelaiden sowol den Schlaf als die Ruhe des Gemüths. Augusta beschwor sie, verschwiegen zu sein und, wolle sie nicht ihre Schwester ewig unglücklich sehen, keinem Menschen, am wenigsten aber Alarich, ihre Unruhe und ihr Leiden zu erzählen. Sie forderte hierauf Adelaidens Eid, und diese gab ihn.

Eines Abends war Augusta ruhiger als gewöhnlich. Sie scherzte heiter mit Adelaiden, welche aber diesen Abend unruhig und still war. Sie nahm ihre Juwelen, ihre Perlen und Kostbarkeiten hervor, schmückte damit Adelaidens Haar, Hals und Arme, und führte sie so vor den Spiegel, indem sie sagte:

„Sieh, wie schön du bist, wie blendend schön! Du könntest die ganze Welt entzücken.“

Adelaide stand vor dem Spiegel, sich betrachtend und fast von ihrer eigenen Schönheit geblendet. Ein unwillkürliches Lächeln begann sich über ihr Antlitz zu verbreiten und mit den Diamanten zu wetteifern.

„Sieh“, rief Augusta aus, „wie wohl dieser fürstliche

Schmuck dich kleidet! Schade, daß dich in Zukunft niemand so sehen wird — daß du nie Juwelen wirst tragen können!"

Schnell wandte sich jetzt Adelaide vom Spiegel.

„Nimm sie weg, nimm sie weg!" rief sie tief erröthend, „ihm wird es nicht gefallen."

„Ihm, wem?"

„Alarich!" antwortete Adelaide, und sie entledigte sich der kostbaren Geschmeide mit einer Eile, als hätten diese sie gestochen. Sie sammelte sie in ihren Händen und sagte heiter lächelnd: „Sieh, Augusta, alles dieses gebe ich hin für einen Blick von ihm."

Augusta nahm ihr Geschmeide zurück und legte es, ohne ein Wort zu sagen, wieder in ihre Schachtel. Hierauf erfolgte ein Ausbruch von Schmerz, heftiger als einer der vorhergegangenen. Sie schien der Verzweiflung nahe zu sein. Außer sich vor Mitgefühl und Schrecken umschlang Adelaide die weinende Schwester.

„Sage mir, o sage mir, Augusta, warum du so tief leidest; sage mir, auf welche Weise ich dir helfen kann; ich will alles, alles für dich thun!"

„Alles?" wiederholte die Gräfin Augusta und sah die Schwester mit mistrauischem und betrübtem Blick an.

„Ja, alles, alles, wenn es nur nicht Alarich zuwider ist."

„Und wenn es so wäre — ach Gott! — ich Unglückliche! — Alarich! Geliebter Alarich!"

Adelaide blickte auf die Schwester mit stummem Erstaunen.

„Ich liebe ihn, Adelaide, ich bete ihn an — und er ist dein; sieh da meinen geheimen Kummer, meine Verzweiflung, meinen Tod. Ich werde den Tag nicht überleben, der ihn für immer mit dir vereinigt. Und wohl mir, wenn dieses Herz aufhören wird zu bluten, wenn es seinen langen Kampf beenden darf. Verlasse

mich, Adelaide, verlasse mich, du kannst mir nicht helfen, du kannst, du willst ihn mir nicht geben."

„Und wie sollte ich", sagte die bleiche und zitternde Adelaide, „dir ihn geben können? Es ist ja sein Glück, seine Wahl, um was es sich fragt. Er liebt ja mich."

„Und wenn, Adelaide, wenn seine Wahl doch frei, sein Glück doch gesichert werden könnte —"

Adelaide betrachtete die Schwester überrascht und fragend. Diese setzte sich neben sie hin und fuhr mit einer grausamen Vertraulichkeit fort:

„Sage mir, Adelaide, glaubst du, daß Alarich ein Mann ist, der allein nach des Körpers Schönheit beim Weibe fragt? Glaubst du nicht, daß er in seiner Gattin auch einer Gesellschafterin, einer Freundin bedarf, welche seine erhabenen Gedanken, seine genialen Lebensansichten theilt, welche liebt, was er liebt, für das lebt, wofür er lebt, welche für das Tiefste, das seine Seele birgt, empfänglich ist, und alles für ihn ist, wie er alles für sie? Oder ist meine Ueberzeugung von der Glückseligkeit, die Alarich sucht, ungegründet und nur ein Traum?"

Adelaide stutzte; sie antwortete nicht, aber Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen; sie athmete kurz und schnell.

„Glaubst du, Adelaide, daß du alles hast, was Alarich glücklich machen kann? — Du, die du an seinen Genüssen nicht theilnehmen kannst, sein Streben nicht verstehst? Verzeihe mir, Adelaide, ich wollte dir nicht wehe thun, ich wollte dir nur eine Wahrheit zeigen, die du dir doch nicht lange mehr verhehlen konntest; du bist nicht genug für Alarich."

Adelaide fühlte sich getroffen. Sie erbleichte völlig, faltete ihre Hände auf dem Schoße zusammen und große, schwere Tropfen entströmten ihren Augen.

„Nein, Adelaide, du bist ihm nicht genug. Noch fesselt ihn deine Schönheit und deine Liebe, aber du

mußt selbst fühlen, daß dieses Band mit jedem Tage loser wird. Mit jedem Tage fühlt er mehr, daß er mit dir nicht glücklich werden kann, daß du nicht erfüllen kannst, was seine große Seele bedarf — jeden Tag entfernt er sich mehr und mehr —"

„Er liebt mich, er liebt mich doch!" rief Adelaide mit gewaltsamer Bewegung.

„Seine Zärtlichkeit bezeugt, daß er glaubt, es wäre schade um dich, — seine zunehmende Kälte, daß er wünscht, deiner ledig zu sein."

„Meiner ledig?" rief Adelaide aus, und stolz erhob sich der Kopf, schwellte die Brust, während Unmuth in dem thränenvollen Auge leuchtete. „Vom ersten Augenblick eines solchen Wunsches ist er frei. Aber", und hier erlosch auf einmal aller Unmuth, „warum redest du so, Augusta, du kannst ja seine Gedanken nicht wissen, du kannst —"

„Und wenn ich sie doch wüßte? — Wenn ich dir jetzt sichere Beweise zeigen könnte, daß ich seine Gedanken und Wünsche kenne. — O, Adelaide, thörichte Adelaide! bedarf es wol anderer Beweise, als die jeder Tag uns gibt? Zu wem wendet sich Alarich, wenn seine Seele voll ist von großen und schönen Gedanken, wenn er sich aussprechen und verstanden werden will? Zu wem wendet er sich, wenn sein Herz betrübt ist, wenn er unmuthig von dir geht; zu wem, Adelaide?"

„Gib mir andere Beweise, ich muß andere haben, andere sehen!" rief außer sich Adelaide.

„Auch diese sind da und können gezeigt werden", fuhr Gräfin Augusta mit schrecklicher Kälte fort, und indem sie eine Haarkette löste, nahm sie ein kleines goldenes Medaillon hervor, drückte auf eine Feder, und es öffnete sich eine Kapsel und zeigte Adelaiden das Bild ihres Geliebten; noch eine andere Feder sprang, und sie erkannte eine Haarlocke von ihm.

„Kennst du dieses Bild?" fragte Augusta; „kennst

du dieses Haar? — Nein, strecke nicht die Hand danach aus, es ist nicht dein, es gehört mir; er gab es mir zum Andenken an ihn, als Beweis von —" sie endete nicht.

Adelaide sprang auf, und wild die Hände zusammenschlagend rief sie aus: „Ist es möglich! Mein Gott, ist es möglich!"

„Und warum", fragte die Schwester mit einem höhnenden Lächeln, „sollte es so unmöglich, so unnatürlich sein? Alarich fühlt, daß er und ich in allem sympathisiren, daß unsere Seelen nur eins sind. — Adelaide, höre mich und richte zwischen uns! Ich war Alarich's erste Neigung — er liebte mich, ehe er dich liebte; man wußte es allgemein, man sprach überall davon, man betrachtete eine Verbindung zwischen uns als so gut wie entschieden; ich selbst that es, denn ich liebte ihn, und sein geringes Vermögen war in meinen Augen eher ein Grund für, als gegen ihn. Da, Adelaide, tratest du zwischen uns! deine Schönheit blendete Alarich, er ward gleichsam durch dich bezaubert; aber du besaßest ihn niemals — du konntest ihn niemals besitzen. Jetzt fühlt er es; jetzt, wo die Verblendung allmählich aufgehört, sieht er mit Sehnsucht auf mich zurück; er fühlt, daß uns der Himmel füreinander schuf, daß er nur mit mir das dauerhafte und edle Glück finden kann, das er im Leben sucht; — ist es zu verwundern, wenn ihn der bezaubernde Reiz gereut, der seine Sinne an eine andere fesselte, die Schwäche, die ihn für sein ganzes Leben zum Sklaven machte? Deine Eigenliebe, Adelaide, dein Uebermuth —"

„Bin ich übermüthig gewesen?"

„Ja, du warst es, Adelaide!"

„So verzeihe mir Gott!"

„Hast du je daran gezweifelt, daß alle dich lieben müßten, daß dein Wille für alle Gesetz sein sollte? Warst du je geneigt, dich nach den Wünschen anderer

zu richten? Hast du nicht die Liebe, die dir geschenkt ward, wie einen schuldigen Tribut, deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit gezollt, entgegengenommen? — Findest du es nicht noch jetzt ganz natürlich, daß Alarich dich mit allen deinen Fehlern vergöttert? — Ist dies nicht Uebermuth, kühner, unerhörter Uebermuth?"

„Du bist hart, Augusta! Bin ich übermüthig gewesen, o so bin ich hart gestraft."

„Nicht du allein bist schuld an Alarich's veränderter Gemüthsstimmung, Adlaide — auch das Glück ist gegen dich. Du bist arm, Adelaide — ich bin reich; Alarich ist kein Schwärmer, er ist ein verständiger Mann. Er fühlt, daß er nicht dazu gemacht ist, um sich in einen engen Kreis einzumauern; er fühlt, daß er für einen höhern Wirkungskreis geschaffen ist, geschaffen, um in der Welt zu glänzen, um sie zu erleuchten, und er weiß, daß ich das besitze, was ihn in Stand setzen kann, seinen Wirkungskreis zu erweitern, daß ich ihm die Mittel verleihen kann, das zu erreichen, dem seine ehrgeizige Seele nachstrebt."

„Reichthümer", sagte Adelaide mit einem Tone tiefer Traurigkeit, „Reichthümer, Ehre, können sie ihm wol mehr Glück verleihen, als meine Zärtlichkeit, meine innige Zärtlichkeit, meine innige Liebe?"

„Auch ich habe Zärtlichkeit, auch ich habe Liebe!" sagte Augusta, indem sie ihre Hand auf der Schwester Arm legte und ihn heftig drückte. „O! niemand weiß, wie ich ihn geliebt habe — und meine Liebe wird nur mit meinem Leben aufhören. Wenn deine Liebe, Adelaide, ihm genug wäre, warum ist er denn nicht glücklich, warum quält er sich sowol wie dich, warum scheint er immer unruhiger und unglücklicher zu werden, je näher der Tag euerer Vereinigung heranrückt? Sei überzeugt, Adelaide, daß er froh sein würde, eine Veranlassung zu haben, mit dir zu brechen und eine Verbin-

dung aufzulösen, die so wenig für ihn paßt. Nur Mitleiden mit dir ist es, was ihn zurückhält."

Adelaide weinte heftig. „Ich will mit ihm reden", rief sie aus, „ich will ihn fragen, ob er mich nicht mehr liebt, und wenn ich das Wort aus seinem eigenen Munde höre, so soll er frei sein."

„Du wirst ihn fragen? Damit er dir die Wahrheit, aus Mitleid zu dir, verhehlen soll; damit er seinem Glücke deinethalben entsage? Ist das edel, Adelaide?"

„Ich werde eine Freundin fragen, wie ich verfahren soll, werde reden mit —"

„Emma Rönnquist? — Damit sie mit Alarich rede und ihn durch Bitten und Thränen dahin bringe, dir treu zu bleiben! Denn du weißt wohl, daß sie dich über alles in der Welt liebt und ohne Bedenken das Glück aller andern Menschen für dich hinopfern würde."

„Mein Gott, was soll ich thun?" rief Adelaide in Verzweiflung aus.

„Wo ist jetzt, Adelaide, deine so gepriesene Güte, wo dein heller Verstand? Du siehst, du weißt, daß du mit einer einzigen muthigen, selbstversagenden Handlung zwei Menschen glücklich machen kannst — den Mann, den du über alles zu lieben vorgibst, und deine Schwester — du weißt es und zauderst noch? — Und du willst sie beide deines Glücks wegen opfern? Und welches Glück kannst du hiernach noch erwarten aus der Verbindung mit einem Manne, der dich nicht liebt, der dich nur gezwungen zur Gattin nimmt? Sieh, Adelaide! Ich habe lange mit meiner Liebe geschwiegen, ich habe lange gegen sie gekämpft, — ich wollte, daß du glücklich werden solltest, und ich — ich wollte sterben; — aber heute ist es mir klar geworden, daß ich mit meinem Glück auch das Alarich's aufopferte. Diese Gewißheit, dieser doppelte Schmerz hat mir mein Geheimniß entlockt. Vergib mir, Adelaide, vergib das Leiden, das

ich dir verursacht; ich werde von jetzt an schweigen, und bald — bald wird der Tod diese Lippen versiegeln; — denn ich weiß es, Adelaide, was du bei dir beschlossen hast, ich weiß es!"

„Nein, du weißt es nicht!" sagte Adelaide, indem sie mit stolzer Selbstbeherrschung aufstand, das Auge klar von erhabener Entsagung. „Aber" — und sie sah zur Schwester mit gefalteten Händen auf, mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst — „Augusta, kannst du ihn glücklich machen?"

„Du zweifelst noch daran nach dem, was du gesehen und gehört hast? Gute Nacht, Adelaide!"

„Nein, bleibe! Verzeihe! Aber ach, ich habe ihn so sehr geliebt! — Es lag eine solche Gewißheit hier", und sie legte die Hand aufs Herz, „eine Gewißheit, daß ich ihn glücklich machen könnte, daß niemand so wie ich es könnte, daß ich allein den Schlüssel zu seinem Herzen hätte — daß er mich ewig lieben müßte, wie ich ihn ungeachtet aller zufälligen Reibungen, ungeachtet aller meiner Fehler; — es war eine Gewißheit, und ich glaubte, daß nichts in der Welt mir diese zu rauben vermöchte, und — wie ist es jetzt?" fragte sie in stiller Verwirrung, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr. „Ist sie fort, fort?" Sie ergriff das auf dem Tische liegende Medaillon. — „Gab dir dies Alarich?"

„Ja!"

„Augusta" sagte Adelaide feierlich, aber mit zitternder Stimme, indem sie sich an den Tisch stützte, „Alarich wird dein werden — ich werde euch nicht trennen. — O wie unwürdig wäre ich nicht, wenn ich zwischen seinem und meinem Glück noch schwanken könnte! — Aber", und sie führte wieder die Hand zur Stirn, „daß sie nicht eins sind, das ist es, was ich noch nicht recht begreife. Ich weiß wohl, daß ich seiner nicht würdig war, daß ich es nie vollkommen werden würde, — aber daß er mich so unwürdig beurtheilen sollte! Ich bin noch so

jung, ich bewunderte ihn so hoch, ich liebte ihn so innig — o, daß er mich so verachten sollte!"

„Vergelte ihm Gleiches mit Gleichem, Adelaide! Dieser Stolz steht dem Weibe wohl an. Verachte ihn, verschmähe ihn!"

„Nie, nie!" sagte Adelaide. „Er kann mich verlassen und ich werde ihn doch immer lieben; er kann mich verachten und ich werde ihn doch immer segnen. Es kann nicht anders werden. Augusta!" rief sie, indem ihre Thränen aufs neue zu strömen begannen, „in meinem Herzen ist nichts als Liebe zu ihm — jetzt, jetzt in diesem Augenblick, wo ich die Beweise seiner Untreue gegen mich sehe, seine Verachtung meiner Liebe — ist dort kein Tropfen Bitterkeit gegen ihn, — jetzt, wie immer, wollte ich für ihn sterben! — Ach! ich thue ja mehr, ich entsage aller meiner Lebensfreude seinetwegen!"

„Edelmüthige Adelaide!" rief Gräfin Augusta und schloß sie in ihre Arme.

Adelaide saß stumm und unbeweglich da.

„Und jetzt, Adelaide, sei vollkommen edelmüthig! Wolle auch die Mittel, die zum Zwecke führen."

„Was soll ich thun?"

„Schreibe morgen früh an Tante Ulla! Bitte sie, herzukommen und dich auf einige Tage nach R. abzuholen."

„Nach R.? — Was würde Alarich denken? Otto ist ja —"

„Ich glaubte, es wäre deine Absicht, Alarich seine Freiheit wiederzugeben", sagte trocken Augusta.

„Es ist wahr, o es ist wahr! Ja, ich werde schreiben, ich werde hinfahren — und er wird dann die Veranlassung haben, die er sucht. Und jetzt — verlasse mich, Augusta, verlasse mich, ich muß allein sein!"

„Wenn es dich aber gereute, Adelaide?"

„Nie, dies nicht; — aber verlaß mich jetzt — bleibe,

Augusta, küsse mich erst! O, wenn du ihn glücklich machst, so werde ich gern allen Schmerz vergeben, den du mir zufügst. Gott segne dich, wenn du Alarich glücklich machst!"

Die Schwestern trennten sich und verbrachten beide ine schlaflose Nacht.

Früh am folgenden Tage vermochte Augusta ihre Schwester, das verabredete Billet zu schreiben. Sie selbst schrieb insgeheim eins an Otto, welches so lautete:

„Frischen Muth, lieber Otto! Was ich lange erwartet und vorausgesagt habe, ist eingetroffen. Adelaide ist Alarich's ewigen Misvergnügens, sowie er ihres flüchtigen Wesens müde geworden. Das Band, welches sie jetzt vereint, ist so schwach, daß es beim geringsten Hauche reißen wird. Adelaide denkt deiner mit Zärtlichkeit. Komm heute Vormittag nach B. Komm mit deiner Mutter, aber gehe sogleich bei deiner Ankunft herunter in den Garten in die Laube zur linken Hand; warte dort. — Sei ein Mann, Otto, und du wirst in derjenigen, die du liebst, ein Weib finden. Aber im Anfange stelle dich verzweifelnd und untröstlich. Heimlichkeit und Pünktlichkeit."

Als sie geschrieben, ging sie hinaus, um den Boten abzusenden.

„Schon auf und aus?" sagte Alarich, der, von einer seiner gewöhnlichen Morgenwanderungen zurückkehrend, ihr auf der Treppe begegnete.

„Der schöne Morgen hat auch mich herausgelockt. Ich habe eine unruhige Nacht gehabt — ich mußte mich an der reinen frischen Luft erquicken."

„Was macht Adelaide?"

„Ich weiß nicht — sie schreibt ein Billet, glaube ich. O, Alarich! meine Furcht ist fast bestätigt, Adelaide ist nur ein schwaches und eitles Weib. Otto und seine Reichthümer leben mehr in ihrem Sinne, als du und ich argwöhnen, sodaß nur Mitleiden, vielleicht auch

Furcht sie abhält, es offen zu erkennen zu geben. Gestern Abend bekleidete sie sich mit meinen Juwelen —"

„Gestern Abend?"

„Ja — und stand lange vor dem Spiegel, ihre wirklich blendend schöne Gestalt mit tiefen Seufzern betrachtend."

Alarich neigte sich gegen einen der Pfeiler der Balustrade und kühlte an ihm seine brennende Stirn.

„Alarich, woran denkst du? fragte nach einigem Stillschweigen die Gräfin.

„Ich wollte, ich könnte ihr Juwelen geben", antworte er bitter lächelnd. „Ja", fuhr er leiser und gleichsam mit sich selbst redend fort, „so schwach bin ich, daß ich jetzt nichts schmerzlicher empfinde, als ihr keine Juwelen geben zu können."

„Beklagenswerther Alarich!" seufzte Augusta. „Alarich, mein Freund, wenn es dich glücklich machen kann — so nimm meine Kostbarkeiten — nimm sie alle — was soll ich damit machen? — Eine freudenleere Brust schmücken? Nimm sie und mache Adelaiden —"

„Kein Wort mehr davon!" sagte Alarich mit Heftigkeit. „Vergib mir, Augusta. Aber du kennst mich zu wenig. Wo ist Adelaide?"

„In ihrem Zimmer. Suche sie jetzt nicht auf, denn ich fürchte, du würdest nicht willkommen sein. Sei ruhig, gelassen und warte noch einige Zeit; vielleicht geben uns die Ereignisse in kurzem eine Klarheit, welche unser Verfahren bestimmen kann."

„Ja, Gewißheit, Gewißheit", sagte Alarich, „wenn auch die bitterste, nur nicht länger diese martervollen Zweifel!"

„Mögen sie aufhören, um dir dein Glück zu bereiten. Unterdessen höre meine Bitte. Beunruhige Adelaide nicht. Laß uns still und wachsam sein; es ahnt mir, daß wir noch heute die erforderliche Aufklärung haben werden."

Sie entfernte sich und suchte Adelaide auf, welche sie in Thränen gebadet antraf. Augusta suchte bald durch Lob, bald durch Vorwürfe bei der Schwester eine andere Gemüthsstimmung hervorzurufen. „Diese Thränen", sagte sie, „diese bleichen Wangen werden dich verrathen und deine edle Selbstopferung vereiteln. Wenn dein Vorsatz, Adelaide, nicht blos ein leeres Gaukelspiel ist, so fasse für ein paar Stunden Muth und Entschlossenheit; willst du nicht Alarich's Mitleiden erwecken und dadurch seiner Freiheit eine Fessel anlegen, so trockne deine Thränen, rufe die Farbe auf deine Wangen hervor, gib deinem Wesen Sicherheit — sei völlig ein Engel — entsage ganz und handle kraftvoll, sonst hast du nichts gethan für den, welchen du liebst!"

Als Adelaide zum Frühstücke herauskam, glich sie einer Fieberkranken. Eine wilde, unbehagliche Munterkeit herrschte in ihrem Wesen, das sonst so anmuthsvoll fröhlich und ruhig war. Alarich wandte seinen Blick nicht von ihr weg; aber es war keines zärtlichen und unruhigen Liebenden Blick, es war ein durchdringender und scharfer. Zuweilen verrieth sich eine tiefe Bewegung in seinen Gesichtszügen, aber er blieb ruhig. Adelaide's Blick senkte sich vor dem, der auf sie gerichtet ward, ihre Verwirrung stieg mit jedem Augenblicke. Lange konnte sie es so nicht aushalten, sie stand plötzlich auf und ging hinaus. Auch Alarich erhob sich und ging ans Fenster. In demselben Augenblicke ward das Rollen eines Wagens gehört, und vier schnaubende feurige Schecken flogen vors Thor mit der Equipage der Excellenz G. Mit geheimem, aber kochendem Unmuthe sah Alarich die Baronin und ihren Sohn Otto aussteigen. Dieser letztere begleitete jedoch seine Mutter nicht herauf, sondern begab sich sogleich in den Garten. Alarich folgte ihm mit den Augen. Die Saalthüren wurden jetzt aufgeschlagen, Seidengewänder rauschten und herein trat die Baronin.

„Ich höre", sagte sie, nachdem sie alle mit der

gewöhnlichen Freundlichkeit begrüßt hatte, „daß ich heute meine Adelaide zu mir bekomme. Das liebe Mädchen hat mir selbst geschrieben, und ich komme jetzt ganz stolz und glücklich, um sie abzuholen; — aber wo ist sie?“

„Ich werde ihr sagen, daß Sie hier sind“, sagte Augusta, indem sie hinausging und Alarich einen Blick zuwarf. Sie traf Adelaide in einem Zustande der tiefsten Gemüthsbewegung.

„Ich weiß, was du zu sagen hast, Augusta“, rief sie, „ich weiß, wer hier ist und was du willst; aber ich kann jetzt nicht, ich kann jetzt nicht zu ihnen hineingehen, nicht vor den Augen aller ihm und seinem Willen trotzen; meine Knie tragen mich nicht, denn es ist mir, als wollte das Leben mich verlassen.“

„Adelaide, beste Adelaide, beruhige dich — du sollst uns nicht verlassen, wenn du nicht willst; alles hängt ja von dir ab; niemand zwingt dich. Beruhige dich, komm mit mir in den Garten — du weist, wir können durch die Hinterpforte dahin gelangen, ohne von den Fenstern aus gesehen zu werden. Die frische Luft wird dir wohl thun und die entscheidende Stunde wird verzögert. Du erhältst Zeit, nachzudenken und dich zu entschließen.“

Adelaide ließ sich von der Gräfin führen. Sie waren noch nicht lange in einem der gewölbten Gänge des Gartens gegangen, als Otto hervorsprang und Adelaide zu Füßen fiel. Diese warf ihm einen überraschten und unmuthvollen Blick zu und wollte entfliehen, aber er umfaßte ihre Knie und hielt sie zurück.

„O Cousine Adelaide, höre mich nur ein einziges mal, ich muß mit dir reden. — Was habe ich gethan, daß du mich so grausam verabscheuest?“

„Ich verabscheue dich nicht, Otto; aber verlasse mich, ich bitte dich darum, ich will es.“

„Höre mich nur noch ein einziges mal — das letzte

mal, dann werde ich für immer fliehen — ich werde reisen, bis ans Ende der Welt."

„Höre ihn", bat leise Augusta, „er liebt dich ja so innig — höre ihn und du entgehst dann leichter seiner Zudringlichkeit; ich werde etwas beiseite gehen und darüber wachen, daß kein unwillkommener Gast uns störe." Sie entfernte sich bei diesen Worten und eilte aus dem Garten. Auf dem Hofe begegnete ihr Alarich.

„Wo ist Adelaide?" fragte er heftig.

„Im Garten in der Laube zur linken Hand — und meine Ahnung — beklagenswerther Alarich!" Sie enteilte, und Alarich stürzte mit glühenden Wangen nach dem ihm bezeichneten Orte hin.

Adelaide hatte Otto erlaubt, sie in die Laube zu führen, und auf einer Bank sitzend hörte sie die Aeußerungen seiner tödlichen, aber innigen Liebe. Es war nichts von Strenge in Adelaidens Herzen. Ihre natürliche Güte, die Freundschaft, die sie für ihren jungen Verwandten hegte, das Gefühl eigenen bittern Leidens machte sie in diesem Augenblicke weich. Sie sagte ihm, daß sie ihn nicht lieben könnte, daß sie nur Alarich allein auf der Welt liebe; aber dabei erlaubte sie ihm, auf den Knien vor ihr liegend, ihre eine Hand mit Küssen und Thränen zu bedecken. „Mein guter Otto", sagte Adelaide's liebliche Stimme; aber plötzlich verstummte sie, denn vor ihr stand Alarich, tausend Dämonen in seinem Blicke.

Ein Schreckensruf arbeitete sich aus Adelaidens Brust hervor. Sie stieß Otto von sich, und besinnungslos und in Verzweiflung lief sie aus dem Garten hinauf ins Haus und in die Galerie, wo ich allein war.

In einigen Minuten sammelte sie sich jedoch wieder, und mit einer Ruhe, als hätte sie beschlossen, mit Festigkeit dem Aergsten entgegenzugehen, saß sie still und todtenbleich da, die Augen gesenkt, und nur ihr schnelles und bedrücktes Athemholen verrieth die Unruhe in ihrer

Brust. Angstvoll fragte ich sie um die Ursache ihrer Gemüthsbewegung.

„Frage mich jetzt nicht", antwortete sie kurz; „bald, bald wird alles gesagt sein."

Jetzt hörte man jemand mit langsamen und gleichsam widerstrebenden Schritten sich der Thüre nähern. Adelaide stand auf, sie begann heftig zu zittern, ihr Gesicht war farblos wie die Marmorurne, gegen die sie sich stützen mußte. Eine Hand faßte draußen ans Schloß, aber zögerte, es umzudrehen; endlich ging die Thüre langsam auf und Alarich trat ins Zimmer. Ich erschrak bei seinem Anblicke. In seinem Gesichte lag ein furchtbarer Ausdruck. Da stand Verzweiflung, da stand Verurtheilung, beschlossenes, unabwendbares Unglück. Er näherte sich Adelaide langsam und blieb einige Schritte vor ihr stehen. Adelaide war ruhiger geworden, sie zitterte nicht mehr und sah ihn an, mit einem Blicke — ein Himmel von Unschuld und Liebe lag darin; aber er senkte sich schnell vor dem unbeweglichen Urtheile, das in dem seinigen zu lesen war. Bei ihm war der Sturm schon unterdrückt, aber daß er schrecklich gewesen war, das stand auf seiner Stirn und seinen bleichen Lippen geschrieben.

„Adelaide!" sagte er in einem Tone so traurig und strenge, daß Todesangst dabei mein Herz erfaßte, „Adelaide — wir müssen uns trennen, trennen für ewig. Ich habe längst geahnt, daß wir füreinander nicht paßten; — du warst der Liebe nicht werth, die ich dir bewies; ich fürchtete es früher, jetzt weiß ich es. — Adelaide, ich vergebe dir, aber ich beklage dich. — Der Engel, der dir seine Gestalt lieh, lockte mich, bezauberte mich. Ich glaubte — aber es ist vorbei — für immer vorbei. Dein Leichtsinn, dein strafbarer Leichtsinn hat uns für immer geschieden. O daß ich vergessen könnte!" — Er schwieg, von seinen gewaltsamen Gefühlen überwältigt.

Ich konnte es nicht aushalten, diese Sprache gegen

Adelaide reden zu hören und sie in einem solchen Zustande vor ihm zu sehen. Ich trat zu ihr heran:

„Adelaide, warum sprichst du nicht, warum vertheidigst du dich nicht? Du bist ja unschuldig, mein Liebling, du kannst diese Sprache nicht verdienen.“

Adelaide antwortete nicht, sie stand unbeweglich; ich trat näher; ich wollte ihre Hand ergreifen; sie schob mich sanft zurück.

Alarich fuhr mit einer Bewegung fort, die er vergebens zu beherrschen suchte: „Möchtest du glücklich werden, Adelaide! Erinnere dich, daß das Erdenleben kurz ist, — daß die Eitelkeit einen flüchtigen Genuß gewährt. — Aber warum sage ich dir dies?“ fügte er mit einem Zucken des Mundes hinzu, das einem Lächeln ähneln sollte. „Ich suche dich nur, um dir zu sagen, daß du frei bist. Lebe wohl!“

Er wendete sich um und ging. Adelaide folgte ihm dem Aussehen nach fast bewußtlos. In der Thüre faßte sie seine Hand, hielt ihn zurück und sah zu ihm herauf mit einem Ausdrucke, der zu sagen schien: „Ist es wirklich wahr? Ist es möglich, daß wir uns trennen? Ist es Ernst?“

Er machte seine Hand aus der ihrigen los, stand aber still und betrachtete sie, die jetzt mit einem rührenden Ausdrucke treuer Engelsliebe ihm ihre Arme entgegenstreckte. Ein dämonischer Ausdruck flog über sein Antlitz und entstellte die schönen Gesichtszüge; gewaltsam schob er sie zurück und verschwand. Der Stoß von seiner Hand, noch mehr der Schrecken dieses Augenblicks warf Adelaide auf den Marmorboden nieder. Hier lag sie still und bleich wie eine Sterbende. Ich hob sie auf, ich trug sie auf meinen Armen in ihr Zimmer. Ich redete hier mit den tröstlichsten, eindringlichsten Worten zu ihr; aber vergebens, sie blieb still, athmete kurz, schnell und hielt die Hände über die Brust,

als suchte sie hier irgendeinen großen Schmerz zu unterdrücken.

Ich bat die Baronin, zu Adelaide hineinzugehen, und eilte, Alarich aufzusuchen, um womöglich ihn wieder zu Sinnen zu bringen und einige Aufklärung über den sonderbaren Auftritt zu erhalten, dem ich soeben beigewohnt hatte.

Als Alarich Adelaide verließ, gab er sogleich Befehl zur Abreise, und in einigen Minuten war sein Wagen vor der Thüre. Da trat plötzlich und ungemeldet die Gräfin Augusta in sein Zimmer.

„Ich wollte dir etwas sagen, Alarich", redete sie ihn an und ihre Wangen glühten. — „Alarich, wenn die Zeit deinen Schmerz gelindert und du eine Unwürdige vergessen hast, so denke, so erinnere dich, daß Augusta dich liebt, dich innig und warm liebt!"

Er sah sie verwundert an. Sie trat ihm näher und reichte ihm die Hand.

„Augusta", sagte er, sie mit finsterm Ernste entfernend, „ich kann dir nicht einmal danken. Du kannst nichts für mich sein. Meines Lebens Freude ist fort — ich habe keine Liebe mehr zu geben. Leb' wohl; vergiß mich!" Und er entfernte sich schnell. Auf der Treppe begegnete ich ihm. Ich hielt ihn auf und fragte:

„Um Gottes willen, sagen Sie mir, was ist geschehen?"

Er heftete die Augen auf ein kleines Halstuch, das Adelaide gehörte und das ich zufällig in der Hand hatte; entriß es mir und, ohne auf meine Frage zu antworten, eilte er fort, das Tuch mit Küssen bedeckend. Jetzt sah ich Augusta mit glühenden Wangen aus seinem Zimmer kommen.

„Was ist geschehen?" fragte ich sie, „was bedeutet dies alles?"

„Ich weiß es kaum selbst. — Wie befindet sich Adelaide?“

„Schlecht. — Was sagt Graf Alarich?“

„Mir liegt nicht ob, von ihm und seinen Handlungen Rechenschaft zu geben“, sagte unmuthvoll die Gräfin. In demselben Augenblicke hörten wir einen Wagen rollen. Alarich war abgereist.

Liebe bis in den Tod.

Ich singe, denn ich sterbe, und frei von seinen Banden
Hebt der Geist sich aus des Erdenlebens Zwang.
Leb' wohl! Ich fliege zu den lichten Landen,
Und dort werd' ich mit schönerem Gesang
Mein Leben, meine Liebe noch einmal besingen.
Schwanengesang.

Als ich zu Adelaide zurückkehrte, fand ich die Baronin neben ihr sitzend und damit beschäftigt, ihr eine Masse von Moral und Maximen einzugeben, welche wol einen Gesunden krank machen konnten und daher vielleicht nach den Berechnungen der Homöopathie einen Kranken gesund machen müßten. Aber bei meiner armen Adelaide zeigten sie nicht die geringste Wirkung. Sie lag still und unbeweglich da und schien zu leiden. Ich beeilte mich, die Baronin auf das artigste zu beurlauben; sodann setzte ich mich schweigend neben Adelaide hin, nur mit ihr beschäftigt und auf ein Mittel sinnend, um sie zum Sprechen oder wenigstens zum Weinen zu bringen. Ach, es war der erste Schmerz, welcher dieses junge, weiche Herz traf; es war noch zu wenig gehärtet, es schien unter der Bürde brechen zu wollen.

Aus einem Zustande todter Ruhe, worin Adelaide bis

zum Nachmittage lag, verfiel sie in eine rastlose Unruhe. Sie ging aus dem einen Zimmer ins andere und schien etwas zu suchen, aber ohne selbst zu wissen was. Meine Unruhe ihretwegen war unbeschreiblich; ich ließ nach Aerzten aus der Stadt schicken, und folgte indeß Adelaide still und treu wie ihr Schatten. Nachdem sie fast durch das ganze Haus gewandert war, ging sie hinaus; ich ließ sie gehen, folgte ihr aber schweigend nach. Ich war froh, daß sie ausging, und hoffte, daß die Bewegung und die frische Luft sie zur Besinnung zurückrufen würden. Sie nahm denselben Weg, den Alarich gereist war, und ging immer schneller und schneller, bis sie beinahe zu laufen anfing. Sodann wich sie vom Wege ab und setzte unregelmäßig, bald gehend, bald laufend, ihre Wanderung durch wilde Waldgegenden fort. Ich konnte ihr nur mit Mühe folgen; aber ihr weißes Kleid, welches zwischen den Bäumen flatterte, glänzte mir auf ihrer Spur vor. Fast eine Stunde setzten wir diese peinliche Wanderung fort. Ich hatte Adelaide zurückhalten wollen, aber sie schien meine Absicht zu ahnen, und jedesmal, wenn ich mich ihr näherte, entfloh sie mir mit der Schnelligkeit einer Taube. Mein Rufen und meine Bitten schien sie nicht zu hören. Auf einmal sah ich sie sich kopfüber auf den Boden werfen. Ich lief hinzu und sah, daß sie sich niedergeworfen hatte, um aus einem kleinen Quell zu trinken, der zwischen Steinen und Gebüsch hervorrauschte.

In demselben Augenblicke, als ich mich zu ihr niederbeugte, sah ich einen klaren Blutstrom hervorquellen und sich mit dem Wasser des Quells vermischen. Er kam aus der Brust meiner armen Adelaide, welche ich jetzt bleich und bewußtlos in meinen Armen hielt. Ich war der Verzweiflung nahe. Es war spät am Abend und fing an dunkel zu werden. Wir waren mitten im Walde, keine Spur einer menschlichen Wohnung war ringsumher zu sehen. Wohin sollte ich mich mit Adelaide begeben? Wo Hülfe für sie finden?

Ich hatte mir oftmals gesagt, daß es eitel wäre, Gott um weltliche Hülfe anzurufen, denn er könne nicht eines Menschen halber mit willkürlicher Hand in die Ereignisse eingreifen, deren freies Spiel er einmal erlaubt hat, und daß er nicht hemmen kann, ohne das Gesetz umzustoßen, das er der Natur eingeschrieben hat; ich hatte daher lange keine Bitte für etwas Zeitliches emporgesandt — aber in dieser Stunde der Angst waren alle Vernunftgründe ohnmächtig; ich folgte des Herzens unmittelbarem Triebe — ich betete — betete zu Gott um Hülfe für meinen Liebling. Aber alles blieb stumm um uns herum, blos die blutgefärbte Quelle murmelte und der Kreuzschnabel hackte die herunterfallenden Eicheln — dann und wann rauschte es im Walde und in weiter Entfernung hörte man die Töne eines Waldhorns. Adelaide lag mit geschlossenen Augen, still, todtenbleich und blutig da; ich glaubte, ihre letzte Stunde wäre gekommen. Ich rief mehreremal laut, aber nur ein Echo antwortete mir. Wiederum betete ich still und unter Thränen — da traf ein Rettungston mein Ohr. Es war das Geläute einer kleinen Kuhglocke und die Stimme eines treibenden Weibes. Und bald trat aus den Gebüschen ein altes Weib und eine Kuh hervor, die erschreckt bei unserm Anblicke stille stand. Ich rief die nicht minder erschreckte Frau an, erzählte ihr in Eile, was geschehen war, und bat um ihre Hülfe. Ihre Wohnung war nicht sehr fern, und sie half mir Adelaide tragen. Adelaidens Blut strömte nicht mehr, aber sie lag in todtengleicher Ohnmacht da. Ungefähr hundert Schritte von der Quelle, gerade am Ende des Waldes, lag die kleine Hütte. Wir trugen Adelaide in die enge, finstere, aber reinliche Stube und legten sie dort auf ein Strohlager. Die Alte eilte sogleich nach dem Gute, um dort das Vorgefallene zu berichten und alle mögliche Hülfe herbeizuschaffen. Ich hoffte, daß der Arzt um diese Zeit schon dort angekommen sein würde.

Ich blieb in der Stube allein mit Adelaiden, und die

schmerzlichsten Gefühle erfüllten mein Herz. Da lag mein weißer Schwan, mein Liebling, blutig und bleich — so schön noch, aber vielleicht dem Tode nahe. Sollte ich dies Auge, strahlend von Güte und Heiterkeit, sich nicht mehr öffnen sehen? Dies schöne Leben von Gesang und Liebe, sollte es aufgehört haben zu athmen?

So saß ich und weinte die bittersten Thränen, als Adelaide die Augen ein wenig öffnete und mit schwacher Stimme zu trinken begehrte. Ich sah mich in der Stube um, doch hier war weder Trockenes noch Nasses. Ich gerieth schon in die größte Angst, als ich das Schnauben der Kuh draußen vor dem Fenster hörte. Froh sprang ich aus dem Stübchen, melkte die Kuh und, zu Adelaiden zurückkehrend, goß ich Milch in eine kleine Tasse und brachte den milden Trank an ihre Lippen. Sie trank begierig.

„Ach, das war schön, das war sehr gut!“ sagte sie, während ich ihr Haupt wieder leise aufs Lager niederlegte. Sie sah auf, blickte mich klar und freundlich an und reichte mir ihre Hand. „Es ist jetzt besser!“ sagte sie. „Ach, er war fürchterlich, dieser Schmerz hier“, sie legte die Hand auf die Brust; „ich erstickte fast, aber ich konnte nicht sterben. Jetzt ist es besser. O, vergib mir, ich habe dir gewiß viel Unruhe gemacht, vergib mir!“

„Sprich jetzt nicht“, bat ich, ihre Hand mit Küssen und Freudenthränen bedeckend, „sprich nicht jetzt; sei still und ruhig, sei es meinethalben, sei es aller derer wegen, die dich lieben — und es wird alles gut werden!“ Sie machte hierbei eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe; Schmerz breitete sich über ihre Züge und Thränen entströmten ihren Augen. Ich freute mich darüber; sie bedurfte dieser Linderung.

Das Hüttchen, worin wir uns jetzt befanden, lag ungefähr eine Viertelmeile vom Gute entfernt, und es verging fast eine Stunde, ehe Leute von dort zu uns kamen. Die tiefste Bestürzung über Adelaidens Unfall herrschte

unter den Angekommenen. Gräfin Augusta, sagte man, sei krank geworden. Der Arzt war noch nicht aus der Stadt angelangt. Adelaide schien zu schwach zu sein, um weggebracht werden zu können; ich befürchtete, daß die Bewegung hierbei ihr einen neuen Blutsturz zuziehen könne; sie selbst wünschte, die Nacht über ruhig zu sein. Ich beschloß daher, es jetzt dabei bewenden zu lassen, schickte nur nach einigen Kleidern und Medicamenten, und behielt ein Mädchen bei mir, um während der Nacht bei Adelaide zu sein. — Spät am Abende kam die Nachricht, der Arzt sei aus der Stadt gereist gewesen, als wir nach ihm geschickt hatten; man konnte ihn daher erst am folgenden Tage in B. erwarten. Ich war hierüber tief betrübt, und nachdem das Mädchen und die Alte sich zur Ruhe begeben hatten, setzte ich mich neben Adelaidens Bett und blieb dort die Nacht über.

Die Nacht war stürmisch und Regenströme schlugen gegen die Fenster; die Eulen ließen ihre gellenden, unheimlichen Töne hören; aber die beruhigenden Mittel, die ich Adelaide gegeben hatte, verschafften ihr einen tiefen, obwol unruhigen Schlaf. Dunkle Phantasien beschäftigten sie und sie warf die Arme unruhig umher.

„Sie fahren nach dem unrechten Orte mit dem Leichenwagen“, sprach sie träumend, „weise sie hierher — in die Kirche bei A., dort liegt meine Mutter, dort will auch ich ruhen — nicht in dem vermauerten Grabe. Ich will nicht dorthin — legt mich unter Gottes freien Himmel; lasset die Sonne auf mein Grab scheinen — lasset die Blumen dort wachsen.“

So fuhr sie lange zu meinem unbeschreiblichen Schmerze fort; allmählich ward sie jedoch ruhiger und schlief bis zum Morgen; da fuhr sie plötzlich auf mit den Worten: „Luft, ich ersticke!“ Ich riß die Thüre auf, und die frische Morgenluft strömte herein. Adelaide sog sie begierig ein; ihre Kräfte schienen zum Theil zurückgekehrt zu sein. „Emma“, sagte sie, „ich habe weder gestern noch heute gebetet.

O Gott, verzeihe mir, daß ich deiner vergessen habe! Emma, ich fühle so sehr, der Mensch sollte seiner Sorgen wegen nicht Gott vergessen. Aber ich bin so krank gewesen; jetzt ist mein Verstand wieder klar. Komm laß uns beten!“

Ich fiel neben ihrem Bette auf die Knie. Mit tiefem Ernste, mit ergreifender Innigkeit betete Adelaide für alle Leidenden, alle Kranken, für ihren Vater, ihre Geschwister — zuletzt betete sie für Alarich mit dem ganzen warmen Leben der Liebe. Sie betete noch, als sie ermattet auf ihr Lager zurücksank; hierauf schlief sie ungefähr eine Stunde ruhig und gut. Da erwachte sie sichtbar gestärkt und sagte: „Ich möchte wol den Himmel sehen und frische Luft schöpfen; dies würde mir wohlthun. Laß uns hinausgehen, ich bin wieder stark.“ Ich ließ sie sich warm ankleiden und führte sie aus der Hütte. Wir setzten uns auf die Schwelle der Hütte und athmeten die reine und ungewöhnlich milde Septemberluft ein. Die Hütte lag auf einer Anhöhe im Walde. Ein weit ausgedehntes Feld, von Nadelholz umkränzt, breitete sich vor uns aus; Wege kreuzten sich dort nach verschiedenen Seiten durch Felder und Wiesen. Es hatte die ganze Nacht geregnet und gestürmt, aber der Sturm war jetzt vollkommen beruhigt und jede Wasserpfütze auf den Wegen lag zu einem Himmelsspiegel verklärt, worin das sich aufhellende Blau und die zögernden Wolken zu verweilen schienen. Kleine gelbe Blumen wiegten sich vor uns im Morgenwinde auf ihren zarten Stengeln, begrüßten einander und küßten sich, und Chöre kleiner Insekten stiegen aus dem geperlten Grase nur in der Absicht auf, um zu tanzen und zu singen. Der Falke schwebte in weiten Kreisen über dem Felde und schlug die Wolken mit seinen kühnen Flügeln, während die kleinern Vögel in der vergelbenden Birke neben uns in sorgloser Munterkeit zwitscherten. Die Sonne schien nicht, aber es lag ein milder Schein über der Ebene, welcher behaglicher war als Sonnenschein; und

längs dem dunkelgrünen Waldrande stiegen aus den weißen Schornsteinen der Häuser kleine Säulen bläulichen Rauchs auf, die, sich langsam ausbreitend, in der ruhigen Luft verschwanden. Rings umher erschallten Stimmen von Menschen und Thieren.

„Welches Leben!“ rief Adelaide aus, und ihr Blick begann wieder zu strahlen, „wie schön ist doch die Erde! Ach, könnte man so recht gut und ergeben sein, so würde das Unglück nicht so bitter empfunden und uns nicht hindern, die gütigen Gaben Gottes dankbar zu genießen. Emma, warum muß meine Trauer mich hindern, über alles Herrliche, was ich jetzt sehe, froh zu sein? Alle diese Stimmen, die um uns gehört werden, sie zeugen von frohen und glücklichen Wesen — warum kann ich mich nicht bei ihrer Freude freuen? Siehst du alle die kleinen Rauchsäulen, die zum Himmel emporsteigen; reden sie nicht von den gemüthlichen Freuden des Hauses und der Familie, von Gatten und Kindern, die sich zum gemeinsamen Mahle versammeln? Sind sie nicht gleichsam Dankopfer, welche von den Kindern der Erde zu einem segensreichen Himmel hinaufgesendet werden? — Warum kann ich nicht meine Seele erheben, um Gott für die Freuden anderer zu danken, obgleich ich selbst leide? Wie egoistisch ist doch der Mensch, Emma, oder richtiger, wie sehr bin ich es! Ich beziehe alles auf mich, fühle so wenig für andere. Ich könnte über mich weinen!“ Sie neigte ihr Haupt an meine Brust und ihre Thränen begannen reichlich zu fließen.

„Gute, geliebte Adelaide!“ war alles, was ich hervorbringen konnte.

„Ach, Emma“, begann sie wieder, „ich bin nicht gut gewesen. Ich war stolz, leichtsinnig, übermüthig. War ich nicht übermüthig?“

Ich antwortete nicht, denn ich konnte nicht Nein sagen.

„Ja, ich bin übermüthig gewesen, und mit so wenig

Grund. Alarich konnte mich nicht lieben. Ich bin so voller Fehler, und er ist mir so überlegen."

„Nicht überlegen", sagte ich mit dem Unmuthe, den ich seinetwegen empfand; „er ist unbillig, ja hart und grausam gegen dich gewesen."

„Kein Wort gegen ihn", bat Adelaide mit feierlichem Ernste. „Ich will, ich muß an ihn glauben, — er hat mich verurtheilt, ich muß es also verdient haben. Ich will an ihn und seine Vortrefflichkeit glauben — wenn er auch aufgehört hat, mich zu lieben — ach! er kann mir nicht ins Herz sehen, sonst würde er mir um meiner Liebe willen verzeihen."

Ich ward aufs höchste über diese Ausdrücke verwundert, doch wagte ich es nicht, eine Erklärung zu verlangen, aus Furcht, Adelaide noch mehr aufzuregen. Ich begnügte mich damit, ihr aufs kräftigste zu versichern, daß Alarich sie und keine andere liebe. Ich erzählte ihr den keinen Vorfall auf der Treppe, als er abreiste.

„Mache mir keine Hoffnung", rief Adelaide mit verwirrtem Blicke, „es ist fürchterlich, sie wieder zu verlieren! Sage nichts, Emma; ach, ich weiß ja alles, weiß zu gut, nur zu gut, wie es ist."

Die Ankunft des Arztes hinderte mich, ihr zu antworten. Er wurde von Leuten begleitet, die eine bequem gebettete Tragbahre mit sich führten; auf diese ward Adelaide gelegt und mit äußerster Sorgfalt nach Hause getragen. Die Reise ging glücklich, obgleich langsam von statten. Adelaide spielte anmuthig mit den Blumen, die ich auf dem Wege für sie pflückte; sie war ruhig und freundlich. Als wir angekommen waren und ich Adelaide auf ihrer Stube und in ihrem Bette sah, schrieb ich einen Brief an den Präsidenten, den ich auf den Rath des Arztes von der Krankheit seiner Tochter benachrichtigte. Als ich zu Adelaide zurückkehrte, hörte ich in ihrem Zimmer eifrig sprechen. Ich blieb in der Thüre stehen und sah Adelaide zur Hälfte aufgerichtet, mit gefalteten Händen und flehen=

dem Blicke zur Gräfin Augusta reden, die neben ihrem Bette saß.

„Sage mir", bat sie, „ob alles wahr ist, was du mir gestern sagtest. In Gottes Namen bei allem, was heilig ist, beschwöre ich dich, Augusta, antworte mir, rede die Wahrheit. O, Augusta, ich habe vielleicht nicht lange mehr zu leben. Alarich kann dein werden, wenn ich nicht mehr auf Erden bin — aber jetzt, aus Barmherzigkeit, sage mir die Wahrheit! Sagte er, daß er dich liebte, daß er mich nicht mehr liebte?"

Keine Antwort kam von den Lippen der Gräfin Augusta.

„Augusta, sei nicht grausam" fuhr die bittende Adelaide fort, „denn wüßtest du nur, wie leicht es mir sein würde, aus der Welt zu gehen, wenn ich nur gewiß wäre, daß er mich nicht verachtete! Augusta, ich will versprechen, keinen Schritt zu thun, um mich wieder mit ihm zu vereinigen; ich kann es auch nicht, da er mich so entfernt hat. — Aber sage mir, daß er mich liebte, obgleich er mich schwach fand. Gib diesen Himmel meinem Herzen, beste Augusta!"

Gräfin Augusta schwieg noch. Sie wandte sich ab und das Profil ihres Gesichts bot sich mir dar. Ein heftiger Kampf verrieth sich hier.

„Glaubst du", begann wieder Adelaidens matte und liebliche Stimme, „glaubst du, daß ich dir zürnen würde, wenn du mich getäuscht, wenn du Alarich's Herz von mir abgewendet hättest? Ach, glaube das nicht, Augusta, du liebst ja Alarich, und dies erklärt, dies entschuldigt alles. Von meinem ganzen Herzen will ich dir die Leiden verzeihen, die du mir gemacht hast. Du bist ungeduldig, du willst gehen — Augusta, bleibe noch! — Glaube auch nicht, daß ich vorbehaltsam bin mit meiner Vergebung, daß ich eine Bedingung daran knüpfen will — nein, jetzt, jetzt, wenn du auch kein Wort sagen würdest, um mir Frieden zu schenken, will ich sie dir geben! Augusta, wenn du je eine bittere Stunde auf Erden

haben solltest, wenn es dich reuen sollte — dann" — sie richtete sich auf und streckte die Arme gegen die Schwester aus, — „dann erinnere dich, daß ich dir verziehen habe." Sie wollte ihre Arme um den Hals der Schwester schlingen, sank aber ermattet auf ihr Bett zurück.

Augusta eilte von Adelaide fort, aber in dem Vorzimmer erfaßte ich ihren Arm, und indem ich sie zurückhielt, sagte ich:

„Gräfin! Ich habe Adelaidens Bitten gehört und verstehe jetzt alles. In diesem Augenblicke schreibe ich* an Graf Alarich, sofern Sie es nicht für gut finden, durch ein aufrichtiges Bekenntniß vor ihm und vor Adelaide das, was Sie gefehlt haben, wieder gut zu machen."

Sie stammelte einige unverständliche Worte, machte ihren Arm los und eilte fort. Eine halbe Stunde darauf rollte ihr Wagen über den Hof.

Das Gespräch mit der Schwester hatte Adelaide heftig erschüttert und ein neuer Blutsturz war die Folge. Dieser war so gewaltsam, dauerte so lange und der Zustand der Kranken war danach so angegriffen, daß der Arzt erklärte, ein neuer Anfall würde unfehlbar den Tod mit sich führen, und auch jetzt könne er nicht für den Ausgang stehen.

Diese Nachricht verbreitete große Trauer im ganzen Hause und jedes Wort, jeder Blick verkündete, wie innig Adelaide von allen geliebt ward. Als sie nach einem kurzen Schlafe sich wieder erholt hatte, las sie Unruhe und Trauer in den Blicken derer, die sie umgaben. Sie winkte mich zu sich und bat mich, ihr aufrichtig die Meinung des Arztes über ihren Zustand mitzutheilen. Ich wiederholte ihr die Worte des Doctors, konnte aber dabei meine Thränen nicht zurückhalten.

„So werde ich denn sterben", sprach sie mit freudig verklärtem Gesicht. „Ach, Gott sei Lob! Weine nicht, meine Emma, ich bin ja glücklich", und sie trocknete mit ihrer Hand meine Thränen weg. „Jetzt kann ich doch

verlangen ihn zu sehen! Jetzt kann es doch nicht den Anstand verletzen, wenn ich ihn suche? Es ist ja der Tod, — Emma, muß nicht alles dem Tode weichen? O, jetzt darf ich ihn noch einmal sehen, darf ihm sagen, wie unendlich ich ihn liebe, darf vielleicht an seinem Herzen sterben! Schreibe ihm, Emma, beste Emma! Ach, es ist also der Tod, der uns vereinigen soll!"

Ich schrieb sogleich und sandte den Brief nach seinem Gute, wohin ich vermuthete, daß er gereist sei.

Ich offenbarte Adelaide meinen Verdacht gegen die Gräfin Augusta, und wollte ihr zeigen, wie das unglückliche Misverständniß vermuthlich entstanden wäre; doch Adelaide unterbrach mich:

„Sage jetzt nichts! Mein Verstand ist nicht klar, ich kann nicht gehörig fassen. — Kaum weiß ich mehr, wie es gewesen ist. Aber was liegt jetzt daran", fügte sie mit einem leichten Blicke hinzu, „ich werde ja sterben, — ich werde vorher ihn noch wiedersehen, — er wird in meinem Herzen lesen. Er wird dort so viel Liebe finden, daß er mich deshalb lieben wird. Alles wird wieder klar und gut zwischen uns werden; ich hege keinen Zweifel darüber, ich fühle es. Ach, ich bin so froh, Emma! Alles ist so leicht, so schön."

Der Arzt verbot Adelaide, so viel zu sprechen. Sie verlangte ihre kleinen Schwestern zu sehen und versprach, still zu sein. Die Kleinen kamen ganz erstaunt, ganz beklommen und ganz neugierig. Sie krochen hinauf zum Bette der Schwester und setzten sich ihr zur Seite. Man hatte ihnen gesagt, daß sie nicht sprechen sollten; sie begriffen die Gefahr der Schwester nicht; als sie diese aber so bleich sahen, fingen sie an zu weinen. Sie liebkoste sie zärtlich und spielte mit ihren hellgelockten Haaren. Es war ein schönes und rührendes Bild.

Die ganze Nacht und den andern Tag verblieb Adelaide in ihrem ruhigen, heitern Zustande, hatte aber keinen Schlaf. Sie schien etwas zu erwarten, doch ohne Unruhe. Sie sprach heiter vom Tode und vom Zustande

nach demselben. Alle Bilder in ihrer Phantasie waren hell und freundlich. Man konnte sagen, daß sie in den Armen ihres himmlischen Vaters ruhte, und seiner Liebe gewiß, hatte sie ruhig und froh ihm ihr Schicksal überlassen. Sie wollte nur noch einem Freunde Lebewohl sagen, um dann still einzuschlafen.

Während dieser Zeit beschäftigte sie sich auch mit dem Ordnen ihrer kleinen irdischen Angelegenheiten. Kein Millionär machte sein Testament mit solcher Sorgfalt. Hier waren es Alte und Kranke, denen sie jährlich etwas Gewisses zur Unterstützung gab, hier Kinder, die sie in die Schule gehen ließ u. s. w. Adelaide hatte dies bisher mit ihrem Taschengelde bestritten und wünschte jetzt, daß nach ihrem Tode ihre Kleider und kleinen Kostbarkeiten verkauft und das Geld dafür zur fernern Bestreitung dieser kleinen Pensionen angewendet würde. Bei dieser Gelegenheit, wie schon öfter, erregte es meine Bewunderung, zu sehen, wie viel Gutes man mit geringen Mitteln stiften könne, wenn diese mit innerlich gutem Willen, verständiger Vorsorge und Wirksamkeit benutzt werden. Gegen den Abend des nächsten Tages ward Adelaide unruhiger und weinte still. Nach einer Weile ward sie ruhiger und verlangte ihre Zither. Sie setzte sich auf, schlug einige Accorde an und begann zu singen.

„Sie darf nicht singen“, sagte der Arzt, der jetzt aus dem andern Zimmer hereintrat.

Sie sah ihn mit einer ernsten, etwas trotzigen Miene an. „Sie dürfen mir nicht untersagen, was mir Vergnügen macht. Das schadet mir nichts“, und sie fuhr mit ihrem Gesange fort. Ich bat sie, aufzuhören.

„Versage mir nicht, was ich jetzt wünsche“, sagte Adelaide mit einigem Eifer. „Sollte ich nicht singen dürfen“, fuhr sie fort, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, „singt der Schwan nicht in seiner Todesstunde? Ich bin ja ein Schwan, — ich sterbe, — ich kann also singen!“ Und sie sang:

Es ist vorbei! Mein Leben ist gelichtet,
Ich will singen, denn ich sterbe gern.
Wol ist schön der Strand, der vor mir flüchtet;
Doch schöner hinterm See, dort fern
Seh' ich der Glückseligkeit Eiland winken.

Ich singe, denn ich sterbe, und frei von seinen Banden
Hebt der Geist sich aus des Erdenlebens Zwang.
Leb' wohl! Ich fliege zu den lichten Landen,
Und dort werd' ich mit schönerem Gesang
Mein Leben, meine Liebe noch einmal besingen.

Wir dachten nicht mehr daran, sie zu hindern. Der Arzt hatte sich niedergesetzt und wischte sich die Thränen aus den Augen. Adelaide fuhr fort zu singen. Immer sicherer, immer melodischer ward ihre Stimme, immer strahlender ihr Blick; ich betrachtete sie mit Erstaunen und Bewunderung. Die gemeißelte Schönheit ihrer Züge ward mehr als je in diesem Augenblicke sichtbar, wo ihr Antlitz weiß wie Marmor war, eine liebliche Verklärung darüber ausgebreitet lag, und während sie sich ganz dem Gesange hingab, schien das fromme ernste Auge schon die Heimat der Seligen zu schauen. Ich fürchtete fast, daß ihre Seele während dieses Todtengesanges, der immer gebrochener und schwächer ward, entschweben würde. Jetzt rasselte es auf dem Hofe. Mit donnerähnlichem Geräusche fuhr ein Wagen hinauf und hielt an.

Die Zither entfiel Adelaiden. „Er ist's, er ist's!" rief sie aus, während eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte, worauf sie erbleichend zurücksank. Ich überließ sie der Sorge des Arztes und ging hinaus, um mich nach dem Neuangekommenen zu erkundigen. Es war wirklich Graf Alarich. An der stummen Verzweiflung, die auf seinem Gesicht geschrieben stand, sah ich, daß er bereits alles wisse.

„Haben Sie die Gräfin Augusta getroffen?" fragte ich rasch.

Er neigte bejahend das Haupt. „Ich weiß alles", sagte er; er sah mich an mit einem Blicke von unaussprechlicher Angst, seine bleichen Lippen stammelten: „Adelaide?"

„Sie lebt!" sagte ich, konnte aber dabei meine Thränen nicht zurückhalten. Er warf einen Blick glühender Dankbarkeit gen Himmel, faßte stürmisch meine Hand und rief aus: „Führen Sie mich zu ihren Füßen."

Ich benachrichtigte ihn von Adelaidens Schwäche, stellte ihm vor, daß er geduldig, vorsichtig sein und daß man alles vermeiden müsse, was sie aufregen könne. Ich ward jedoch bald unterbrochen, indem mich Adelaide hereinrufen ließ. Sie saß aufrecht im Bette, die Augen voll Liebe und Ungeduld. „Warum kommt er nicht?" fragte sie. „Warum zögert er? Will er seine Adelaide nicht sehen? Weiß er, daß sie ihn ruft, daß sie an seinem Herzen sterben will?"

Der Arzt wollte für diesen Abend die Zusammenkunft verhindern, weil die Kranke dadurch zu sehr für die Nacht aufgeregt werden würde.

„Wollen Sie, daß ich vor Sehnsucht und Ungeduld sterben soll?" fragte Adelaide. „O, lassen Sie mich ihn sehen, ich verspreche Ihnen, dann ruhig zu werden; früher kann ich es doch nicht."

Alarich schickte jetzt wieder herein, er wollte durchaus zu Adelaide hereinkommen. Es half zu nichts, die Vereinigung dieser beiden Liebenden länger verhindern zu wollen. Ich führte Alarich herein. Adelaide richtete sich mit einem schwachen Rufe auf und streckte ihm ihre Arme entgegen; er stürzte vor, warf sich neben ihrem Bette auf die Knie und schloß sie in seine Arme.

Geh nicht fort!

Geh nicht fort! O laß mich nicht alleine!
Will noch schauen deiner Augen Licht,
Noch die Stimme hören, die lieblich reine;
O verlaß mich, Heißgeliebte, nicht!

Sieh mich an! In deiner Augen Himmel
Ruht die Seele, wird der Gedanke klar;
Leichter wird es in der Welt Getümmel,
Ruhig, was erst wild und stürmisch war.

Sprich mit ihr! Laß mich die Worte hören,
Die man einst sprach im goldnen Paradies,
Wo in der Liebe heiligen Sphären
Der Mensch ein reines Abbild Gottes hieß.

Laß mich ruhn an deinem treuen Herzen,
Laß mich pressen dich an meine Brust!
Wohlan, ihr des Lebens bittre Schmerzen,
Nichtig seid ihr gegen diese Lust.

Geh nicht fort, ach, geh nicht! — nächt'ge Wolken
Umschatten schon den Blick — gib mir die Hand.
Du gehst? Wohlan, ich werd' dir folgen
Bis in des Todes nachtumhülltes Land.

Es ist etwas Herrliches — und die, welche von Herzen lieben, wissen es wohl —, nach Augenblicken des Misverständnisses, ja gegenseitiger Vergehungen, wieder Herz an Herz zu ruhen und innig zu fühlen, daß es eine Gewißheit in der Welt gibt, eine Gewißheit, die aller Macht der Hölle trotzt, die der Himmel auf Erden ist: die Gewißheit, daß man sich gegenseitig liebt, daß man sich angehört, daß nichts, nichts in der Welt diejenigen trennen wird, die sich in wahrer und göttlicher Liebe gefunden haben; o! dies ist eine Gewißheit, die schönste, die es auf Erden gibt, der Grund und Bürge jeder andern. Er fühlte sie wohl, jener Mann, der, im Begriffe, von des Lebens Schauplatze abzutreten, die Hand ans Herz legte und sagte: „Ich liebe, deshalb bin ich unsterblich." *)

Unsterbliche Sterbliche! Wohl euch, wenn ihr diese Verklärung des Lebens, wahre Liebe, habt erfahren dürfen! Wohl euch, wenn Gott diesen Goldfaden alle Theile des dunkeln Gewebes eueres irdischen Lebens hat durchlaufen lassen!

---

*) Fritz Stolberg.

Es gibt ewige Harmonien, ewige Sympathien; man findet Menschen, die füreinander geboren werden. Wenn sie einander in der Welt begegnen, da entstehen diese schnell geschlossenen Freundschaftsbande, diese unwiderstehliche Anziehungskraft, diese innerlichen Sympathien zwischen zwei Wesen, die der endliche Verstand nicht erklären kann, woran zu glauben nicht mehr Mode ist, — und die dennoch gefunden werden, die so lieblich in den Herzen, wo sie sich offenbaren, empfunden werden. Sie sind Funken, aus Mysterien entsprungen, die man wol elyseische nennen könnte. Diese für die Ewigkeit Liebenden, diese beiden, die einander gefunden, die trotz allem sich angehören und Eins werden mußten, sah ich in Adelaide und Alarich. Lange ruhten sie Herz an Herz, und das Leben schien kein Räthsel, keine Frage für die beiden zu haben. Aber nur minutenlang kann man auf Erden den Himmel in seiner Brust tragen. Ihren ewigen Schneckengang geht die Zeit und überzieht mit Nebel alle Sonnen des Lebens, und daher entstehen in dieser schnöden Welt Mühen, wie Auseinandersetzungen und Erklärungen, auch zwischen den zärtlichsten Freunden.

„Kannst du mir verzeihen?“ waren die ersten Worte, die sich aus Alarich's gewaltsam aufgeregter Brust hervorarbeiteten.

„O, rede nicht so!“ war alles, was sie zu antworten vermochte.

„Adelaide, ich bin deiner nicht werth — ich fehlte sehr, war so kindisch, du mußtest —“

„Keine Erklärung“, bat ich sanft warnend, „wenigstens jetzt nicht. Erinnert euch, daß Adelaidens Leben und euer Glück davon abhängen, daß sie sich ruhig verhält und ungestört sich erholen kann. Betrachtet euch, genießt der Gewißheit, euch gegenseitig zu lieben, aber laßt hübsch die Worte ruhen; auch scheinen sie jetzt nicht gerade nöthig zu sein.“

„Nur eine Frage, eine einzige Frage noch!“ bat Adelaide Alarich, und sie faltete ihre Hände und sah ihn mit einem ernsten und durchdringenden Blicke an. „Alarich, sage mir die Wahrheit, wie du sie vor Gott sagen würdest, — liebst du mich und liebst du mich mehr als jede andere auf Erden?“

„Adelaide, du strafst mich hart“, sagte Alarich und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Nein, nimm die Hand weg! Nein, sieh mich an, Alarich! Geliebter Alarich, sieh mich an! Ich habe so viel gelitten — mein Verstand ist schwach geworden; antworte mir so, daß ich es ganz begreifen kann! Liebst du mich?“

Alarich sah sie mit der ganzen Fülle der Liebe an und sagte mit tiefem Ernste: „Gott ist mein Zeuge, Adelaide, daß ich nie eine andere als dich geliebt habe. Du allein warst meines Herzens Weisheit und Thorheit, meine einzige, meine erste, meine letzte Liebe.“

Mit einem Freudenrufe und einem Ausdrucke von Seligkeit, welcher einen wunderbaren Glanz über ihr Antlitz verbreitete, sank Adelaide auf ihr Bett zurück.

„Und jetzt Friede mit euch!“ sagte ich lächelnd, indem ich freundlich die Liebenden zu trennen suchte. „Stille jetzt, wenn ihr füreinander leben wollt.“

Sie waren still, sie sahen sich einander an, ihre Hand ruhte in der seinigen, Worte der Liebe und Freude stahlen sich zuweilen über ihre Lippen.

Als die Nacht herannahte, wollte ich, daß die Liebenden sich trennen sollten, damit jedes von ihnen einige Ruhe genieße. Aber obgleich ich meine Ermahnungen auf gut Schwedisch vorbrachte, wurde ich doch weder gehört noch verstanden; ich ließ daher mit meinen Reden nach, und Alarich blieb während der Nacht bei Adelaide, wachte über sie und gab ihr mit eigener Hand die vom Arzte verordneten Mittel ein. In seiner Sorgfalt lag eine Zärtlichkeit und Milde, ein fast weiblicher Instinct, den ich

kaum dem kraftvollen Manne zugetraut hätte. Aber die zarteste Pflanze kann aus dem härtesten Erdreiche emporschießen, wenn der warme Hauch der Liebe sie weckt. — Adelaide schlummerte still ein in der Nacht. Sie war unbeschreiblich schön, wie sie dalag, ein Bild der Unschuld, Güte und des Friedens.

Aus Alarich's Worten entnahm ich, daß er es für entschieden hielt, sie werde leben, und sich auf nichts anderes gefaßt machen wollte.

„Aber wenn —?" sagte ich traurig.

„Sie wird nicht sterben!" sagte er mit einer Gewißheit, als wäre er Gott selbst. „O die armen Menschen!"

Kurz darauf erwachte Adelaide. „Ich fühle mich sehr schwach", sagte sie mit matter Stimme. „Alarich! ich muß mit dir reden, ehe es zu spät wird."

„Du wirst nicht sterben!" rief er in wilder Verzweiflung und schloß sie in seine Arme. „Des Himmels Engel sollen dich mir nicht entreißen!"

„Aber Gott, Alarich, aber Gott! Seinem Willen kann man sich nicht widersetzen. Sein Wille geschehe! Was Er thut, ist wohlgethan."

„Gott kann, Gott will dich mir nicht nehmen!" war sein wilder, verzweifelter Ausruf.

„O rede nicht so", bat Adelaide mit inniger Zärtlichkeit. „Wir wollen nicht murren, wir wollen ergeben sein. Wie kannst du nicht glauben, daß das, was Gott thut, gut sei? Ich werde dich auch nicht verlassen, wenn ich auch sterbe. Ich werde dich umschweben, wenn du wachst oder wenn du schläfst; ich werde deinem Herzen Frieden zuwehen; dein Gebet werde ich zu Gott hinaufbringen und werde mit der Erhörung zu dir zurückkommen. — Ich werde dich erwarten, mein Alarich, in dem lichten Lande, wo es keine Sorgen, keine Trennung mehr gibt; — und in deinem letzten Kampfe werde ich dir erscheinen und deine Seele mit einem Kusse nehmen. Ach, weißt du, es ist schön dort über den Wolken in

Gottes klarem Himmel; ich weiß es, ich habe es in diesen Tagen gefühlt.“

„Und wegen dieses Himmels willst du mich verlassen, Adelaide?“

„Wenn Gott so will! Gern wollte ich auf der Erde für dich leben, ach wie gern! Aber Gottes Wille geschehe!“

Meine Feder ist nicht im Stande, die hierauf folgenden Scenen zu beschreiben. Wer vermag wol auf der einen Seite den verzweifelten Kampf der Liebe gegen unsichtbare Mächte, um das Geliebte behalten zu dürfen, wiederzugeben, und auf der andern Seite diesen Engelsfrieden, diese Hingebung, dies innige Vertrauen und diese höhere Liebe, welche das Leben nicht in getrennten Momenten sieht, welche, Gottes Leben in eigener Brust fühlend, im Tode blos einen Uebergang, einen stillen Schlaf erblickt, dem ein neuer Morgen mit klarerer Sonne und kräftiger Liebe folgt.

Adelaide verlangte von Alarich Verzeihung für Augusta.

„Rede jetzt nicht von ihr“, fiel Alarich stürmisch ein. „Ich könnte —“

Adelaide legte ihre Hand auf seinen Mund und begann zu weinen. Alarich küßte ihre Thräne weg, ward weicher gestimmt und versprach, ihr zu verzeihen.

Ich sah sie so aufgeregt, daß ich davon einen Nachtheil für Adelaide befürchtete. Ich bat sie, ruhiger zu sein, und schlug vor, ihnen etwas vorzulesen. Sie willigten gern ein, und, um zugleich ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihre Gefühle zu beruhigen, und mit der geheimen Begierde, in Rücksicht auf Adelaide dem Philosophen Alarich eine kleine Lection zu geben, las ich ihnen Pauli schöne Worte von der Liebe vor:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Ge-

heimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie blähet sich nicht auf.

Sie stellt sich nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden.

Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniß aufhören wird.

Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Der gute Schlaf.

Wer wird dort oben so wie ich dich lieben?
Wol ein Cherub, der dort strahlt im Licht?
Er hat Flügel, Schönheit; doch dich lieben,
So wie ich dich liebe, kann er nicht.

Ach, die seligen, die heiligen Herzen
Sehn ihren Himmel, nicht in dein Herz hinein.
Ich bin dir angetraut in Lust und Schmerzen,
Nur ich kann deiner Stimme Antwort leihn.

Wenn du liebst, wenn du innig liebst, wenn du in deiner Freundin Herzen, in ihrem Auge die Sonntagsruhe deiner Seele gefunden hast; wenn die Liebe, die Klarheit dort dir den Glauben an Gottes Güte, an einen seligen Himmel bestätigt haben, und du mußt fürchten, dieses Herz werde unter deiner Hand zu schlagen aufhören, die Liebe werde in diesem geliebten Auge erlöschen —

Und wenn dann die Reue beim Todeslager der Geliebten sich anklagend gegen dich erhebt und spricht: „Du hast nicht wahr geliebt. Deine Liebe war durch unwürdigen Verdacht befleckt, — durch dich liegt dein Liebling hier, bereit, ins dunkle Grab zu versinken. Du hast sie dahin gestürzt. — Wehe dem, der nicht wahr liebt!“

Und wenn Freunde dich trösten wollen, und die Geliebte selbst ihre liebliche Stimme erhebt und flüstert:

„O klagt nicht! Sterben ist ja schön!“

Und wenn dann, mit dem Gefühle unendlicher Liebe, du dem Himmel selbst trotzen mußt, um dir ein Glück zu schenken, höher als deine Liebe gegeben haben würde —

Wenn du sie erfahren hättest, diese Gefühle von bebender Liebe, von Reue, von Kampf gegen den Himmel selbst — da würdest du Alarich's Zustand verstehen, in dem er sich mehrere Tage befand, die er wachend an Adelaidens Bette hinbrachte. Sie schwebte in der größten Gefahr. Alarich wandte den Blick nicht von ihr ab; er sprach nicht, aber nach dem Ausdrucke seines Gesichts konnte man sagen, daß er mit dem Todesengel kämpfte, der die Geliebte holen wollte. Er wollte nicht, daß sie sterbe.

Wenn Adelaide in diesen Tagen mit Alarich sprach, suchte sie ihn auf ihren Tod vorzubereiten; — sie sprach von dem Glücke, das sie in einem seligen Himmel genießen würde.

Alarich antwortete: „Niemand wird dich so wie ich lieben, Adelaide! Kann das Glück sich vergrößern, wenn die Bande der Liebe zerrissen werden? Kann jemand dich so verstehen wie ich? Können die Engel dir mehr Seligkeit geben? O Adelaide! Hast du gelernt, der Kraft meiner Zärtlichkeit zu mistrauen?“

Sie verneinte es, sie lächelte ihm unter Thränen zu. Alles, was sie sagte, war lieblich, sanft und gut, war ein wohlthuender Balsam für sein Herz.

Am siebenten Tage verfiel Adelaide in einen tiefen Schlaf. Als sie nach einigen Stunden erwachte, erklärte der Arzt ihren Zustand für gebessert!

„Besser?“ wiederholte Alarich. Er ging hinaus und zum ersten mal seit seiner Ankunft rannen seine Thränen. Er beugte die Knie und dankte Gott.

Als er zu Adelaide zurückkehrte, streckte sie ihm ihre

Arme entgegen. „Ich werde für dich leben!“ — Sie weinten wie Kinder; wie glücklich waren sie!

Am Abend dieses Tages kamen die Liebenden auf den unklugen Gedanken, sich die Veranlassungen zu ihrem unglücklichen Misverständnisse zu erklären. Dies Gespräch befriedigte sie und regte sie auf. Daß Gräfin Augusta unter dem Vorwande, einen Fehler in dem Gemälde zu berichtigen, das Porträt an sich gelockt hatte, das für Adelaide bestimmt war, hatte diese schon seit einigen Tagen geahnt; ihre übrigen verbrecherischen Intriguen kennt der Leser schon. Alles ward allmählich den Blicken der Liebenden klar; sie beweinten ihre eigenen Fehler.

„Ich werde nie mehr an dir zweifeln, meine Adelaide!“ sagte Alarich, indem er sie sanft an sein Herz drückte. „Nie mehr werde ich durch finstern Argwohn deinen unschuldigen Frohsinn stören, — o möchte er nicht früher als mit deinem Leben enden! Meine süße Adelaide, meine Lebensblume, meine Freude!“

„Und wenn ich leben darf, um dir auf Erden anzugehören“, sagte Adelaide, „so werde ich nicht mehr kindisch und leichtsinnig wie vormals sein. Ach! diese kurze Lebenszeit hat mir sehr wohlgethan. Ich habe während dieser Tage mehr und ernster über das Leben nachgedacht, als ich es je früher gethan habe. Ich will deine Freude werden, Alarich, aber nicht blos so, wie ich es bisjetzt gewesen bin, ich ahne immer mehr des Lebens höhern Reiz und Werth; du wirst mich ihn vollends kennen lehren. Leite mich, mein Alarich; ich will deine gehorsame Schülerin sein — ich will dir froh folgen, wohin du mich führst, ich —“

„Soll es zum Abend Pfannkuchen oder Klöße geben?“ rief ich auf einmal ganz laut in der Thür, um eine Diversion in der mehr gefühlvollen als gesunden Unterredung zu machen.

Die Kleinen waren mit mir. Jedes von ihnen trug einen Teller, ich selbst einen Korb mit Kirschen.

Adelaide rief die Kleinen zu sich. Alarich befreite sie von ihren Tellern und hob sie zur Schwester aufs Bett. Sie küßten und umarmten sich. Jetzt sollte aber auch Adelaide essen.

„Darf ich deinen Teller halten, Adelaide?" bat Alarich.

„Ja, wenn du auf die Knie fällst", antwortete sie mit aller ihrer frühern Munterkeit.

„Du wirst gesund!" rief er entzückt, kniete nieder und bot ihr den Teller mit den schönen hochrothen Kirschen. Sie speiste abwechselnd bald ihn, bald sich — sie scherzten, sie schmollten, sie lachten, sie nahmen sich die Kirschen aus den Lippen.

O Liebe! Süße, weise Tollheit!

Ein kurzes Kapitel.

Das wirklich zu kurz wäre, wären andere nicht zu lang.
Ehrensvärd.

Liebe und Gebet wachten über Adelaide; der Tod ging an ihr vorüber. Der Präsident kam mit Edla an, beide glücklich, gegenseitig sich kennen gelernt zu haben. Gräfin Augusta's Strafbarkeit war verschwiegen; sie reiste ins Ausland; Adelaide ward wieder gesund, rosig und froh. Das Aufgebot geschah in der Kirche, die Trauung aber zu Hause. Adelaide weinte und lachte. Die Kleinen verwunderten sich. Prediger und Präsident sprachen den Segen; gewiß ward im Himmel Amen gesagt. Der Präsident und Demoiselle Rönnquist tanzten Anglaise. Jemand weinte stille Thränen über den Verlust seiner Freude. Alarich fuhr einige Tage nach der Hochzeit mit ihr ab.

Apart zwischen dem Präsidenten und mir.

Präs. Sie ist ein Genie, und Sie sind —
Dem. R. Was befehlen Sie?

Der Präs. Glauben Sie mir, bonne amie, Edla ist ein wahrhaftes Genie. Alles will sie wissen, nach allem fragt sie, alles begreift sie. Sie hat Fragen von solchem Scharfsinne an mich gerichtet — es ist mir ein Vergnügen, sie zu belehren. Man muß erstaunen. Professor A. konnte nicht aufhören, ihren hellen Kopf zu bewundern; Professor A., Demoiselle Rönnquist, das will was sagen. Ich wollte blos wünschen, Edla wäre nicht so mistrauisch gegen sich selbst, nicht so schüchtern —

Ich. Edla hat wirklich, wie ich glaube, wenig Hang, mit dem, was sie weiß, öffentlich aufzutreten. Sie ist mehr geneigt, mit dem, was sie an innern Reichthümern erwerben kann, in der Stille zu leben, um sich und ihre nächste Umgebung zu beglücken. Sie hat keinen Ehrgeiz.

Der Präs. Das ist recht schlimm, Demoiselle Rönnquist; recht schlimm. Man soll sein Licht nicht verbergen, man soll es vor den Menschen leuchten lassen. Nun, Edla ist noch jung und hat Zeit, sich zu ihrem wichtigen

Berufe vorzubereiten. Ich will nur wünschen, daß kein Freier unterdeß — der S—es Professor, der sah mir gar zu pfiffig aus.

Ich. Edla wird ihren Vater nie verlassen. Ich kenne hierin ihren bestimmten Willen. Sie will ihr Leben dazu anwenden, ihm Annehmlichkeit und Freude zu bereiten.

Der Präs. Gott segne sie hierfür. Ich gestehe, daß es mir recht schwer fallen würde, mich ohne sie zu behelfen. Indessen, ihr Glück muß mir über alles gehen. Und da ich außerdem so glücklich bin, in meinem Hause eine Freundin zu besitzen wie Sie, Demoiselle Rönnquist, eine Freundin, die meine Dankbarkeit — meine Achtung — meine — Demoiselle Rönnquist — in der That — ich hoffe — Sie sind —

Ich. Was beliebt?

Der Präs. Meine beste Demoiselle Rönnquist, meine beste Freundin, ich hoffe —

Mein Leser! Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, wenn ich über des Präsidenten und meine Hoffnungen hinweghüpfe, um desto eher dich zu führen nach der

Heimat der Glückseligkeit.

O wie schön zu schauen ist eigner Hütte Rauch!

Franzén.

Eine Bucht von einem Binnensee, einige waldbewachsene Höhen, zwischen ihnen Aecker und Wiesen und an einem Hügel, wovon man die Aussicht über das Ganze hat, die Stadt selbst — das ist das allgemeine Aussehen von Schweden.

Forseel, Statistik von Schweden.

Liebe befestigt sich als Wurzel in dem Endlichen, aber strebt gen Himmel und duftet im Lichte für jeden Wanderer — sie steht in der Morgenröthe einer höhern Welt. B . . . n.

Gibt es wol eine Himmelsgabe, die schöner, die unsers feurigsten Dankes würdiger wäre, als die, eine Familie, eine Heimat zu besitzen, wo die Tugenden Anmuth und Freude Alltagsgäste sind, wo Herz und Auge sich in einer Liebeswelt sonnen, wo der Gedanke belebt und aufgeklärt wird, wo die Freunde nicht blos in Worten, sondern in Thaten einander sagen: „Deine Freude, deine Sorge, deine Hoffnung, dein Gebet, sie sind die meinen!" Sieh, wie innerhalb der edeln und glücklichen Familie alle ungleichen Gaben sich vereinigen, um ein gemeinsames Element des Guten und Schönen zu bilden, worin ein jedes Glied der Familie sein Leben findet,

eine jede Kraft ihre Entwickelung, jedes Gefühl seine Empfängniß und Beantwortung, jede reine Lust ihre Blume. Sieh, wie die Thränen sind wie Himmelsthau und das Lächeln wie das Sonnenlicht, welches Blumen an den Tag herauflockt, und Liebe, Liebe ist die gesegnete, die geweihte Erde, aus der alle Keime zum Guten und zur Freude herrlich emporschießen. Sieh, wie auch der Körper (denn auch er soll mit dabei sein) bei der harmonischen Anordnung der Heimat freudig und üppig gedeiht! Das Leben in einer glücklichen Familie ist eine unaufhörliche Entwickelung, ein immerwährender Frühlingstag.

O meine Mutter, meine geliebten Schwestern! Ihr, die ihr mich gelehrt habt, die Heimat zu segnen, euch sind diese Zeilen, diese dankbaren Thränen geweiht, die mein Auge benetzen.

Ich will von der Familie und dem Hause reden, will davon vor Schwedens Töchtern reden, nicht um sie etwas zu lehren, sondern um ihnen in einem treuen Spiegel die Bilder wiederzugeben, die die Edeln unter ihnen mich haben schauen lassen. Es ist ja schön, Spiegel für das Gute zu sein; möge das mein glückliches Los im Leben werden!

Ich habe die Heimat in der Hütte auf der Sandheide gesehen, sowie in den fürstlichen Schlössern, welche die Künste zieren, und in der einfachen und bequemen Wohnung des Bürgers; und überall, wo Tugend und Liebe das Familienband schlossen, wo dessen Genius, das gute und sorgende Weib, wirkend und wachend dastand, sah ich dieselben freundlichen Bilder, hörte ich dieselben lieblichen Harmonien. Armuth und Reichthum machten keinen Unterschied.

Güte und Ordnung, diese himmlischen Boten auf der Erde, rufen überall denselben Frieden und dasselbe Glück hervor. Keine bittere Wurzel darf da wachsen; wo sie aufkommen will, entsteht immer ein Lächeln oder eine Thräne und in dieser ein Liebeswort, um alles Bittere

zu ersticken. Liebe wacht über des Kindes Wiege, über des Alters Ruhe, über jedes Mitgliedes Wohl und Gedeihen; um glücklich zu sein, geht der Mensch aus dem Weltleben — heim.

Das betrübte Herz findet im häuslichen Kreise Trost, das unruhige Ruhe, das fröhliche hat dort sein rechtes Lebenselement. Oder wo bekommst du diesen anmuthigen Scherz zu hören, der nur reizt, um zu befriedigen, wo die frohen Worte voll Zärtlichkeit und Lob, wo dieses herzliche Lachen, diese Ausbrüche inniger Freude, welche des Lebens leichtes, belebendes Feuerspiel ausmachen, wo vernimmst du sie alle, diese kleinen Annehmlichkeiten, welche dem Leben einen erhöhten Reiz verleihen — wenn nicht innerhalb der edeln und glücklichen Familie? Und wo, wenn nicht dort, findest du dieses sich selbst verleugnende Leben, diese reinen, unbesonnenen Aufopferungen für das Wohl anderer, diese treue und geheiligte Liebe, die sich ans Erdenleben knüpft und die Geister in den Himmel erhebt — wo, wenn nicht dort, findest du diese reine Glückseligkeit, die zuweilen träumen läßt, daß der Himmel nichts Schöneres auf Erden zu bieten habe?

Fromme Seelen, wenn sie von Gott reden, sagen, daß sie heimgehen. Ihre Himmelssehnsucht ist für sie ein Heimweh. Auch Jesus zeigt uns die Wohnung der ewigen Glückseligkeit unter dem Bilde einer Heimat — eines Vaterhauses. Sagt uns dies nicht, daß das irdische Haus bestimmt ist, ein Abbild des Himmels zu sein und ein Vorhof zu dieser höhern Heimat?

Der Norden ist kalt und ernst. Die Künste haben dort ihre Heimat nicht; der Blumen Zeit ist kurz; willst du ihr Land sehen, so sieh Italien, sieh Frankreich. Willst du des häuslichen Familienglücks geweihten Boden schauen, so sieh Schweden! Sieh überall zwischen den Bergen und Wäldern diese stillen Wohnsitze, wo der Mensch ein veredeltes Naturleben genießt, wo im Schose heiliger und schöner Verhältnisse sich die nationellen

Tugenden der Schweden, Tapferkeit und Gottesfurcht, entwickeln.

Und jetzt, während wir auf gutem Wege sind, laßt uns einmal in Adelaidens Haus einkehren. Ich habe es die Heimat der Glückseligkeit genannt und wünsche lebhaft, daß ihr, meine Leser, es auch so nennen möchtet.

Ein klarer Novembermorgen ging über M. auf. Am Abende des vorhergehenden Tages hatte Graf Alarich seine junge schöne Frau in seine väterliche Wohnung eingeführt. Da wir im Begriffe sind, in das Haus zu dringen und Indiscretionen zu begehen, so laßt uns einmal ein wenig in das Vorgemach der jungen Gräfin hineinblicken. Kein Staub auf dem grünen Fußteppiche; auf den Fenstern und Spiegeln kein Fleck. Die Luft ist von Reseda durchduftet. Der Kaffeetisch mit blendendweißer Decke und mit dem rauchenden Morgentranke steht an dem Sofa. Einige schöne Gemälde von Schwedens guten Meistern zieren die Wände. Wo aber haben wir die jungen Leute? Dort am Fenster stehen Alarich und Adelaide, er den Arm um ihren Leib geschlungen, sie den schönen Kopf gegen seine Schulter gestützt.

Der erste Schnee war während der Nacht gefallen, und wie ein großes, weißes Bettuch lag der See unter der alten stattlichen Burg. Der hochstämmige Fichtenwald streckte weit umher gegen die Wolken seine schneeigen Kronen, und auf der andern Seite des Sees zeigte sich ein Gebirgsrücken in wunderlichen Gestaltungen; fernher vom Walde vernahm man die muntern und kraftvollen Schläge einer Axt. Eine und die andere große Schneeflocke fiel noch langsam durch die ruhige Luft nieder, der Himmel klärte sich immer mehr auf und die Wolken färbten sich an Purpur und Gold immer höher, bis sie plötzlich vor dem strahlenden Blicke erbleichen mußten, den die Königin des Tages ihnen sandte, während sie klar und herrlich aus dem weißen Bette der Gebirgs emporstieg. Erde und Bäume kleideten sich jetzt schnell in Dia-

mantschmuck, sie schimmerten von tausend Sternen, aber nicht zum Wetteifer, sondern zur Huldigung und zum Danke.

Und das schöne Schauspiel ward von zwei glücklichen Menschen betrachtet. Alarich's Adlerblick ruhte auf der Sonne und ertrug unabgewendet ihren blendenden Strahl; Adelaide beugte fröhlich und fromm ihr Haupt vor der Freudenspenderin, wie zum Gruße, und sang:

Dir ertönt mein Gesang,
Hochstrahlende Sonn'!
Um deinen Königsstuhl
Tief in erblauender Nacht
Hast du die Welten gesetzt
Als Vasallen. Du siehst
Auf die Bittenden nieder,
Aber im Licht ist dein Gang.
Sieh, die Natur ist todt;
Die Nacht, den Gespenstern hold,
Hat auf die erbleichende Pracht
Ihr Bahrtuch gelegt.
Manche Nachtlampe blickt
Im Trauerhause nieder;
Aber du steigst wieder
Aus dem Osten in Glut,
Und wie eine Rose in der Knosp'
Wacht die Schöpfung auf.*)

Hier unterbrach sich Adelaide plötzlich, und indem sie mit Entzücken die Hände zusammenschlug, rief sie aus:

„Ach, im Frühling, da muß es hier erst schön sein, wenn der See frei ist und die Sonne Blume nach Blume hervorlockt! Und alles dieses werde ich mit dir sehen und genießen dürfen. O Alarich, wie schön ist das Leben, wie herrlich ist es zu leben!"

„Leben!" sprach ihr Alarich gedankenvoll nach. „Und

---

*) Aus Tegnér's „Sonnengesang".

was ist leben?" fragte er, indem er Adelaide lächelnd betrachtete.

„Leben ist lieben", antwortete Adelaide mit Wärme, „und den anbeten, der uns die Liebe gegeben hat. O wie viel weniger würde man das Gute im Leben genießen, wenn man nicht einem allgütigen Geber zu danken hätte! Ich liebe dich, Alarich; ich danke Gott, und dies ist mir Eins, und dies Eine ist mein Glück."

„Und ich will für dich danken, meine Adelaide, wie für den schönsten Schatz des Lebens", sagte Alarich, indem er sie innig an sich preßte und mit einem feurigen Blicke zum Himmel hinaufsah. „Aber bloße Gefühle sind nicht genug fürs Leben, wir müssen —"

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach ihn Adelaide mit einem Kusse und einem schalkhaften Lächeln, „wir müssen denken, studiren, uns unserm Geschlechte nützlich machen, die Geschichte lesen und alles dies — nein, werde nicht ernst! Siehst du, alle Weisheit stammt nur aus des Herzens Wärme. Wenn die Sonne warm zur Erde scheint, so erzeugt diese ihre Früchte. Ich liebe dich; was deines Lebens Interesse ist, soll auch das meinige werden. Dein Land soll mein Land sein, deine Freunde die meinigen."

„Aber sage mir", fuhr sie fort, und ihr Gesicht zeigte zu gleicher Zeit Wißbegierde und Scherz, „sind die Menschen in unserer Zeit mit all ihrer Gelehrsamkeit wirklich glücklicher, als es z. B. die Patriarchen zu ihrer Zeit waren? Sind die Schweden heute besser und glücklicher, als es ihre unwissenden Väter vor mehrern Jahrhunderten waren?"

„Diese größere Masse der Menschen ist besser und glücklicher", antwortete Alarich. „Wissenschaft und Kunst haben durch ihre Fortschritte der Menschheit Organe für ihre mannichfachen Kräfte sowie reiche Mittel für den Genuß und gegen Leiden verliehen. Aber den rechten Maßstab, um das Fortschreiten des Menschengeschlechts schätzen

zu können, dürften wir durch einen Blick in das Familienleben der frühern Zeiten erhalten und durch eine Vergleichung desselben mit dem unserigen. Durch Kenntniß des Familienlebens, dieser Wurzel des Staatenlebens, würden wir erst einsehen lernen, was das Menschenleben an Glückseligkeit und Veredlung gewonnen hat. Ich glaube, meine Adelaide, du würdest bei näherer Betrachtung das Jetzt nicht mit dem Früher vertauschen wollen, dein Haus nicht mit einer Hütte in Mamres Hainen, obgleich sie von Palmen umschattet war, auch nicht mit einer Ritterburg, wenn du auch dort das Feldzeichen für deinen auf Raubzüge ausziehenden Wiking nähen dürftest, und obgleich du sowol in der patriarchalischen wie in der Ritterzeit nichts zu lernen brauchtest und deinen Gatten Herr nennen könntest!"

„Mein Herr und Mann", sagte Adelaide, indem sie sich vor Alarich mit anmuthsvoller Demuth verneigte, „damals wie jetzt wäre mir das ein Glück und eine Ehre gewesen. Aber sage mir, bester Alarich, wie kommt es denn, daß diese unsere Zeit nicht mehr allgemein glücklich ist? Gibt es nicht auch jetzt eine Menge unglücklicher und gesonderter Familien?"

„Es gibt deren", antwortete Alarich; „aber es ist dann ihr eigener Fehler. Alle Elemente zur Glückseligkeit und zur Veredlung finden sich im Leben; der Mensch darf nur die Hand ausstrecken, um sie zu erfassen. Es ist wahr, viel Böses und viel Elend klebt unserer Zeit an; aber es ist eine Zeit des Kampfes oder der Entwickelung, ein großer Uebergangsmoment, und der Siegesruf überstimmt schon den Weheruf. Wir werden während der Winterabende die Geschichte zusammen lesen, und du wirst dort eine herrliche Erscheinung gewahren — die Entwickelung Gottes in der Menschheit; du wirst sehen, wie er sich unserm Geschlechte in immer klarern Strahlen, in immer höherer Innerlichkeit gibt, je nachdem dieses ihn in sich aufzunehmen vermag; du wirst sehen,

wie die Menschheit, genährt von des Ewigen Leben, ihre Glieder immer freier und harmonischer ausbildet, immer klarer gen Himmel aufblickt, wie ihre geistige, ihre göttliche Gestalt sich allmählich im Anschauen des Allgütigen verklärt; du wirst es sehen und wirst dich freuen; du wirst dich glücklich fühlen, daß auch du berufen bist, nach deinen Kräften Gottes Reich auf Erden zu verbreiten. Und du wirst dann finden, meine Adelaide, daß des Lebens Freude zugleich mit dem Ernste desselben bestehen kann, ja daß sie ohne einander nicht sein können."

Adelaide sah froh und ahnungsreich zu ihrem Manne auf. „Ich glaube, ich verstehe dich. Und wenn alle Brautpaare halten, was sie vor Gott gelobt, sowie wir es thun, wenn endlich das ganze Menschengeschlecht eine einzige heilige Familie ausmacht, da wird die Trauungsstunde kommen zwischen Gott und seiner Erde, und dann wird die glückliche Braut so wie ich ausrufen: O wie gut ist Gott! Gelobt sei Gott!"

„O wie gut ist Gott!" stimmte Alarich mit Wärme ein und schloß seine Gattin an seine Brust.

So standen sie beide da, fromm, gut und glücklich, in irdischer und himmlischer Liebe vereint, Mann und Weib.

Sollte jemand meiner Leser befürchten, daß eine Liebe, die sich so ganz in die höchsten Regionen des Lebens hinaufschwang, das Zeitliche verabsäumen dürfte; sollte eine bedachtsame und liebenswürdige Leserin äußern, während sie dastehen und schwatzen, „pour se former le coeur et l'esprit", werde der Kaffee kalt: so muß ich ganz ehrerbietig erinnern, daß sie trotz des Gesprächs am Fenster ihn doch ganz heiß genossen, und ich wollte hier gern ein Bild der Hausfrau darstellen, wie ich sie an Adelaide fand, der umsichtigen und wachsamen, die ihr Auge überall hat und doch einen jeden in Frieden und Freiheit sein Geschäft besorgen läßt; der sorgsamen, die ihren einfachen Tisch ebenso geschmackvoll schmückte, wie sie ihre Vorrathskammer ordentlich und zierlich hielt; die für ihres edeln

Gatten Gemächlichkeit in dem Allergeringsten bemüht war und die Hausleute bei trefflicher Laune erhielt, die in die kleinsten Theile des Alltagslebens mit Leben und Lust einging und ihnen Reiz und Poesie verlieh.

„Reiz und Poesie den Beschäftigungen des Alltagslebens?“ fiel mistrauisch die Frau Großhändlerin ein, der ich dies vorlas, und begann mir ein Promemoria von Bäckerei, Brauerei, Wäscherei u. s. w. vorzuseufzen. Und gleichwol verhielt es sich so, wie ich sagte; denn Ordnung, Güte und Freude waren kleine Hausgötter in Adelaidens Hause, die über alles wachten und überall den Takt schlugen.

Und wodurch vermochte sie diese hervorzuzaubern?

Dadurch, daß sie glücklich und ihres Glückes werth war; daß sie den lieben konnte, mit dem sie ihr Leben vereint hatte; und Liebe, Liebe vermag den schwersten Sauerteig des Lebens aufzuheben. *)

Und jetzt, geneigter Leser — könnte ich dir ein anmuthigeres Gemälde bieten als das eines liebenden und glücklichen Paares, eines Hauses, eines Vorhofs zum Himmel, so würde ich es vorbringen, um dir Freude zu machen; — da ich mich aber dazu für nicht gut genug halte, fort mit der Feder!

---

*) Wertheste Hausfrauen! Erzeigt der Verfasserin die Gerechtigkeit, zu glauben, daß sie wohl weiß, daß ein rechtschaffener Sauerteig von selbst aufgeht, und nehmt dies Gleichniß nicht so wörtlich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.